

Rhein-Maas

Geschichte, Sprache und Kultur

Band 14
2025

Gastarbeit und Migration Lebensgeschichten an Rhein, Maas und Ruhr



Rhein-Maas
Geschichte, Sprache und Kultur

Herausgegeben im Auftrag
des Instituts für niederrheinische Kulturgeschichte
und Regionalentwicklung

von

Ute K. Boonen
Ralf-Peter Fuchs
Karen Wallrich



Rhein-Maas

Geschichte, Sprache und Kultur

Band 14:

**Gastarbeit und Migration – Lebensgeschichten an
Rhein, Maas und Ruhr**

Herausgegeben von Ute K. Boonen, Ralf-Peter Fuchs und Karen Wallrich
in Zusammenarbeit mit Gaby Herchert



**ASCHENDORFF
WISSENSCHAFT
UND FORSCHUNG**

Die frei zugängliche Open-Access-Publikation des vorliegenden Titels wurde mit Mitteln des Publikationsfonds der Universitätsbibliothek Duisburg-Essen ermöglicht.



Offen im Denken



Qualität für Menschen



**ANTON-BETZ-STIFTUNG
DER RHEINISCHEN POST E.V.**

Mit freundlicher Unterstützung durch den Landschaftsverband Rheinland (LVR), die Anton-Betz-Stiftung der Rheinischen Post e.V., die Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Duisburg-Essen sowie durch den Förderverein der Universität Duisburg-Essen

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, Vervielfältigungen, die Entnahme von Abbildungen, die Speicherung und Verarbeitung in Datenverarbeitungsanlagen.

Dieses Werk enthält Hinweise/Links auf Websites Dritter, auf deren Inhalt der Verlag keinen Einfluss hat und die der Haftung der jeweiligen Anbieter oder Betreiber unterliegen.

Umschlagabbildung: Vera Kappmann

Anschrift d. Redaktion: Institut für niederrheinische Kulturgeschichte und Regionalentwicklung (InKuR), Universität Duisburg-Essen, Fakultät für Geisteswissenschaften, Universitätsstr. 12, 45141 Essen

Erscheinungsweise: jährlich

Lektorat: Sabine Vahl

Satz: Astrid Stähr

Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG

Soester Straße 13

48155 Münster

buchverlag@aschendorff-buchverlag.de

www.aschendorff-buchverlag.de

© 2026 Institut für niederrheinische Kulturgeschichte und Regionalentwicklung



CC BY 4.0 – creativecommons.org/licenses/by/4.0

Printed in Germany

ISSN 1869-4071 | ISBN 978-3-402-26348-8 (Print) | ISBN 978-3-402-26349-5 (PDF)

<https://doi.org/10.17438/978-3-402-26349-5>

www.uni-due.de/inkur | www.aschendorff-buchverlag.de

Inhalt

Vorwort	7
DAVID DE BOER	
Migrationspolitik in der deutsch-niederländischen Grenzregion Nijmegen als Transithafen für Migranten von 1720 bis 1930	11
MAX DAHLMER	
Gesellschaft im Gespräch Eine Betrachtung der niederländischen Talkshow-Landschaft zwischen 2015 und 2020	23
PIA AWATER UND KAREN WALLRICH	
Bildungsaufsteiger:innen in Deutschland und den Niederlanden Eine Beschreibung der Bildungswege und Bildungschancen	41
JUDITH PURKARTHOFFER	
Familiensprachen als Privatsache? Individuelles Spracherleben und gesellschaftliche Spracherwartungen im Ruhrgebiet	65
GABY HERCHERT	
„Deutschland, ein türkisches Märchen?“ Deutschlandbilder türkischer Autoren in den 1980er-Jahren	83
DERYA GÜR-ŞEKER	
Migrations(liebes)geschichten an Rhein und Ruhr	97
RALF-PETER FUCHS	
Lokalgeschichte und Migration Ein Projekt zum Leben der ehemaligen „Gastarbeiter“ und ihrer Angehörigen in Moers	109

SIMONE LOLEIT UND LIANE SCHÜLLER	
Geschichte(n) von Migration, Mobilität und Flucht	
Bericht zu einem fächervernetzenden Lehr-Lern-Projekt	127

LEBENSGESCHICHTEN

Einleitung	151
----------------------	-----

GABY HERCHERT	
Ich bin auf einem langen Weg	
Geschichten von Gastarbeiter:innen	153

FERIDUN ZAIMOGLU	
Namenloser Freund	
Zwölf kurze Geschichten	217

WEITERE AUFSÄTZE

VEIT VELTZKE	
Rees am Rhein: Hanseverbindungen und Stadtprofil	

Autorinnen und Autoren	323
----------------------------------	-----

Vorwort

Die Wiederaufbauphase nach dem Zweiten Weltkrieg ging in Deutschland einher mit einem sogenannten Wirtschaftswunder. Rege Bautätigkeit in allen Städten und der Aufbau großer Industrieanlagen boten Arbeitsplätze für viele – für so viele, dass im eigenen Land nicht ausreichend Arbeitskräfte gefunden werden konnten. Die geburtenschwachen Jahrgänge der Kriegsgeneration, Lohnerhöhungen, Senkungen der Wochenarbeitszeiten und des Renteneintrittsalters trugen dazu bei, dass sich die Lage auf dem Arbeitsmarkt zunehmend verschärfte. Die Anwerbung ausländischer Arbeitnehmer – die Anwerbung von Arbeiterinnen war zunächst nicht intendiert – erwies sich seit 1955 als ein probates Mittel, das Wirtschaftswachstum zu stabilisieren, die Sozialsysteme auszubauen und vielen Deutschen den Aufstieg von Arbeitern zu Angestellten zu ermöglichen. Am 20. Dezember 1955 schloss die BRD ein Anwerbeabkommen mit Italien, in den nächsten Jahren folgten weitere mit Spanien und Griechenland und am 30. Oktober 1961 schließlich mit der Türkei. Damit wollte man eine Win-win-Situation für beide Seiten erzielen. In Deutschland sollte der Arbeitskräftemangel ausgeglichen werden, in der Türkei sollten die hohe Arbeitslosigkeit abgemildert und Devisen ins Land geholt werden. Die „Gastarbeiter“ halfen, die Wirtschafts- und Sozialsysteme beider Länder zu stabilisieren. In den folgenden zwölf Jahren unterzogen sich fast 900.000 türkische Arbeitnehmer den erniedrigenden und oft auch traumatischen Untersuchungen in den türkischen Anwerbestellen, denn nur wer jung, stark und gesund war, durfte die Reise mit der Bahn oder dem Flugzeug überhaupt antreten. Da Arbeit in Deutschland als Garantie für eine bessere Zukunft im eigenen Land galt, machten sich so viele auf den Weg, dass ab 1972 Türken die stärkste Gruppe der Arbeitsmigranten stellten. Von *Migration* war jedoch zum Zeitpunkt des Anwerbeabkommens keine Rede, der geläufige Begriff *Gastarbeiter* rekurrierte darauf, dass der Aufenthalt zeitlich befristet, die Verweildauer in Deutschland auf zwei Jahre begrenzt und Familiennachzug zunächst ausgeschlossen war. Auch nachdem die Befristung auf Druck der Arbeitgeber 1964 zurückgenommen wurde, hielt sich bei den Deutschen und den meisten türkischen Arbeitern das Narrativ, ihr Aufenthalt in Deutschland sei nur vorübergehend. Sie wollten so lange Geld verdienen, bis die Ersparnisse reichten, um in der Türkei eine sichere Existenz aufzubauen. Nur 500.000 türkische Arbeitnehmer der ersten Generation kehrten zurück, alle anderen verlängerten ihren Aufenthalt immer wieder und holten schließlich –

oft erst nach vielen Jahren – ihre Frauen und Kinder nach. Viele von ihnen träumten selbst nach der Familienzusammenführung noch lange Zeit von Rückkehr. Die deutsche Regierung und die deutschen Arbeitgeber rechneten ebenfalls fest mit ihrer Rückreise und sahen daher keine Veranlassung, sich um eine Eingliederung der „Gastarbeiter“ und ihrer Familien in den deutschen Alltag zu bemühen. Die Inhalte firmeneigener Sprachkurse beschränkten sich auf ein Minimum, die allmählich einsetzende Ghettobildung am Rande von Großstädten wurde geflissentlich übersehen.

Ab 1971 zeichnete sich in Deutschland eine Wirtschaftskrise ab. Das Brutto-sozialprodukt sank, Firmen gingen in Konkurs, Rationalisierungsmaßnahmen vernichteten Arbeitsplätze und die Arbeitslosigkeit stieg ebenso wie die Inflation. 1973 ließ die Ölkrise die Energiepreise explodieren und gefährdete ganze Wirtschaftszweige. Als im Spätsommer desselben Jahres türkische, italienische und jugoslawische Arbeiter in den Kölner Ford-Werken mit einem wilden Streik gleiche Löhne und Arbeitsbedingungen für deutsche und ausländische Arbeitnehmer forderten, entfesselte die Boulevardpresse eine Hetzkampagne gegen „Gastarbeiter“, die, angeblich durch linke Chaoten aufgewiegelt, arbeitswilligen Deutschen den Zugang zum Arbeitsplatz versperrten. Sie verbreiteten das Narrativ vom „Ausländer, der den Deutschen den Arbeitsplatz wegnimmt“, das bis heute zum populären Argumentationsfundus rechter politischer Kräfte zählt. Die Stimmung in Deutschland wandte sich gegen Ausländer und im November 1973 wurde schließlich ein Anwerbestopp verhängt. Bei den türkischen Arbeitnehmern löste dieser eine Tendenz zur Familienzusammenführung aus, sie wollten möglichst zügig ihre Frauen und Kinder nachholen, weil sie fürchteten, ihnen könne später die Einreise verwehrt werden. Eine neue Kindergeldregelung vom 1. Januar 1975, mit der das Geld für nicht in Deutschland lebende Kinder gekürzt werden sollte, erhöhte den Zuzug türkischer Frauen und Kinder noch einmal deutlich.

Als 1980 in der Türkei das Militär die Macht übernahm, waren Regimegegner wie linke Intellektuelle, Künstler und Kurden brutalen Verfolgungen ausgesetzt. Insbesondere diejenigen, die Verwandte oder Freunde in der Bundesrepublik hatten, flüchteten nach Deutschland, beantragten Asyl und gesellten sich zu den Gastarbeiterfamilien. Die anhaltende Rezession, eine zweite Ölkrise und damit einhergehend eine allgemeine Weltwirtschaftskrise führten zu Massenarbeitslosigkeit, stetig sinkender Wirtschaftskraft und steigender Ausländerfeindlichkeit. Mit dem Heidelberger Manifest vom 17. Juni 1981 verliehen rechtskonservative Professoren ihrer Sorge vor „Unterwanderung des deutschen Volkes durch Zuzug von vielen Millionen Ausländern und ihren Familien“ und ihrer Angst vor Überfremdung des deutschen Volkstums Ausdruck. Das Pamphlet machte rechtsextreme Positionen salonfähig und leistete der Meinung Vorschub, eine Verschärfung der Ausländerpolitik sei ein wirksames Mittel gegen alle sozialen und wirtschaftlichen Missstände. Ausländerpolitik wurde zum Wahlkampfthema.

Während sich die linken Kräfte empört mit „den Ausländern“ solidarisierten, forderten die NPD und ähnliche Parteien einen „Ausländerstopp“ und die etablierten Parteien arrangierten sich mit der ausländerkritischen Haltung weiter Bevölkerungskreise.

Heinz Kühn, von 1966–1978 Ministerpräsident in NRW und danach Ausländerbeauftragter der Bundesregierung, hatte schon im September 1979 festgestellt, dass Deutschland de facto ein Einwanderungsland sei und daher Maßnahmen zur sozialen und politischen Integration dringend gefordert. Politiker aller führenden Parteien weigerten sich, Kühns Erkenntnisse anzuerkennen. „Ausländerpolitik“ hatte zwar Priorität auf der politischen Agenda, aber es folgten konzeptionslose Einzelmaßnahmen, die bestenfalls wirkungslos blieben und schlimmstenfalls zur Verschärfung der Situation beitrugen.

Die Regierung unter Helmut Kohl reglementierte den Nachzug türkischer Ehefrauen und Kinder und beschloss im November 1983 ein Rückkehrhilfegesetz, das den türkischen Arbeitnehmer:innen eine Prämie von 10.500 Mark und die Rückzahlung ihrer Arbeitnehmerbeiträge in die Rentenkasse zusicherte, sofern sie innerhalb einer knappen Frist in die Türkei zurückkehrten. Sie erreichte damit nur einen geringen Effekt, denn viele Arbeitnehmer schätzten ihre geringen Chancen, in der Türkei nachhaltig Fuß fassen zu können, realistisch ein und beschlossen zu bleiben. Zudem waren ihre Kinder mittlerweile in Deutschland heimisch geworden, für sie war die Türkei kaum mehr als ein jährliches Urlaubsziel. Sie besuchten Schulen, hatten Ausbildungen begonnen oder waren mittlerweile selbst berufstätig. Was als Arbeitsmigration der Eltern begonnen hatte, mündete endgültig in einen Einwanderungsprozess, der politisch noch lange verleugnet wurde.

Eine vergleichbare Entwicklung vollzog sich in den Niederlanden, die sich auch in einer ähnlichen Nomenklatur niederschlägt: Erstmalig tauchte der Begriff „gastarbeider“ im Jahr 1964 im *Woordenboek der Nederlandse Taal* (WNT) auf.

Nach dem Zweiten Weltkrieg lag der Fokus in den Niederlanden auf dem Wiederaufbau des Landes, der mit einer verbesserten wirtschaftlichen Situation seit den frühen 1950er-Jahren einherging. Wie Deutschland auch setzten die Niederlande dabei auf Arbeitskräfte aus dem Ausland. Es wurden Abkommen mit verschiedenen Ländern – zuerst mit Italien, dann Spanien und Griechenland sowie Jugoslawien und später mit der Türkei und Marokko – geschlossen und schon 1949 erreichten die ersten italienischen Arbeitskräfte die Niederlande. Bis zur Ölkrise im Jahr 1973 fand ein stetiger Zuzug von Gastarbeitern statt; mit der stagnierenden Entwicklung der Industrie verlangsamte sich die Migrationsbewegung allerdings auch Richtung Niederlande. Gleichzeitig fanden Familienzusammenführungen statt und viele Gastarbeiterfamilien entschieden sich für ein dauerhaftes Leben in den Niederlanden. Dies führte seit den 1980er-Jahren, ebenso wie in Deutschland, zur Frage danach, wie ein gutes Zusammenleben für alle aussehen kann, was Integration überhaupt ist und wie diese gelingen kann.

Für den vorliegenden Band haben Wissenschaftler:innen aus Deutschland und den Niederlanden Gastarbeit und Migration an Rhein, Maas und Ruhr aus historischer, gesellschaftswissenschaftlicher, literatur- und sprachwissenschaftlicher Perspektive in den Blick genommen. Dabei werden Themen wie die niederländische Migrationspolitik im 18. Jahrhundert (David de Boer, Radboud Universität), die Repräsentation von Migrant:innen in niederländischen Fernseh-Talkshows (Max Dahlmer, Universität Münster), Bildungs- und Aufstiegschancen von Arbeiterkindern im deutsch-niederländischen Vergleich (Pia Awater & Karen Wallrich, Universität Duisburg-Essen) sowie Familiensprachen und aktuelle gesellschaftliche Spracherwartungen im Ruhrgebiet (Judith Purkarthofer, Universität Duisburg-Essen) sowie Deutschlandbilder in der Literatur türkischer Autoren in den 1980er-Jahren (Gaby Herchert, Universität Duisburg-Essen) behandelt. Eine persönliche Einordnung der Migrationsgeschichte als Liebesgeschichte nimmt Derya Gür-Şeker (Hochschule Bonn-Rhein-Sieg) vor. Bei den letzten Beiträgen handelt es sich um Berichte von Seminaren zum Thema Gastarbeit und Migration, einmal in Form von Interviews mit Gastarbeiter:innen aus Moers (Ralf-Peter Fuchs, Universität Duisburg-Essen) und einmal in Form eines fächervernetzenden Lehr-Lern-Projekts mit Postern von Studierenden (Simone Loleit & Liane Schüller, Universität Duisburg-Essen).

Neben der wissenschaftlichen Perspektive sind auch Lebensgeschichten von Gastarbeiter:innen aufgenommen, erstellt von Gaby Herchert, sowie literarische Texte, die der Schriftsteller Feridun Zaimoglu auf Basis dieser Lebensgeschichten verfasst hat. In diesen Erzählungen gewähren türkische Migrant:innen der ersten Generation Einblicke in die Geschichte einzelner Familien und in persönliche Lebenserinnerungen. Sie sind Zeitzeugen des langen Weges, der für viele als kurzer Auslandsaufenthalt begann und als Emigration endete. Manche haben in Deutschland eine neue Heimat gefunden, andere fühlen sich entwurzelt oder sind zu Wanderern zwischen zwei Ländern und zwei Kulturen geworden.

Außerdem enthält dieser Band einen Beitrag von Veit Veltzke zur Geschichte der Stadt Rees, deren vormalige Mitgliedschaft in der Hanse Forschungsgegenstand einer niederländisch-deutschen Arbeitsgruppe ist.

Essen, im Februar 2026

Gaby Herchert, Ute K. Boonen, Ralf-Peter Fuchs & Karen Wallrich

DAVID DE BOER

Migrationspolitik in der deutsch-niederländischen Grenzregion Nijmegen als Transithafen für Migranten von 1720 bis 1930

Ein deutscher Einwanderer, der 1830 der Abschiebung entging, indem er dem Stadtrat von Doesburg einen Stammbaum mit Vorfahren aus Gelderland vorlegte;¹ Beauftragte der Niederländischen Armee, die 1834 auf die Stadtverwaltung Nijmegen einredeten, weil diese auf der Fähre über die Waal kaum nach Ausländern suchte;² die Gemeinde Nijmegen, die zwischen 1880 und 1901 dem Deutschen Reich Informationen über deutsche Prostituierte und Zuhälter in der Stadt lieferte, um den Frauenhandel zu bekämpfen;³ Tierschützer, die 1928 vor dem Nijmegener Stadtrat gegen die Ankunft deutscher Zirkusse protestierten.⁴ – Dies sind nur einige Ergebnisse der historischen Spurensuche nach Migranten in Gelderland, die Studierende im Rahmen des Kurses *Onderzoekslaboratorium* (Forschungslabor) an der Radboud-Universität Nijmegen 2025 aus dem Regionaal Archief Nijmegen durchführten.⁵

Das *Onderzoekslaboratorium* ist ein integraler Bestandteil des BA-Studiengangs Geschichte. Jedes Jahr arbeiten mehrere Gruppen von Studierenden im zweiten Studienjahr in regionalen Archiven an verschiedenen Forschungsthemen zur Geschichte von Nijmegen und Umgebung. Ziel des Kurses ist es, die Studierenden an die Grundlagen der historischen Archivforschung heranzuführen. Sie schreiben dann im Verlauf zum ersten Mal eine Arbeit auf der Grundlage von Archivquellen. Im letzten Kurs untersuchte eine Arbeitsgruppe verschiedene Aspekte der Migrationsgeschichte von Nijmegen und Umgebung vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. Daraus ergab sich eine Reihe wertvoller Forschungsergebnisse über die vielen Migranten-

¹ Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.2.7 Politiemaatregelen ten opzichte van vreemdelingen, Inv.-Nr. 18368.

² Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.2.1 Algemeen, Inv.-Nr. 18364.

³ Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.4.2 Bestrijding van onzedelijkheid, Inv.-Nr. 18062.

⁴ Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.4.3. Dierenbescherming, Inv.-Nr. 18023.

⁵ Aus pragmatischen Gründen wird für historische soziale Gruppen das generische Maskulinum verwendet, in dem Sinn, dass damit sämtliche Geschlechterrollen inkludiert sind.

gruppen, die im Laufe der Jahrhunderte in und durch die Grenzregion Gelderland zogen.

Die Migrationsgeschichte von niederländischen Grenzstädten wie Nijmegen ist noch relativ wenig erforscht. Bislang haben sich Historiker:innen vor allem auf die Neuankömmlinge in den großen Städten im Westen der Niederlande konzentriert, der heutigen sogenannten *Randstad*. Die im Rahmen des Kurses durchgeführte Archivrecherche war daher nicht nur eine wertvolle Übung für die Studierenden. Die untersuchten Quellen werfen auch relevante neue Fragen zur Geschichte der Migrationspolitik in der deutsch-niederländischen Grenzregion auf, denen in diesem Artikel nachgegangen werden soll.

1 Schenkenschanz, Pfalzdorf und die Dreizehn Kolonien

Die Republik der Vereinigten Niederlande (1579–1795) nimmt innerhalb des Forschungsfeldes der Migrationsgeschichte eine besondere Stellung ein.⁶ Historiker:innen bezeichnen die Niederländische Republik oft als eine Migrationsgesellschaft *par excellence*. Sie war ein dezentralisierter Staat, der sich durch offene Grenzen und ein weit verbreitetes Bewusstsein unter den Bürgern auszeichnete, dass sein Wohlstand zu großen Teilen den Migranten zu verdanken war:⁷ Kapital von geflüchteten Protestanten aus den spanischen Niederlanden war entscheidend für die Gründung der niederländischen Ostindien-Kompanie (VOC) und Westindien-Kompanie (WIC) im frühen 17. Jahrhundert,⁸ wallonische Flüchtlinge machten Leiden zu einem der wichtigsten Textilzentren Europas, sephardisch-jüdische Migranten verbanden Amsterdam mit ihren ausgedehnten Handelsnetzwerken im Mittelmeer, deutsche Immigranten besetzten einen bedeutenden Teil der Handelsflotte⁹ und in vielen Haushalten arbeiteten dänische Dienstmädchen.¹⁰

Neuere Forschungen haben gezeigt, dass die niederländischen Städte bis zu einem gewissen Grad versuchten, die Migration zu regulieren, indem sie beispielsweise bedürftigen Neuankömmlingen Geld für die Ausreise anboten, verurteilte Migranten besonders hart bestraften oder die Ansiedlung bestimmter Gruppen (wie etwa Juden in Utrecht) verboten.¹¹ Solche Maßnahmen entsprechen dem historiografischen Konsens, dass die Einwanderungspolitik des frühneuzeitlichen Europas im Wesentlichen städtisch geprägt war.¹²

⁶ Janssen (2017).

⁷ de Boer & Janssen, Hrsg. (2023).

⁸ Gelderblom (2000).

⁹ van Lottum (2007).

¹⁰ Kuijpers (2005).

¹¹ Luk & Sint Nicolaas (2023).

¹² De Munck & Winter, Hrsg. (2012).



*Abb.1: Schenkenschanz (Ausschnitt, undatiert),
Jan van Call (1656–1706). Mit Genehmigung des Rijksmuseum Amsterdam*

Im Rahmen des *Onderzoekslaboratorium* entdeckten wir einen Fall, der das Bild der Republik der Vereinigten Niederlande als Land der offenen Grenzen ebenfalls teilweise in Frage stellt. Im Jahr 1741, zu Beginn des Österreichischen Erbfolgekriegs, stoppten niederländische Soldaten eine Reihe von Schiffen in Schenkenschanz, damals ein militärischer Vorposten auf dem Rhein zwischen Nijmegen und dem feindlichen preußischen Kleve.

An Bord befanden sich neunzehn protestantische Familien aus der Kurpfalz, die erklärten, sie seien auf dem Weg nach Rotterdam. Von dort hofften sie, die Überfahrt zu den Dreizehn Kolonien in Nordamerika zu schaffen. Ihre Reise wurde jedoch vorzeitig abgebrochen. Die Soldaten trauten der Geschichte nicht und verweigerten den Migranten die Einreise in die Republik mit der Begründung, dass ihnen Papiere zum Beweis der geplanten Seereise fehlten.

Die Auswanderer mussten jedoch nicht nach Hause zurückkehren. Preußen, das seit mehreren Jahrzehnten im Rahmen einer Peuplierungspolitik Migranten aus verschiedenen Teilen Europas in den dünn besiedelten Gebieten des Königreichs ansiedelte, erwies sich als gastfreundlicher.¹³ König Friedrich II. bot den Einwanderern günstige Bedingungen für die Gründung eines neuen Dorfes auf der unbebauten Gocherheide.¹⁴ Die restriktive Grenzpolitik der niederländischen Republik bildete so die Grundlage für die Entstehung von Pfalzdorf, das noch jahrhundertlang als pro-

¹³ Niggemann (2016).

¹⁴ Zbroschzyk (2014).

testantische Insel mit charakteristischem Pfälzer Dialekt in der katholischen Region Kleve hervorstach.¹⁵

Die Schicksale dieser pfälzischen Auswanderer werden in den kürzlich digitalisierten Resolutionen der Generalstaaten sichtbar.¹⁶ Sie zeigen, dass in der Niederländischen Republik auch auf zentraler Ebene Maßnahmen ergriffen wurden, um die Einwanderungsbewegungen zu regulieren. Die Generalstaaten, das zentrale Regierungsorgan der Republik, hatten den Soldaten in Schenkenschanz bereits 1722 befohlen, „Emigranten aus Deutschland“ nicht passieren zu lassen, wenn sie nicht nachweisen konnten, dass sie die Überfahrt in die britischen Kolonien selbst finanzieren konnten.¹⁷ Die Generalstaaten wiesen außerdem darauf hin, dass die Auswanderer nur zugelassen würden, wenn sie den Stadtverwaltungen von Nijmegen und Arnheim garantieren könnten, dass sie nicht im Herzogtum Geldern bleiben, betteln oder Kinder zurücklassen würden.¹⁸ Auf Kosten der Migranten mussten zudem auf jedem Schiff ein Korporal und drei bis vier Soldaten mitreisen, um jeglichen Aufenthalt in Geldern zu vermeiden.¹⁹

Es bedarf weiterer Untersuchungen, um solche Formen zentralisierter Migrationspolitik in der Republik der Vereinigten Niederlande besser zu verstehen. Wie außergewöhnlich oder repräsentativ war die Zurückweisung von Migranten an der Grenze? Welche Rolle spielten Grenzstädte wie Nijmegen und Arnheim beim Zustandekommen einer solchen Politik? Und welche Auswirkungen hatten die Grenzschließungen auf die Beziehungen zu ausländischen Akteuren, wie Preußen und die britischen Kolonien?

2 Zwischen lokaler und nationaler Einwanderungspolitik

Die Studierenden des *Onderzoekslaboratoriums* fanden auch vielversprechende Ansatzpunkte für zukünftige Forschung zur Migrationspolitik im 1815 gegründeten Königreich der Niederlande. Migrationshistoriker:innen haben viel über die Einwanderungspolitik der Niederlande des 18. Jahrhunderts geschrieben. Der weitaus größte Teil der Forschung konzentriert sich jedoch auf die Zeit nach 1849 – dem Jahr, in dem die Niederlande als eines der ersten Länder in Europa ein Ausländergesetz einführten.²⁰

¹⁵ Ich danke Eef van Hout, die mich auf den Fall Pfalzdorf aufmerksam gemacht hat.

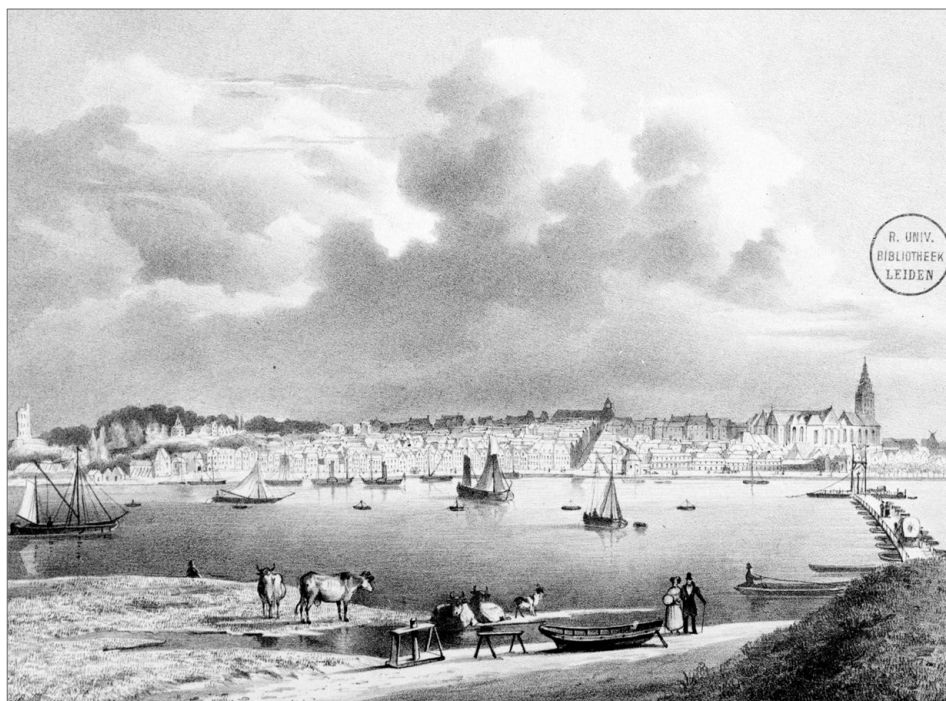
¹⁶ Für Informationen zum REPUBLIC Digitalisierungsprojekt siehe <https://goetgevonden.nl/project/het-project/>.

¹⁷ Resoluties van de Staten Generaal (19. Juni 1741).

¹⁸ Das Herzogtum Geldern war eine der sieben niederländischen Provinzen und umfasste ungefähr die jetzige Provinz Gelderland.

¹⁹ Resoluties van de Staten Generaal (23. März 1741).

²⁰ van Eijl (2005).



*Abb. 2: Nijmegen (erste Hälfte des 19. Jahrhunderts),
mit Genehmigung des Regionaal Archief Nijmegen*

Das Wissen über den Umgang der Niederländer mit Immigranten in den ersten Jahrzehnten nach der Gründung des Königreichs beschränkt sich weitgehend auf die Gesetzgebung.²¹ Über das Verhältnis zwischen Gesetzgebung und Praxis im Zeitraum von 1815 bis 1849 ist relativ wenig bekannt. Dies ist umso bemerkenswerter, wenn man bedenkt, dass die relativ wohlhabenden Niederlande bis 1840 neben der Schweiz europaweit die meisten Einwanderer anzogen.²² Um 1800 waren etwa fünf Prozent aller Einwohner im Ausland geboren – hauptsächlich in den deutschen Ländern.²³ Migrationshistoriker:innen gehen im Allgemeinen davon aus, dass die Einwanderungspolitik vor 1849 vor allem auf lokale Initiativen zurückging, die sich in erster Linie gegen „Landstreicher“ und andere mittellose Ausländer richteten. Die niederländische Regierung habe zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch zu wenig Einfluss auf die lokalen Polizeikräfte gehabt, um eine zentralisierte Ausländerpolitik zu betreiben.²⁴

²¹ Vgl. Leenders (1993).

²² Obdeijn & Schrover (2008), S. 98.

²³ Obdeijn & Schrover (2008), S. 100.

²⁴ van Eijl (2005), S. 14.

Studierende haben im Regionaal Archief Nijmegen ein reichhaltiges Quellenkorpus aus den 1830er-Jahren zusammengetragen, das dieses Bild in Frage stellt und einen guten Ausgangspunkt für die Schließung historiografischer Lücken bieten kann. Sem Hieminga, Thijs de Bree, Caemen Harte und Matthijs Schoenmakers entdeckten, dass der niederländische Staat bereits in Reaktion auf die Belgische Revolution von 1830 die Grenzpolitik aus Angst vor politischer Infiltration durch belgische Rebellen an sich zog. Die Garnisonsstadt Nijmegen lag im Krieg gegen die Revolutionäre an der Front und stand zwischen 1830 und 1839 unter der Militärverwaltung eines Oberbefehlshabers, Generalmajor L.J. George. Im Jahr 1831 wurde beschlossen, dass Belgier und Reisende aus Belgien die Grenze nur über die Garnisonsstädte Bergen op Zoom, Breda, 's-Hertogenbosch und Nijmegen überqueren durften, und zwar nur mit ausdrücklicher Genehmigung des örtlichen Oberbefehlshabers.²⁵

Um die Mobilität der Ausländer in den Griff zu bekommen, korrespondierte der Oberbefehlshaber George ausgiebig mit verschiedenen Stellen, unter anderem mit dem Generalkriegsdirektor, dem Gouverneur von Gelderland, dem regionalen *schout* (Schultheiß) sowie den örtlichen Polizeikommissaren. Die Archive liefern viele Informationen über die Maßnahmen, die zur Aufrechterhaltung der Grenzkontrollen getroffen wurden.²⁶ Auf den Dampfschiffen zwischen Köln und Nijmegen wurden Plakate angebracht, die die Reisenden an die Regeln erinnerten. Personen, die sich verdächtig verhielten oder sich nicht sofort bei den Behörden meldeten, wurden festgenommen und über die Grenze gebracht.²⁷ Postkutschen, die Ausländer befördern konnten, wurden streng überwacht. Es wurden Listen geführt, wer das Land über Nijmegen verlassen durfte.²⁸

Auch die Grenzen zu den deutschen Ländern wurden dabei streng im Auge behalten. So wurde beispielsweise 1832 ein gewisser Pirmé in Nijmegen angehalten. Pirmé war aus Aachen angereist, einem wichtigen ersten Zufluchtsort für Orangisten (Loyalisten der niederländischen Krone aus dem abgespalteten Belgien). Ihm wurde aber die Einreise verweigert, weil der Verdacht bestand, er sei ein belgischer Spitzel.²⁹ Ein Jahr später gab ein Mann namens Gilson, der ebenfalls aus Aachen angereist war, nach einem Verhör in Nijmegen zu, kein Franzose zu sein, wie er zuvor behauptet hatte, sondern Belgier. Er soll eine falsche Identität angegeben haben, weil er gewusst habe, dass es für Belgier schwierig war, aufgenommen zu werden.³⁰ Diese Angst war nicht unbegründet. Ein weiterer Mann namens Paul Bouquié versuchte, mit einem Brüsseler Reisepass nach Nijmegen einzureisen, angeblich um seine Familie zu besuchen, wurde aber aus der Provinz ausgewiesen.³¹

²⁵ Nederlandsche Staatscourant (20. Juni 1831).

²⁶ Archiv Opperbevelhebber Nijmegen (1830–1839).

²⁷ Opperbevelhebber Nijmegen, 1.04.3.1 Algemeen, Inv.-Nr. 56.

²⁸ Opperbevelhebber Nijmegen, 1.04.3.3.3 Reizigers, Inv.-Nr. 100–102.

²⁹ Opperbevelhebber Nijmegen, 1.04.3.3.2 Burgers, Inv.-Nr. 92–94.

³⁰ Opperbevelhebber Nijmegen, 1.04.3.3.2 Burgers, Inv.-Nr. 92–94.

³¹ Opperbevelhebber Nijmegen, 1.04.3.3.2 Burgers, Inv.-Nr. 92–94.

Nicht nur die Armee gestaltete und praktizierte Einwanderungspolitik. Auch andere staatliche Stellen kommunizierten in den 1830er-Jahren intensiv über Einwanderer. So übermittelte die Stadtverwaltung von Nijmegen dem Gouverneur von Gelderland – dem Vertreter des Königs in der Provinz – monatlich Listen der Ausländer, die sich in der Stadt aufhielten, von der Stadt ausgestellte Reise- und Aufenthaltsgenehmigungen sowie Disziplinarmaßnahmen gegen Gasthausbetreiber, die keine Fremden gemeldet hatten.³² Umgekehrt teilte der Gouverneur der Stadtverwaltung Informationen aus dem Ausland mit. So informierte der Oberpräsident von Westfalen 1834 den Gouverneur von Gelderland über eine geplante Fahndung nach „Dieben und Landstreichern“. Aus Angst vor Grenzübertrern forderte der Gouverneur den Bürgermeister von Nijmegen auf, zusätzliche Patrouillen durchzuführen und alle Grenzstraßen strenger zu überwachen.³³ Für den Zeitraum 1830–1849 fand Sem Hieminga außerdem zahlreiche Briefe des Gouverneurs von Gelderland und der Gemeinde Nijmegen, die sich auf die Suche nach einzelnen Ausländern bezogen. Im Jahr 1830 gab es zum Beispiel einen regen Briefverkehr über den Deutschen Johannes Lutz, der verdächtigt wurde, sich unerlaubt in Nijmegen aufzuhalten. Der Gouverneur von Gelderland forderte die Gemeinde auf, Lutz zu suchen und auszuweisen, aber der Mann war unauffindbar. Vier Monate später teilte die Gemeinde Doesburg in einem Schreiben mit, dass Lutz sich in ihrer Stadt aufhalte. Lutz gab jedoch an, durch einen Stammbaum beweisen zu können, dass er Vorfahren aus Gelderland hatte. Die Gemeinde Doesburg hielt dies für einen ausreichenden Grund, ihm den Aufenthalt zu gestatten. Der Gouverneur bat um eine Kopie des Stammbaums und scheint den Fall damit abgeschlossen zu haben.³⁴

Archive dieser Art bieten ein großes Potenzial, um ein differenzierteres Bild der Beziehungen zwischen zentralen und lokalen Stellen bei der Gestaltung der Ausländerpolitik in einer bedeutenden Phase der Geschichte des Königreichs der Niederlande zu zeichnen. Welchen Anteil hatten die verschiedenen Stellen an der Gestaltung der Migrationspolitik? Wie wirkte sich die Belgische Revolution auf die deutsch-niederländischen Beziehungen abseits der Front aus? Und welche nachhaltigen Auswirkungen hatte die Abspaltung Belgiens auf die niederländische Einwanderungs- und Grenzpolitik?

3 Der Einfluss von Interessengruppen auf die Migrationspolitik

Zentrale und lokale Verwaltungen mussten in ihrem Umgang mit Ausländern nicht nur aufeinander Rücksicht nehmen. Ab dem späten 19. Jahrhundert kamen Poli-

³² Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.2.7 Politiemaatregelen ten opzichte van vreemdelingen, Inv.-Nr. 18368.

³³ Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.2.7 Politiemaatregelen ten opzichte van vreemdelingen, Inv.-Nr. 18622.

³⁴ Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.2.7 Politiemaatregelen ten opzichte van vreemdelingen, Inv.-Nr. 18368.



Abb. 3: Der Voerweg in Nijmegen um 1890. Im Bordell von E.M. Knuvelder (mit Schürze und Eimer) arbeiteten viele deutsche Prostituierte, mit Genehmigung des Regionaal Archief Nijmegen

tiker zunehmend mit Hilfsorganisationen in Berührung, die versuchten, die Ausländerpolitik durch Lobbyarbeit, Petitionen, Werbekampagnen etc. zu beeinflussen.³⁵ Eine solche Organisation war die international tätige *Association pour la répression de la Traite des Blanches*,³⁶ die sich gegen den grenzüberschreitenden Frauenhandel im Zusammenhang mit Prostitution einsetzte. Ihre Lobbyarbeit führte unter anderem zum Pariser Protokoll von 1904, in dem sich sechzehn teilnehmende Länder verpflichteten, gegen den Menschenhandel vorzugehen, indem sie die Grenzkontrollen verschärften und potenzielle Opfer aufspürten.³⁷

Der Einfluss von Kampagnen gegen Frauenhandel auf die Einwanderungspolitik in der deutsch-niederländischen Grenzregion ist noch so gut wie unerforscht. Im Regionaal Archief Nijmegen fanden die Studierenden aber interessante Hinweise auf lokale Einflussnahme. So entdeckte Arla Snieder, dass 1881 der deutsche Konsul die Gemeinde Nijmegen um Hilfe bei der Auslieferung von Gottfried Hucke, einem Bordellbesitzer aus Kirchworbis in Thüringen, bat. Dies war das erste einer Reihe von

³⁵ Schrover, Vosters & Glynn (2019).

³⁶ de Vries (2005).

³⁷ Schrover (2015).



Abb. 4: „Besucht keinen Zirkus!!“ Anzeige vom Jack London Verbond in der *Provinciale Geldersche en Nijmeegsche Courant* (30. Mai 1927), mit Genehmigung des Regionaal Archief Nijmegen

Schreiben über einen Zeitraum von 20 Jahren, in denen der Konsul um Informationen über deutsche Prostituierte – etwa 50 Prozent aller in Nijmegen registrierten Sexarbeiterinnen³⁸ – und Männer, die des Menschenhandels verdächtigt wurden, bat.³⁹

Andere Interessengruppen, die versuchten, die Einwanderungspolitik auf lokaler Ebene zu beeinflussen, waren Tierschutzorganisationen wie der Niederländische Tierschutzverein (gegründet 1864) und der *Jack London Verbond* (gegründet 1922). Diese Organisationen hatten unter anderem deutsche Wanderzirkusse wie Althoff, Schneider, Hagenbeck und Carré im Visier, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts regelmäßig in den Niederlanden gastierten.⁴⁰ Robin Liebrechts fand heraus, dass der *Jack London Verbond* in den 1920er-Jahren mehrere Petitionen an die Stadtverwaltung von Nijmegen schrieb, um deutschen Zirkussen keine Stellplätze gewähren zu lassen. Dabei argumentierten sie zum einen, dass die Verwendung von Tieren für Zirkusvorstellungen „unnatürlich“ und „gottlos“ sei und zudem der Folter gleichkomme.⁴¹ Auf der anderen Seite bedienten sie sich einer nationalistischen Rhetorik. Ausländische Zirkusse würden den wirtschaftlichen und nationalen Interessen zuwiderlaufen, da sie „niederländisches Geld ins Ausland schleppen“.⁴² Zusätzlich zu Petitionen veröffentlichte der *Jack London Verbond* in den 1920er-Jahren Hunderte von Briefen und Anzeigen in lokalen und nationalen Zeitungen, in denen Menschen aufgefordert wurden, keine Zirkusse zu besuchen.⁴³

Solche Kampagnen scheinen einen gewissen Einfluss gehabt zu haben. Im Jahr 1931 wies der Kommissar der Königin in Gelderland den Bürgermeister von Nijmegen an, Lizenzen nur unter klaren Bedingungen zu erteilen, um Tierquälerei zu verhindern. Die Polizei hatte die Einhaltung dieser Bedingungen zu überwachen.⁴⁴ Obwohl Überlegungen zum Tierschutz auch heute noch eine komplexe Rolle in Migrationsdebatten spielen, muss die Geschichte von Tierschutzorganisationen im Hinblick auf Ein-

³⁸ Bossenbroek & Kompagnie (1998), S. 93.

³⁹ Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.4.2. Bestrijding van onzedelijkheid, Inv.-Nr. 18062.

⁴⁰ Regionaal Archief Nijmegen (2024).

⁴¹ Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.4.3. Dierenbescherming, Inv.-Nr. 18023.

⁴² Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.4.3. Dierenbescherming, Inv.-Nr. 18023.

⁴³ Eine Suchanfrage nach „Jack London Verbond“ in der niederländischen Zeitungsdatenbank Delpher ergibt 1326 Treffer. <https://www.delpher.nl/> (01.10.2025).

⁴⁴ Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.4.3. Dierenbescherming, Inv.-Nr. 18023.

wanderungspolitik noch geschrieben werden. Wie verbreitet waren die Kampagnen gegen Wanderzirkusse, mit denen die Gemeinde Nijmegen konfrontiert war? Wie gingen Städte mit solchen Forderungen um? Und wie haben die Zirkusse auf die gegen sie gerichtete Lobbyarbeit reagiert?

4 Fazit

Als Grenzstadt im Rhein-Maas-Delta war Nijmegen jahrhundertlang ein wichtiges Tor für Migration in die Niederlande – und weiter zum Atlantik. Trotz seiner geringen Größe hat die Stadt demzufolge eine besonders reiche Migrationsgeschichte. Der Umgang Nijmegens mit Immigranten war daher nicht nur eine lokale Angelegenheit. In dem hier zugrunde gelegten Zeitraum von 1720 bis 1930 wurden Fragen zur Migration in Nijmegen regelmäßig zu einem Thema nationaler und internationaler Bedeutung. Dies spiegelt sich im Regionaal Archief Nijmegen wider. Die Recherchen der Studierenden des Kurses *Onderzoekslaboratorium* ergaben, dass eine bunte Mischung von Verwaltungsorganen und Interessengruppen – darunter die Generalstaaten, die niederländische Armee, deutsche Konsuln, humanitäre Initiativen und Tierschutzorganisationen – im Laufe der Jahrhunderte versuchten, die Einwanderungspolitik der Stadt zu beeinflussen. Diese Geschichte ist bisher nur ansatzweise untersucht. Die hier besprochenen Fälle bieten daher wertvolle Anhaltspunkte für neue Forschungen, etwa zur zentralen Grenzpolitik in der niederländischen Republik, zum Verhältnis zwischen den verschiedenen Regierungsebenen bei der Gestaltung der Grenzpolitik im 19. Jahrhundert und zum frühen Einfluss humanitärer Kampagnen und Interessengruppen auf die lokale, nationale und internationale Migrationspolitik.

5 Literaturverzeichnis

5.1 Archivquellen

Delpher

– Nederlandsche Staatscourant (Den Haag, 20. Juni 1831), <https://delpher.nl>.

Goetgevonden – de resoluties van de Staten-Generaal

– Resoluties van de Staten-Generaal, 19. Juni 1741, <https://goetgevonden.nl/>.

– Resoluties van de Staten-Generaal, 23. März 1741, <https://goetgevonden.nl/>.

Regionaal Archief Nijmegen

– Opperbevelhebber Nijmegen, 1.04.3.1 Algemeen, Inv.-Nr. 56, Stukken betreffende te houden toezicht op vreemdelingen en reizigers 1830–1839.

– Opperbevelhebber Nijmegen, 1.04.3.3.3 Reizigers, Inv.-Nr. 100–102, Stukken betreffende personen die het land willen verlaten via Nijmegen, 1830–1839.

– Opperbevelhebber Nijmegen, 1.04.3.3.2 Burgers, Inv.-Nr. 92–94, Stukken betreffende het verbieden aan bepaalde vreemdelingen om in Nederland te verblijven en het nauwkeurig in de gaten houden van vreemdelingen, 1831–1839.

- Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.2.1 Algemeen, Inv.-Nr. 18364, Uitvoering van diverse maatregelen op het gebied van de openbare orde, 1830–1839.
- Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.2.7 Politiemaatregelen ten opzichte van vreemdelingen, Inv.-Nr. 18368, Diverse aangelegenheden betreffende het toezicht op vreemdelingen, 1816–1861.
- Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.2.7 Politiemaatregelen ten opzichte van vreemdelingen, Inv.-Nr. 18622, Briefwisseling met de gouverneur over het nemen van maatregelen om te voorkomen dat tijdens in Pruisen te houden dieven- of vagebondenjacht ongewenste personen de wijk nemen naar aangrenzend Gelders gebied, 1834.
- Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.4.2. Bestrijding van onzedelijkheid, Inv.-Nr. 18062, Behandeling van verzoeken van de Duitse consul om informatie over eventueel in Nijmegen verblijvende Duitsers die verdacht worden van meisjeshandel, en over Duitse meisjes en vrouwen die verblijf houden in cafés, bierhuizen of tapperijen, 1881–1901.
- Secretarie Gemeente Nijmegen, 1.2.2.4.3. Dierenbescherming, Inv.-Nr. 18023, Bestrijding van dierenmishandeling tijdens kermissen, circusvoorstellingen en andere openbare vertoningen, 1926–1938.

5.2 Forschungsliteratur

- Bossenbroek, Martin P. & Jan H. Kompagnie (1998): *Het mysterie van de verdwenen bordelen*. Amsterdam: Bert Bakker.
- de Boer, David & Geert H. Janssen (Hrsg.) (2023): *De vluchtelingenrepubliek. Een migratiegeschiedenis van Nederland*. Amsterdam: Prometheus.
- De Munck, Bert & Anne Winter (Hrsg.) (2012): *Gated communities? Regulating migration in early modern cities*. Milton Park: Taylor & Francis.
- de Vries, Petra (2005): „White slaves“ in a colonial nation. The Dutch campaign against the traffic of women in the early twentieth century, in: *Social & Legal Studies* 14–1, 39–60.
- Gelderblom, Oscar (2000): *Zuid-Nederlandse kooplieden en de opkomst van de Amsterdamse stapelmarkt (1578–1630)*, Hilversum: Verloren.
- Regionaal Archief Nijmegen (2024): „Het circus in Nijmegen“, Blog. <https://regionaalarchiefnijmegen.nl/actueel/12-blog/467-het-circus-in-nijmegen>.
- Janssen, Geert H. (2017): The republic of the refugees. Early modern migrations and the Dutch experience, in: *Historical Journal* 60-1, 233–252.
- Kuijpers, Erika (2005): *Migrantenstad. Immigratie en sociale verhoudingen in 17e-eeuws Amsterdam*. Hilversum: Verloren.
- Leenders, Marij (1993): *Ongenode gasten. Van traditioneel asielrecht naar immigratiebeleid 1815–1938*. Hilversum: Verloren.
- Luk, Karlijn & Samantha Sint Nicolaas (2023): Judging migrants. Towards a new research agenda on social control, local conflict and the judicial position of migrants in the early modern Dutch Republic, in: *The Low Countries Journal of Social and Economic History* 20–1, 11–35.
- Niggemann, Ulrich (2016): ‚Peuplierung‘ als merkantilistisches Instrument. Privilegierung von Einwanderern und staatlich gelenkte Ansiedlungen, in: Jochen Oltmer (Hrsg.): *Handbuch Staat und Migration in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert*. Berlin: De Gruyter, 171–218.
- Obdeijn, Herman & Marlou Schrover (2008): *Komen en gaan. Immigratie en emigratie in Nederland vanaf 1550*. Amsterdam: Bert Bakker.
- Schrover, Marlou (2015): History of slavery, human smuggling and trafficking 1860–2010, in: Gerben Bruinsma (Hrsg.): *Histories of transnational crime*. New York: Springer, 41–70.
- Schrover, Marlou, Teuntje Vosters & Irial Glynn (2019): NGOs and West European migration governance (1860s to Present), in: *Journal of Migration History* 5–2, 189–217.
- van Eijl, Corrie (2005): *Al te goed is buurmans gek. Het Nederlandse vreemdelingenbeleid, 1840–1940*. Amsterdam: Aksant.

- van Lottum, Jelle (2007): *Across the North Sea. The impact of the Dutch Republic on international labour migration, c. 1550–1850*. Amsterdam: Aksant.
- Zbroschzyk, Markus (2014): *Die preußische Peuplierungspolitik in den rheinischen Territorien Kleve, Geldern und Moers im Spannungsfeld von Theorie und räumlicher Umsetzung im 17.–18. Jahrhundert*. Bonn: Dissertation. [<https://bonndoc.ulb.uni-bonn.de/xmlui/handle/20.500.11811/5978>].

MAX DAHLMER

Gesellschaft im Gespräch

Eine Betrachtung der niederländischen Talkshow-Landschaft zwischen 2015 und 2020

Einleitung

Seit sich das Fernsehen zur Mitte des 20. Jahrhunderts als Massenmedium etabliert hat, erfüllt das Medium vielfältige gesellschaftliche Aufgaben. Schnell entwickelte es sich neben Zeitungen und Radio zu einer der Hauptinformationsquellen vieler Menschen. Das immer vielfältiger werdende Angebot, das im Lauf der Jahrzehnte durch private Sender erweitert wurde, bot zusätzlich Unterhaltung und Zerstreuung und wurde in all seinen unterschiedlichen Facetten zu einem Spiegel der Gesellschaft. Als solcher dient das Fernsehen auch als Abbild gesellschaftlicher und soziologischer Realitäten. Mit anderen Worten: Die Teilhabe und Sichtbarkeit gesellschaftlicher Gruppen lässt sich unter anderem an deren Repräsentation im TV-Angebot ablesen. Im Gegensatz zu Online-Plattformen wie TikTok oder YouTube, an die das Fernsehen in den letzten Jahren immer mehr seiner Bedeutung verlor, sind die dort angebotenen Inhalte weniger demokratisch. Internetangebote können von jeder Person mit Kamera und Internetanschluss genutzt werden und jeder Upload dauert nur wenige Klicks. Zwar können Algorithmen die Verbreitung bestimmter Arten von Inhalten besonders fördern, im Grundsatz bieten die Plattformen aber allen Menschen die gleichen Möglichkeiten.¹ Die grundsätzliche Demokratisierung der Kommunikation durch das Internet hat es auch gesellschaftlichen Gruppen, die in den klassischen Massenmedien unterrepräsentiert waren, ermöglicht, sich zu vernetzen

¹ ZDF Heute, Verfahren gegen Plattform. EU will Infos über Algorithmus von Musks X, online unter: <https://www.zdf.de/nachrichten/politik/eu-kommission-elon-musk-x-algorithmus-100.html>, veröffentlicht am: 17.01.2025.

und eine Öffentlichkeit für ihre Themen zu generieren. In der klassischen Medienlandschaft ist eine solche demokratische Grundstruktur schon wegen der Beschaffenheit des Mediums nicht möglich. Die Einstiegshürde ist im Vergleich zu Internetplattformen deutlich höher. So gilt zwar laut Artikel 5 des Grundgesetzes die Freiheit des Rundfunks, in der Praxis benötigt ein privater Rundfunksender allerdings eine Genehmigung der Landesrundfunkanstalten. Die Gründung eines Fernsehsenders ist nicht nur mit einem hohen bürokratischen Aufwand, sondern auch mit immensen Kosten verbunden. Im Gegensatz zu sozialen Medien wie YouTube oder TikTok bleibt der Zugang zum Fernsehen durch redaktionelle Strukturen und hohe Produktionshürden beschränkt. Dadurch behalten Fernsehsender eine Gatekeeper-Funktion, die mitentscheidet, welche gesellschaftlichen Gruppen sichtbar werden.

Nun hat sich in den vergangenen Jahrzehnten der Diskurs dahin gehend verschoben, dass diese Gruppen – auch dank des Internets – zunehmend Gehör verschaffen und an gesellschaftlichen Debatten teilnehmen konnten. In den meisten Ländern Europas und der westlichen Welt gab es Debatten über Rassismus, das nationale rassistische und koloniale Erbe und den Umgang damit. In Deutschland, wo man sich bereits seit Jahrzehnten mit der Shoah beschäftigt, rücken nun auch Verbrechen unter der Kolonialherrschaft in Namibia, der Umgang mit Gastarbeitern und der Alltagsrassismus im Land in den Vordergrund. In den Niederlanden wird nun bereits seit vielen Jahren über die Figur *Zwarte Piet* gestritten. Auch die Frage nach dem kolonialen Erbe beschäftigt das Land mit Diskussionen über die Umbenennung von Straßen und die Entfernung von Denkmälern.

Diese Debatten werden von verschiedenen Interessengruppen über diverse Kommunikationskanäle öffentlich behandelt. Somit liegt es nahe, dass diese Debatten auch in die klassischen Massenmedien gelangen, sobald Redaktionen in den Themen einen Nachrichtenwert und eine gesellschaftliche Relevanz erkennen. In diesem Artikel wird anhand des Beispiels von Talkshows in den Niederlanden analysiert, wie ausgeprägt die Repräsentation von Menschen mit Migrationshintergrund aus nicht-westlichen Herkunftstaaten² ist. Dabei wird zum einen die quantitative Ebene, also der Anteil von Menschen mit nicht-westlichem Migrationshintergrund unter den Gästen, betrachtet, zum anderen auch die Art und Weise, wie in den Talkshows mit den oben genannten Themen rund um Rassismus und das koloniale Erbe in den Niederlanden umgegangen wird. Dafür wurden verschiedene niederländische Talkshows ausgewählt, die einen Querschnitt der gesamten Talkshowlandschaft abbilden sollen.

² Definition nach Centraal Bureau voor de Statistiek. Diese Daten werden in dieser Form inzwischen nicht mehr durch das CBS erhoben, da die reine Unterscheidung zwischen Menschen westlicher und nicht-westlicher Herkunft sehr verallgemeinernd ist. Eine feingliedrigere Erhebung wäre auch für diese Arbeit wünschenswert gewesen, lag allerdings zum Zeitpunkt der Untersuchung nicht vor.

1 Relevante mediale Debatten

In den Niederlanden prägen seit vielen Jahren mediale Debatten über Rassismus und Diskriminierung die öffentliche Diskussion. Besonders die Auseinandersetzungen um die Figur des *Zwarte Piet* und die *Black Lives Matter*-Bewegung (BLM) haben viel Aufmerksamkeit erhalten und gesellschaftliche Veränderungen angestoßen. In diesem Kapitel werden beide Themen beispielhaft für eine Vielzahl an medial verhandelten Debatten dargestellt, um ihre Entwicklung und ihre Rolle in den Medien, insbesondere in Talkshows, zu beleuchten.

1.1 *Zwarte Piet* – Ursprung einer kontroversen Figur

Zwarte Piet ist eine Figur aus der niederländischen *Sinterklaas*-Tradition und wurde erstmals 1828 erwähnt.³ Er unterstützt *Sinterklaas*, indem er Geschenke an Kinder verteilt. Die Darstellung der Figur ist jedoch stark umstritten. Typische Merkmale wie das schwarz geschminkte Gesicht, die roten Lippen, Afrofrisur und goldene Ohringe sind Überbleibsel kolonialer Sklavenbilder und stehen in direkter Tradition zum *Blackfacing*, einer rassistischen Praxis, bei der sich weiße Menschen schwarz schminken. Die Figur erinnert in ihrer Darstellung auch an die *Minstrel Shows* des 19. Jahrhunderts, in denen schwarze Menschen von weißen Darsteller:innen karikiert wurden.⁴ Die Verbindung von *Blackfacing* und *Zwarte Piet* ist zentraler Bestandteil der Kritik an der Tradition.⁵

Bereits 1927 wurden erste Beschwerden über die rassistischen Implikationen von *Zwarte Piet* bekannt, als ein schwarzer Mann vor Gericht erscheinen musste, da er einen Hafenarbeiter geschlagen habe und aussagte, er sei von diesem immer wieder als *Zwarte Piet* bezeichnet worden.⁶ Ab den 1960er-Jahren formierte sich langsam ein kritischer Diskurs – zunächst vorwiegend von weißen Niederländer:innen.⁷ Besonders der *Witte-Pieten-Plan* von M.C. Grünbauer aus dem Jahr 1968, den diese in einem Beitrag in der Zeitschrift *Panorama* vorstellte, benennt die Figur als Unrecht und legt den Einfluss der Sklaverei auf deren Entstehung dar.⁸ In den 1980er-Jahren beteiligten sich vermehrt Jugendliche aus Suriname an den Protesten und kritisierten die kolonialen Machtverhältnisse, die durch die Figur transportiert werden. Dabei wurde auch der Ton der Debatte durch Slogans wie „Sinterklaas is een racist“ deutlich rauer. Trotz erster kleiner Veränderungen, welche das *Sinterklaas*-Fest kinder-

³ Meertens Instituut, Vragen over Zwarte Piet, online unter: <https://www.meertens.knaw.nl/cms/nl/onderzoek/faq/145825-vragen-over-zwarte-piet>, 30.11.2018, eingesehen am: 11.05.2021.

⁴ Koning (2018), S. 555.

⁵ Koning (2018), S. 574.

⁶ Euwijk/Rensen (2020).

⁷ Dibbitts/Hoving (2005), S. 251.

⁸ Dibbitts/Hoving (2005), S. 253.

freundlicher machen sollten – etwa der Abschaffung von Rute und Sack –, blieb die Hautfarbe der Figur lange unverändert. Erst 1993 wurden in Amsterdam erstmals bunte Pieten gezeigt.⁹ Der Diskurs erhielt jedoch erst ab 2011 größere mediale und gesellschaftliche Aufmerksamkeit.

Im Jahr 2011 brachte der Künstler Quinsy Gario mit seiner Aktion „*Zwarte Piet* is Racisme“ die Debatte in die breite Öffentlichkeit. Seine Verhaftung während einer Protestaktion sorgte für großes Medienecho.¹⁰ Ab 2014 äußerten sich auch internationale Organisationen wie die Vereinten Nationen kritisch zur Tradition.¹¹

Die Proteste im eigenen Land sowie die internationalen Stimmen, die sich gegen die Figur aussprachen, führten im Laufe der Jahre auch zu einem Umdenken in Teilen der niederländischen Bevölkerung. Laut einer Umfrage aus dem Jahr 2020 befürworteten zwar noch 55 % der Niederländer:innen die Beibehaltung der Figur – ein deutlicher Rückgang jedoch im Vergleich zu 71 % im Vorjahr.¹²

Die Proteste gegen *Zwarte Piet* führten dazu, dass Aktivist:innen verstärkt in Talkshows eingeladen wurden. Quinsy Gario wurde nach seiner Aktion 2011 zu einem bekannten Gesicht in den Medien. 2013 trat er in der populären Sendung *Pauw & Witteman* auf. Auch andere Aktivist:innen wie Jerry Afriyie oder der Rapper Akwasi erhielten mediale Aufmerksamkeit. Akwasi sorgte 2020 für eine Kontroverse, als er ankündigte, einem *Zwarte Piet* „ins Gesicht treten“ zu wollen. Dies führte zu zahlreichen Berichterstattungen und Talkshow-Diskussionen. Die mediale Aufmerksamkeit bot den Aktivist:innen einerseits eine Plattform, setzte sie andererseits aber auch massiver Kritik aus.

1.2 *Black Lives Matter* – Eine globale Bewegung erreicht die Niederlande

Die *Black Lives Matter*-Bewegung wurde nach dem Mord an George Floyd in vielen europäischen Ländern, aber auch in den Niederlanden einer großen Masse von Menschen bekannt. Die weltweiten Proteste beherrschten im Jahr 2020 zeitweise die Nachrichten. Die Geschichte der Bewegung begann allerdings deutlich früher. Sie hat ihren Ursprung in den USA und ist eine Reaktion auf Polizeigewalt gegen schwarze US-Bürger:innen. Sie entstand als *Hashtag* auf der Plattform *Twitter*. Im Jahr 2013 erfanden die drei schwarzen Amerikanerinnen Patrice Cullors, Alicia Garza und Opal Tometi *#BlackLivesMatter* als Reaktion auf den Freispruch von Martin Zimmerman, der am 26. Februar 2012 als Teil einer weißen Nachbarschaftswache den unbewaffneten 17-jährigen schwarzen Trayvon Martin erschoss. Der Aussage Zimmermans, er sei von Martin angegriffen worden, stehen widersprüchliche Zeugenaussagen entgegen. Dennoch wurde Zimmerman vor einer Geschworenenjury in allen

⁹ Dibbits/Hoving (2005), S. 259.

¹⁰ Ramdas (2011), S. 17.

¹¹ Jouwe (2015), S. 3.

¹² Lubbe/Kester (2020).

Anlagepunkten freigesprochen.¹³ In den Niederlanden fand die erste BLM-Demonstration 2016 in Amsterdam statt.¹⁴ Erst durch den Mord an George Floyd wurden sie zum Massenphänomen. In Amsterdam nahmen am 1. Juni 2020 bis zu 10.000 Menschen an einer Demonstration teil. Die Proteste wurden von Gruppen wie *Black-LivesMatterNL* und *Kick Out Zwarte Piet* organisiert. Der damalige Ministerpräsident Rutte verurteilte nicht nur den Mord an Floyd, sondern betonte, dass es auch in den Niederlanden ein strukturelles Rassismusproblem gebe.¹⁵

Die Demonstrationen bezogen sich nicht nur auf die USA, sondern griffen auch Polizeigewalt in den Niederlanden auf. Darunter der Todesfall des Arubaners Mitch Henriquez 2015 in Den Haag oder die Festnahmen schwarzer Demonstrierender 2016 in Rotterdam.¹⁶

Das mediale Interesse an BLM stieg 2020 rasant an, wodurch sie sich in den Niederlanden zu einer bedeutenden gesellschaftlichen Kraft entwickelt hatte, die neben der *Zwarte Piet*-Debatte ein weiteres zentrales Thema der Auseinandersetzung mit Rassismus und Diskriminierung wurde.

2 Datenanalyse niederländischer Talkshows

Ein wesentlicher Faktor von positiver Repräsentation ist die Sichtbarkeit. Aus diesem Grund wurden im Rahmen der Untersuchung Daten aus verschiedenen Talkshows der Niederlande erhoben. Die Gästelisten in den Talkshows *Andries*, *Het Filosofisch Kwintet*, *Jinek*, *Tijd voor MAX*, *M* und *Op1* wurden in den Jahren 2015 bis 2020 gesammelt und ausgewertet. Die ausgewählten Sendungen stellen dabei eine Übersicht der niederländischen TV-Landschaft dar und decken verschiedene Sender mit diversen politischen und weltanschaulichen Ausrichtungen ab.

In diesem Kapitel wird untersucht, zu welchem Anteil Menschen mit nicht-westlichem Migrationshintergrund unter den Moderator:innen der Sendungen vertreten sind. Im Anschluss werden die Sendungen jeweils einzeln mit Hinblick auf die Gäste behandelt. Dabei besteht jeder Teil aus einer Vorstellung der jeweiligen Sendung. Im Anschluss wird aufgrund des Profils des Senders, der Sendung und der Personen, welche eine Sendung moderieren, eine These über die Repräsentation von Menschen nicht-westlicher Herkunft aufgestellt. Im Anschluss wird diese These anhand der vorliegenden Daten überprüft. Die Datenanalyse schließt mit einer Gesamtbetrachtung aller Sendungen im Untersuchungszeitraum ab.

¹³ Frankfurter Allgemeine Zeitung (2013).

¹⁴ Het Parool (2016).

¹⁵ NOS, Rutte over racisme: Nederland heeft een probleem, online unter: <https://nos.nl/artikel/2336094-rutte-over-racisme-ook-nederland-heeft-een-probleem>, eingesehen am: 09.08.2021.

¹⁶ Dujardin (2020).

2.1 Moderator:innen

Ein wichtiges Element einer jeden Talkshow ist die Moderation. Die klassische Variante ist, dass eine Moderation von einer Person geleitet wird. Teilweise werden sie von einem Sidekick unterstützt. Neben dieser klassischen Form, bei der die Show durch eine Person geleitet wird, ist auch noch die Version mit einem Moderationsduo weit verbreitet. In diesen Fällen werden die Ausstrahlungen von einem Duo, welches meist aus einem Mann und einer Frau besteht, moderiert. Eine besondere Interpretation der Variante des Moderationsduos wurde auch durch die Talkshow *Op1* gewählt. Bei dieser Show gibt es mehrere Moderationsduos, die jeden Tag wechseln.

Die Entscheidung für eine:n Moderator:in ist eine langfristige, und die Sendung wird in der Regel über die gesamte Dauer von dieser Person moderiert. Nur selten wird diese Personalie verändert, vor allem da viele Sendungen vom Aufbau, aber auch vom Titel auf die Person zugeschnitten sind.

Untersucht man den Zeitraum 2015 bis 2019, liegt der Anteil der Moderator:innen mit einer nicht-westlichen Herkunft bei 0 %. Von den Moderator:innen Andries Knevel, Clairly Polak, Eva Jinek, Martine van Os, Sybrand Niessen und Margriet van der Linden, welche die untersuchten Sendungen in diesem Zeitraum moderierten, trifft dies auf keine einzige Person zu.

Dies ändert sich im Jahr 2020, seitdem die Sendung *Op1* ausgestrahlt wird. Unter den wechselnden Moderationsduos finden sich mit Fidan Ekiz, Giovanca Ostiana, Kefah Allush und Nadia Moussaid gleich vier Personen mit nicht-westlicher Herkunft, welche die Sendung zeitweise moderiert haben. Sie waren in 80 der insgesamt 287 Sendungen zu sehen, welche im Jahr 2020 von *Op1* ausgestrahlt wurden. Damit waren in 27,88 % der Sendungen eine dieser Moderator:innen mit nicht-westlicher Herkunft an der Leitung der Sendung beteiligt.

Um diesen Wert vergleichbarer mit denen der Gäste und der Repräsentation mit Blick auf den Anteil der Gesamtbevölkerung zu machen, sollte nicht nur betrachtet werden, in wie viel Prozent der Ausstrahlungen sie zu sehen waren, sondern auch, was ihr Anteil an den Moderationen war. Da sie immer im Duo zu sehen waren, gab es in den 287 Ausstrahlungen insgesamt 574-mal die Rolle als Moderator:in. Diese wurde 80-mal von den vier Moderator:innen mit nicht-westlicher Herkunft ausgeführt. Das entspricht einem Anteil von 13,94 % an allen Moderationen. Damit liegt dieser Anteil knapp über dem Anteil von 13,7 %, den Menschen nicht-westlicher Herkunft im Jahr 2020 an der niederländischen Gesamtbevölkerung ausgemacht haben.

Betrachtet man die Sendung allerdings gemeinsam mit allen anderen Sendungen, sind Moderator:innen mit nicht-westlicher Herkunft auch im Jahr 2020 deutlich unterrepräsentiert. Insgesamt wurden im Jahr 2020 von den sechs untersuchten Talkshows 761 Sendungen ausgestrahlt. Von diesen waren in 80 Sendungen Menschen mit nicht-westlicher Herkunft als Moderator:in zu sehen. Das entspricht einem Anteil von 10,51 %. Betrachtet man wiederum den Anteil an allen Moderationen, kommt man

auf 80 der insgesamt 1.240 Moderationen. Das entspricht 6,45 % der Moderationen im Jahr 2015 und liegt somit deutlich unter dem Anteil an der Gesamtbevölkerung.

Es bleibt allerdings zu bemerken, dass die Datenlage im Bereich der Moderation verglichen mit der Anzahl der untersuchten Gäste sehr gering und deshalb auch deutlich weniger repräsentativ ist. Die niederländische Talkshow-Landschaft ist deutlich größer als nur diese sechs Sendungen. So wird seit Januar 2021 beispielsweise auf *RTL 4* die Talkshow *Humberto*,¹⁷ moderiert von dem aus Suriname stammenden Humberto Tan, ausgestrahlt. Zwischen 2011 und 2014 wurde die Sendung *De Dino Show* ausgestrahlt, welche vom aus Curaçao stammenden Jandino Asporaat moderiert wurde.¹⁸

2.2 Gäste

Aufgrund der deutlich größeren Menge an Personen soll nun auch die Repräsentation unter der Gruppe der Gäste betrachtet werden, die ein deutlich aussagekräftigeres Bild abgeben, als es die Betrachtung der Talkshow-Hosts kann. So waren im Zeitraum zwischen 2015 und 2020 insgesamt 13.913 Menschen in den sechs untersuchten Talkshows zu Gast. Da sich die Anzahl der Sendungen sowie die Anzahl der Gäste pro Sendung sehr stark unterscheidet und diese noch dazu nicht alle im gesamten Untersuchungszeitraum ausgestrahlt wurden, werden in diesem Kapitel vor allem jene Sendungen hervorgehoben, die das Gesamtergebnis im Wesentlichen beeinflusst haben. Dabei handelt es sich um die Sendungen *Jinek* und *Tijd voor MAX*, welche beide im gesamten Untersuchungszeitraum ausgestrahlt wurden. Außerdem hat seit 2018 die Sendung *M* einen großen Einfluss, da auch diese Sendung eine große Anzahl an Gästen hat. Die Jahreswerte dieser drei Sendungen sind in Abbildung 1 abgebildet, ebenso wie die Jahresdurchschnittswerte aller Sendungen und der jeweilige Anteil von Menschen nicht-westlicher Herkunft pro Jahr im Untersuchungszeitraum.

Betrachtet man die Werte für die Gäste aus allen Sendungen, fällt auf, dass der Anteil der Gäste mit nicht-westlicher Herkunft in jedem Jahr unter dem jeweiligen Anteil an der Gesamtbevölkerung liegt. Dies ist nun, nach der Betrachtung aller einzelnen Sendungen, nicht verwunderlich, da diese in den meisten Fällen deutlich unter diesem Wert liegen. Dabei bildet die Sendung *M* eine Ausnahme. Diese liegt in zwei der drei Jahren, die untersucht wurden, deutlich über dem Anteil an der Gesamtgesellschaft und im dritten Jahr nur knapp darunter. Außerdem liegen sowohl die Sendung *Het Filosofisch Kwintet* als auch *Andries* in jeweils zwei Jahren deutlich über dem Anteil an der Gesamtgesellschaft. Es liegt jedoch vor allem an der Sendung *M*, dass sich der Gesamtwert im Untersuchungszeitraum leicht an den Anteil an der Gesamtbevölkerung annähert. Diese Tendenz hat bereits zwischen 2016 und 2017 begonnen.

Im Jahr 2016 waren insgesamt 1.369 Gäste in den vier Sendungen, die in diesen Jahren ausgestrahlt wurden. Von diesen hatten 94 Menschen eine nicht-westliche

¹⁷ Goossens (27.11.2020).

¹⁸ Gollin (18.07.2011), S. 2.

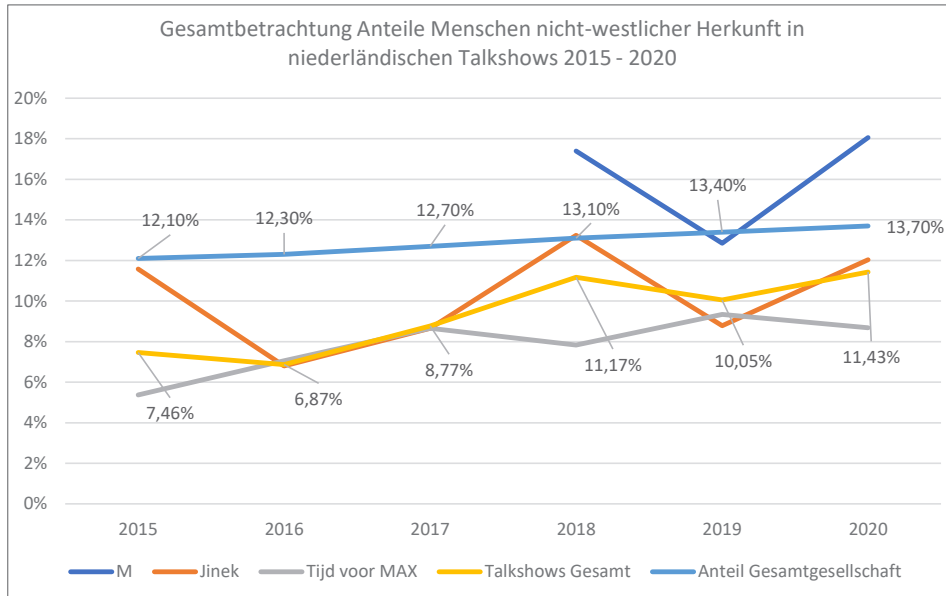


Abb.1: Gesamtbetrachtung Anteil Gäste nicht-westlicher Herkunft in niederländischen Talkshows 2015–2020

Herkunft, was einem Anteil von 6,87 % entspricht. Dies ist der niedrigste Jahreswert, der aus dem Durchschnitt aller Sendungen gemessen wurde. Im Jahr darauf waren in den drei Sendungen, die in diesem Jahr ausgestrahlt wurden, 1.721 Personen zu Gast. Davon hatten 151 eine nicht-westliche Herkunft, was einem Anteil von 8,77 % entspricht.

Der Trend setzt sich im Jahr 2018 fort. Dies liegt vor allem an den hohen Werten der Sendungen *M* und *Jinek*. Im darauffolgenden Jahr fällt der Anteil sehr deutlich ab, während er im Jahr 2020 bei beiden Sendungen wieder steigt. Auffällig ist, dass die Kurven beider Formate nahezu parallel verlaufen. Im Jahr 2020 erreicht der Gesamtwert aus allen Sendungen dann seinen Höchstwert. Von den 5.057 Gästen hatten 578 eine nicht-westliche Herkunft, was einem Anteil von 11,43 % entspricht. Dieser hohe Wert ist vor allem den Sendungen *Jinek* und *M* zuzuschreiben, die in diesem Jahr jeweils den zweithöchsten (*Jinek*) beziehungsweise den höchsten (*M*) Wert aufweisen, der im Untersuchungszeitraum für diese Sendungen gemessen wurde.

Nimmt man nun alle Gäste aus dem Untersuchungszeitraum zusammen, waren insgesamt 13.913 Personen in den sechs Sendungen zu sehen. Von diesen hatten 1.395 eine nicht-westliche Herkunft. Das entspricht einem Anteil von 10,03 %. Dieser Wert liegt damit, so wie es nach den Einzeluntersuchungen der Sendungen zu erwarten war, deutlich unter dem Mittel des Anteils von Menschen nicht-westlicher Herkunft an der Gesamtbevölkerung. Die Abweichung beträgt für den gesamten Zeitraum 2,87 %. Somit kann festgehalten werden, dass Menschen mit nicht-westlichem Migrations-

hintergrund nicht entsprechend ihrem Anteil an der niederländischen Gesellschaft in Talkshows vertreten sind. Auch wenn sich ein leichter Trend zu mehr Repräsentation erkennen lässt, gilt dies weder für die einzelnen Jahre noch für den Betrachtungszeitraum als Gesamtes. Zumindest zahlenmäßig ist eine anteilig angemessene Repräsentation im Untersuchungszeitraum aufgrund der teilweise eklatanten Abweichungen vom Anteil von Menschen nicht-westlicher Herkunft an der Gesamtgesellschaft in jedem Fall nicht gegeben.

3 Mediale Debatten in Talkshows

Nach der quantitativen Betrachtung der Repräsentation soll nun auch noch untersucht werden, ob die zuvor behandelten medialen Debatten über die Figur des *Zwarte Piet* in diesen auch wiederzufinden sind.

3.1 *Zwarte Piet*

Für die Debatte rund um die Figur des *Zwarte Piet* soll geprüft werden, ob das Thema in den Jahren 2015 bis 2020 im Monat vor dem *Sinterklaas*-Fest in den Talkshows als Thema behandelt wurde und ob das Thema, falls es vorkam, auch von Menschen diskutiert wurde, die selbst von Rassismus betroffen sind. Für die Debatte um *Zwarte Piet* werden der Monat November sowie die Tage bis zum *Sinterklaas*-Fest am 5. Dezember betrachtet. In diesem Zeitraum fanden die meisten Aktionen rund um die Figur statt, wie beispielsweise die Blockade einer Autobahn in Friesland im Jahr 2017. Da in diesem Jahr die Auseinandersetzungen zwischen Befürwortern und Gegnern der Figur besonders heftig geführt wurden, ist damit zu rechnen, dass in diesem Jahr besonders viele Talkshowbeiträge zu dieser Thematik zu finden sind. Außerdem sollen die Tage nach der *Black Lives Matter* Demonstration in Amsterdam am 1. Juni 2020, bei der Rapper Akwasi auch *Zwarte Piet* thematisiert, geprüft werden. Der kritisierte Ausschnitt wurde am 5. Juni von der Website *GeenStijl* veröffentlicht, woraufhin das Video viel Aufmerksamkeit erhielt. Ebenso wird die Zeit nach der vielbeachteten Aussprache Mark Ruttes betrachtet, der am 4. Juni 2020 während einer Parlamentsdebatte sagte, dass er seine Meinung zur Tradition *Zwarte Piet* verändert habe.

3.1.1 *Tijd voor MAX*

Die Sendung *Tijd voor MAX* ist die einzige der Sendungen, welche im Zeitraum zwischen 2015 und 2020 jedes Jahr ausgestrahlt wurde und im Zeitraum November und Dezember keine Pause hatte. In dieser Zeit war *Zwarte Piet* beziehungsweise das *Sinterklaas*-Fest an sich nur selten ein Thema in der Sendung. Das Fest wurde vor

allem in einer jährlichen Sendung am Tag des Fests oder kurz davor in der Sendung thematisiert. Eine Ausnahme ist das Jahr 2020, in dem es keine *Sinterklaas*-Folge gab.

Schon im Jahr 2015 wurde die Tradition in der Sendung kritisch besprochen, allerdings sehr vorsichtig. Die Sängerin Angela Groothuizen trug in der Sendung *Sinterklaas*-Lieder vor, die sie umgedichtet hat, um die Verweise von *Zwarte Piet* auf seine Hautfarbe sowie seine Rolle als Knecht aus den Texten zu entfernen. Über diese Texte wurde kurz gesprochen. Eine Diskussion über die Tradition im Allgemeinen wurde von Moderator Sybrand Niessen jedoch beiseitegeschoben.¹⁹ Gleichzeitig bestand ein Teil der Dekoration, welche im Hintergrund des Studios zu sehen ist, aus *Zwarte Pieten* und einer der Gäste ist der Gründer des *Sinterklaasmuseum* in Zwolle, Meine Boonstra, der unter anderem Figuren von *Zwarte Piet* und auch die Illustrationen von Jan Schenkman aus dem Jahr 1850 vorstellte, auf der die Tradition beruht. Die Auseinandersetzung blieb in diesem Jahr oberflächlich.

Auch in der Sendung im Jahr 2016, welche am Tag des *Sinterklaas*-Fests ausgestrahlt wurde, waren in Einspieln *Zwarte Pieten* zu sehen. Insgesamt war die Figur in diesem Jahr allerdings deutlich weniger präsent, da sich die Dekoration auf wenige Elemente beschränkte. Ansonsten wurde die Thematik im Jahr 2016 komplett ausgeklammert.

In den verbleibenden Jahren wurde das Thema *Zwarte Piet* sehr konsequent vermieden. Die Figur war in den Jahren 2017 bis 2019 auch nicht mehr in der Dekoration wiederzufinden. Lediglich im Jahr 2019 war er bei genauem Hinsehen auf Geschenkpapier abgebildet zu erkennen. Auf dem großen Studiobildschirm war hingegen ein *Roetvegerpiet* zu sehen. Inhaltlich wurde die Figur nicht thematisiert. Generell nahm das *Sinterklaas*-Fest in diesen Jahren deutlich weniger Raum ein als in den Vorjahren. Es wurde vor allem in Form von Gedichten oder Liedern aufgegriffen, aber kaum darüber gesprochen.

Es bleibt deshalb festzuhalten, dass die *Zwarte Pieten*-Diskussion in der Sendung *Tijd voor MAX* keine Rolle spielt, auch weil sie explizit ausgespart wurde. Dennoch ist in dieser Sendung ein Umdenken sichtbar, da die Studiodekoration, welche die Figur im Jahr 2015 noch in vielen Elementen beinhaltete, später neutraler gestaltet ist.

3.1.2 M

Die Sendung *M* war im Untersuchungszeitraum zwischen 2018 und 2020 auf Sendung, wobei sie nur im Jahr 2020 in den Monaten November und Dezember ausgestrahlt wurde. Im ganzen Monat November wird das Thema *Zwarte Piet* beziehungsweise *Sinterklaas* allerdings komplett ausgespart. Allein am 4. Dezember gibt es eine Sendung, die komplett dem *Sinterklaas*-Fest gewidmet ist. Allerdings werden in dieser

¹⁹ Alle Angaben beziehen sich auf die im Literaturverzeichnis aufgeführten Ausstrahlungen der Talkshows. Diese sind über NPO Start einsehbar.

Sendung keine politischen Themen behandelt, sondern die Traditionen und persönlichen Erinnerungen der drei Gäste. In der Sendung ist eine Person anwesend, die den *Sinterklaas* verkörpert und Geschenke an Kinder verteilt. Die Figur des *Zwarte Piet* kommt weder im Bild noch in den Gesprächen der Gäste vor. Die Konfrontation mit der Figur wird in dieser Sendung somit komplett ausgespart. Im gesamten betrachteten Zeitraum kommt das Thema also nur einmal vor und die Debatte wird bewusst vermieden.

Im zweiten untersuchten Zeitraum, den Tagen nach den Aussprachen des Rappers Akwasi und Mark Ruttes, wird das Thema in der Talkshow *M* hingegen aufgegriffen. Direkt am Tag der Demonstration in Amsterdam ist Akwasi am Abend bei *M* zu Gast. An diesem Tag ist *Zwarte Piet* allerdings noch kein Thema, da die Aussprache erst durch die Veröffentlichung des Fragments bei *GeenStijl* große Aufmerksamkeit bekam. In der Sendung vom 5. Juni war Akwasi allerdings wieder zu Gast. An diesem Tag wurde das Video auf *GeenStijl* veröffentlicht und Akwasi wurde von Margriet van der Linden befragt, wie die Aussage zu verstehen gewesen sei, woraufhin Akwasi ein kurzes Statement dazu machte, in dem er betonte, gegen jegliche Form von Gewalt zu sein und lediglich zum Aktivismus gegen die Figur aufgerufen habe. In der gleichen Ausstrahlung wurde in der Sendung auch erstmals über die Aussage von Mark Rutte vor der Zweiten Kammer gesprochen. Die Szene wurde im Studio abgespielt und kurz mit dem Journalisten Twan Huys eingeordnet. In den folgenden Tagen wurde das Thema im breiten Kontext von Rassismus behandelt. Dabei wurde das Thema allerdings meist nicht direkt angesprochen, sondern vor allem durch Einspieler, in denen die Aussagen von Akwasi und Rutte enthalten waren, als Kontext gegeben.

Für die Talkshow *M* lässt sich deshalb sagen, dass die Debatte um *Zwarte Piet* im Jahr 2020 nur eine untergeordnete Rolle gespielt hat. Zwar wurde die Figur im Kontext der Aussagen von Akwasi und Rutte mehrfach erwähnt, eine inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Thema fand allerdings nicht statt. Vielmehr wurde über die Beweggründe der beiden Aussagen gesprochen, während sie später nur noch zur Einbettung in den Kontext der Diskussion über Rassismus verwendet wurden.

3.1.3 Op1

Die Sendung *Op1* wurde im Jahr 2020 in beiden hier untersuchten Zeiträumen ausgestrahlt. Ebenso wie bei der Sendung *M* kommt das Thema *Zwarte Piet* im November des Jahres in keiner einzigen Ausstrahlung vor, sondern allein in der Ausstrahlung vom 4. Dezember. In dieser Sendung ist die Moderatorin des *Sinterklaasjournaal* Dieuwertje Blok bei Paul de Leeuw und Astrid Joosten zu Gast, um auf die *Sinterklaas*-Periode des Jahres zurückzublicken. Zu diesem Zweck werden auch Fragmente aus dem *Sinterklaasjournaal* gezeigt, in denen auf die Blockade der Autobahn in Friesland verwiesen wird und *Sinterklaas* sagt, dass sie noch immer einen *Zwarte Piet* haben, der schwarz ist, weil er im Maschinenraum des Schiffs

mit Kohlen arbeitet. In der anschließenden Gesprächsrunde wird auch inhaltlich auf die Thematik *Zwarte Piet* eingegangen. Gezeigt wird ein Interview zwischen Blok und *Sinterklaas*, in dem sich dieser entschuldigt, über Jahre hinweg unartige Kinder in Säcke gepackt und mit der Rute geschlagen zu haben – ein Teil der traditionellen Erzählung, die in den letzten Jahrzehnten abgeschafft wurde. Nach dieser Szene betont Blok, dass es sie wundere, dass die gleichen Leute, die bei *Zwarte Piet* auf Tradition pochen, nichts dagegen hätten, dass die Schläge mit der Rute abgeschafft wurden. Auch Paul de Leeuw äußert sich anschließend eindeutig zu dem Thema und macht deutlich, gegen die Figur zu sein. Insgesamt dauert der Abschnitt über *Zwarte Piet* knapp zwei Minuten. In der Sendung waren keine von Rassismus betroffenen Personen zu Gast.

Im Zeitraum nach den Aussagen von Rutte und Akwasi gab es eine Ausstrahlung von *Op1*, die auf die Thematik *Zwarte Piet* eingeht. Am 5. Juni – dem Tag nach der Aussage Ruttes im Parlament – wurde diese ausführlich in der Sendung von Hugo Logtenberg und Sophie Hilbrand besprochen. Dabei wurde vor allem die Frage besprochen, warum Rutte seine Meinung geändert hat. Insgesamt dauert der Teil, der *Zwarte Piet* behandelt, etwas mehr als zehn Minuten der 68 Minuten langen Sendung, bevor die Diskussion in eine allgemeine Diskussion zu systemischem Rassismus übergeht.

Insgesamt bleibt deshalb festzuhalten, dass die Figur *Zwarte Piet* beide Male, in der sie in den beiden untersuchten Zeiträumen vorgekommen ist, kritisch betrachtet wurde. In größerem Maße als in der Sendung *M* fand eine Auseinandersetzung mit der Aussage Ruttes statt.

3.1.4 Gesamtbetrachtung *Zwarte Piet*

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Diskussion um *Zwarte Piet* in den hier untersuchten Zeiträumen keine große Rolle gespielt hat. In den Sendungen *Jinek* und *Tijd voor MAX* wurde die Kontroverse um die Figur nicht aufgegriffen beziehungsweise im Fall der Sendung *Tijd voor MAX* aktiv ausgeblendet. Dort wurde lediglich durch die Dekoration des Studios deutlich, dass dort ein Umdenken eingesetzt hat.

In der Sendung *M* wurde die Figur in zwei Sendungen behandelt, wobei es nicht um die inhaltliche Auseinandersetzung mit der Figur ging. Vor allem bei der Auseinandersetzung mit den Aussagen von Akwasi und Mark Rutte wurde sehr deutlich, dass die Figur von den anwesenden Personen als rassistische Tradition gewertet wurde.

Eine inhaltliche Auseinandersetzung fand nur in zwei Ausstrahlungen von *Op1* statt, wobei auch in diesen deutlich wurde, dass die Figur sowohl von den Gästen als auch den Moderator:innen als rassistisch angesehen wird.

Obwohl die Diskussion in den hier untersuchten Sendungen in den betrachteten Zeiträumen keinen sehr großen Raum eingenommen hat, bleibt festzuhalten, dass die Kritik gegenüber der Figur mehr Raum bekommen hat als deren Rechtfertigung.

3.2 *Black Lives Matter*-Bewegung

In diesem Kapitel wird der Zeitraum seit dem Tod von George Floyd am 25. Mai 2020 bis Ende Juni 2020 untersucht. Durch das große Medienecho, das durch den Fall ausgelöst wurde, und die Demonstrationen mit Tausenden von Teilnehmer:innen wird davon ausgegangen, dass das Thema auch in Talkshows ausführlich behandelt wurde.

3.2.1 *Tijd voor MAX*

Der Mord an George Floyd wurde in der Sendung *Tijd voor MAX* zum ersten Mal am 2. Juni 2020 – dem Tag nach der ersten Demonstration in Amsterdam – erwähnt. Im Studio erzählt Roxanne Hehakaija von ihren Eindrücken, die sie während der Demonstration gesammelt hat. An dieser Stelle erzählt sie auch von Erlebnissen, die sie selbst und ihre Bekannten mit institutionellem Rassismus gemacht haben. Es wird allerdings auch über die Zusammenhänge zwischen der Demonstration und der Corona-Pandemie diskutiert. Im Anschluss geht es im Gespräch mit Willem Post um die Situation in den USA und mit Kees Boonman und Ted van Essen nochmals um den Zusammenhang mit der Corona-Pandemie. Insgesamt nimmt das Thema mit über 20 Minuten mehr als die Hälfte der Sendezeit ein.

Zwei Tage später wird die Demonstration erneut behandelt. An diesem Tag geht es allerdings nicht um die Inhalte der Demonstration, sondern um die Auseinandersetzung zwischen der Bürgermeisterin von Amsterdam, Femke Halsema, und dem Innenminister Ferd Grapperhaus. Das Thema wird zu Beginn der Sendung lediglich im kurzen News-Segment behandelt und nicht in der Gesprächsrunde diskutiert.

Im Monat Juni wird das Thema noch in fünf weiteren Sendungen aufgegriffen, wobei es in drei dieser Sendungen in der Beschreibung erwähnt wird. Außerdem finden vier dieser fünf Ausstrahlungen, in denen das Thema besprochen wird, in der ersten Monathälfte statt. Hier ist also zu beobachten, dass die Relevanz des Themas in der Sendung *Tijd voor MAX* schnell wieder abnimmt. Das ist auch an der Art und Weise zu sehen, wie das Thema behandelt wird. In drei der fünf Sendungen werden die Proteste und deren Auswirkungen offen angesprochen.²⁰ In einer weiteren Ausstrahlung wird zwar über die Veränderungen im *Canon van Nederland* gesprochen, allerdings ohne deutlichen Bezug auf die Proteste zu nehmen. Gemessen an der großen medialen Aufmerksamkeit, die das Thema im Juni allgemein erfuhr, wird ihm bei *Tijd voor MAX* wenig Raum im Vergleich zu den anderen untersuchten Sendungen eingeräumt.

3.2.2 *M*

Das erste Mal wurde der Fall George Floyd in der Sendung *M* am 27. Mai, also zwei Tage nach dem Vorfall, angesprochen. An diesem Tag war ein Video der Tat der Ein-

²⁰ MAX Vandaag (2021) & MAX Vandaag (2021a).

stieg in die Sendung. Es wurde nur kurz in Zusammenhang mit den Protesten in den USA und einem Tweet des Basketballers LeBron James besprochen. Bereits am nächsten Tag wird der Vorfall erneut kurz thematisiert. Zu Beginn der Sendung vom 28. Mai wird der Vorfall in Zusammenhang mit einem weiteren Vorfall von Rassismus, der gefilmt wurde, besprochen. Zu diesem Zeitpunkt war noch nicht genau absehbar, wie relevant der Fall George Floyd in den nächsten Tagen und Wochen werden würde. So wurde dieser auch nicht explizit namentlich erwähnt. Stattdessen wurde von Twan Huys festgestellt, dass es zu einer Häufung solcher Fälle komme. An diesen beiden Tagen wurde der Vorfall nur kurz besprochen und war nicht in der Sendungsbeschreibung enthalten.

Dies änderte sich in den Tagen darauf. Am 29. Mai wurden die Proteste in den USA zum ersten Mal in der Beschreibung einer Ausstrahlung genannt. Im Zeitraum zwischen dem 1. Juni und dem 3. Juli – dem letzten Tag, bevor die Sendung in eine Pause ging – fanden insgesamt 26 Ausstrahlungen statt. Bei 16 dieser Ausstrahlungen war ein Verweis auf das Thema in der Beschreibung der Sendung zu finden, wobei die Mehrzahl (9/16) dieser Ausstrahlungen in die erste Hälfte des Monats fällt. Das Thema wurde allerdings auch in weiteren Sendungen behandelt, in denen es nicht in der Beschreibung aufgeführt war. Dabei wurde das Thema sehr vielfältig behandelt. So ging es nicht in allen Sendungen um die Proteste in den USA oder den Niederlanden beziehungsweise die Folgen dieser Proteste, sondern es ging auch um die Reaktionen aus der Politik oder darum, wie man Kindern beibringt, was Rassismus bedeutet. Es entwickelte sich im Laufe des Monats eine breite Debatte zum Thema Rassismus, die sich auf alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens bezog. Gerade zu Beginn des Monats nahmen diese Themen zum Teil gesamte Ausstrahlungen ein.

3.2.3 Op1

In der Talkshow *Op1* kommt das Thema zum ersten Mal am 29. Mai vor. An diesem Tag gab es in den USA bereits seit vier Tagen heftige Proteste. Diese nahmen an diesem Tag einen großen Teil der Sendung ein und wurden mit den Gästen ausführlich besprochen. Dabei wurde der Vorfall auch mit verschiedenen Fällen von Polizeigewalt gegen schwarze Menschen in den USA in Kontext gesetzt und mit dem schwarzen Niederländer Gerald Roethof über dessen persönliche Erfahrungen in den Niederlanden gesprochen. Zum großen Teil wurde das Thema allerdings auf die USA und die dortigen Formen von Rassismus bezogen.

Ab dem 30. Mai bis zum 30. Juni 2020 kam die Thematik in weiteren 18 der insgesamt 32 Ausstrahlungen in diesem Zeitraum in der Beschreibung der Sendung vor. Davon fiel wie schon bei der Sendung *M* die Mehrheit (13/18) der Sendungen in die erste Hälfte des Monats Juni. Was die Wahl der Themen anging, unterscheidet sich *Op1* allerdings deutlich von *M*. Zwar wird zum Teil auch eine breite Debatte über Rassismus geführt, wie beispielsweise über die Frage, wie mit Statuen

und Kunst umgegangen werden muss, die nach heutigen Standards rassistische Personen porträtieren oder rassistische Inhalte wiedergeben. Häufiger ging es allerdings um die politischen Aspekte der Proteste in Verbindung mit der Corona-Pandemie. So gab es mehrere Sendungen, in denen die großen Demonstrationen in Amsterdam und Rotterdam und deren Auswirkung auf die Pandemie und ihre politischen Folgen besprochen wurden. Ein interessanter Aspekt ist allerdings auch, dass zum Teil auch Themen behandelt wurden, welche das Thema Rassismus ein wenig relativieren. So steht in einer der Beschreibungen: „Nederland is rijker, toleranter en veiliger dan ooit, zo onderzocht hoofdeconoom van het CBS Peter Hein van Mulligen. En dat ons land ook volop kansen biedt aan Nederlanders met een migratie-afkomst, bewijst VVD Tweede Kamerlid Zohair el Yassini. Maar, we zijn er volgens hem nog lang niet!“ In den meisten Ausstrahlungen ist dies allerdings nicht der Fall. Dennoch fällt im Vergleich zur Sendung *M* auf, dass dem Thema und auch den Betroffenen weniger Raum gelassen wird und mehr über die politischen Aspekte gesprochen wird.

3.2.4 Gesamtbetrachtung

Der Themenkomplex Rassismus rund um den Mord an George Floyd sowie die BLM-Bewegung wurden in allen drei untersuchten Sendungen aufgenommen, am intensivsten aber in der Sendung *M* behandelt, wo sowohl dem Thema als auch davon betroffenen Personen viel Raum gegeben wurde, damit diese von ihren Erfahrungen berichten konnten. Am wenigsten wurde das Thema in der Sendung *Tijd voor MAX* behandelt. Dennoch ist auch in dieser Sendung ein Anstieg beim Anteil von Menschen nicht-westlicher Herkunft unter den Gästen zu beobachten. Dieser Anstieg sowie eine darauffolgende Abnahme der Anteile ist bei allen drei Sendungen zu beobachten, was darauf hinweist, dass das Thema im Laufe des Jahres wieder an Relevanz verloren hat.

Es bleibt deshalb festzuhalten, dass das Ereignis auf alle drei untersuchten Sendungen zumindest einen kurzfristigen Effekt hatte. Dass dieser Effekt über einen langen Zeitraum Auswirkungen hat, kann hier nicht festgestellt werden, was auch daran liegt, dass der Untersuchungszeitraum mit dem Ende des Jahres 2020 endet.

4 Schlussbetrachtung

Der vorliegende Beitrag hat ausgewählte Ergebnisse einer umfassenderen Untersuchung zur Repräsentation von Menschen nicht-westlicher Herkunft in niederländischen Talkshows vorgestellt. Im Mittelpunkt standen dabei zwei zentrale mediale Diskurse – die Auseinandersetzungen um die Figur *Zwarte Piet* sowie die Rezeption der *BLM* im niederländischen Fernsehen – und deren Einbettung in die allgemeine Sichtbarkeit nicht-westlicher Bevölkerungsgruppen in populären Talkformaten.

Insgesamt hatten im Jahr 2020 laut CBS 23,5 % der niederländischen Bevölkerung einen Migrationshintergrund. Davon kamen 13,7 % der Personen aus nicht-westlichen Ländern. Der größte Anteil kommt aus asiatischen und afrikanischen Ländern. Diese Teile der niederländischen Bevölkerung sind – statistisch gesehen – deutlich häufiger Benachteiligungen ausgesetzt als Menschen ohne Migrationshintergrund bzw. mit Herkunft aus westlichen Ländern.

Dies spiegelt sich laut den Ergebnissen der Untersuchung auch in medialen Debatten. Diese gehen viel weiter zurück als jene aktuellen um *Zwarte Piet* und die BLM. So reichen Beschwerden über die Figur *Zwarte Piet* bereits deutlich weiter zurück. Dabei hat sich allerdings auch gezeigt, dass die Debatte lange Zeit nur ein Randphänomen war. Ein breit diskutiertes gesellschaftliches Thema wurde *Zwarte Piet* erst zu Beginn der 2010er-Jahre. Ähnliches gilt auch für die BLM, deren Relevanz in den Niederlanden vor allem mit den ersten Protesten der Bewegung in den Niederlanden zusammenhängt. Auch bei dieser Bewegung nahm die Anzahl der Artikel in den letzten Jahren deutlich zu und erreichte durch die weltweiten Proteste um den Tod von George Floyd ungeahnte Aufmerksamkeit.

Die Ergebnisse des Analyseteils unterscheiden sich zum Teil stark nach den jeweiligen Sendungen. Für fast alle Sendungen bis auf *Op1* gilt, dass die Repräsentation unter Menschen nicht-westlicher Herkunft unter den Moderator:innen der Talkshows nicht vorhanden ist. Allein bei *Op1* gab es durch die wechselnden Moderationsduos auch Moderator:innen nicht-westlicher Herkunft, die einen Anteil von 13,94 % an allen Moderationen der Sendung im Untersuchungszeitraum ausmachen.

In der Gesamtbetrachtung der Gäste hat sich die These bestätigt, dass Menschen nicht-westlicher Herkunft in den untersuchten Talkshows unterrepräsentiert sind. Von den sechs untersuchten Sendungen lag der Anteil von fünf Sendungen jeweils unter dem Anteil von Menschen nicht-westlicher Herkunft an der Gesamtgesellschaft. Es lässt sich daher festhalten, dass die Repräsentation sowohl inhaltlich als auch quantitativ in niederländischen Talkshows nicht dem Stand entspricht, den man anhand der Verhältnisse in der Bevölkerung erwarten könnte. Besonders auffällig ist die Korrelation zwischen der Repräsentation und medialen Ereignissen wie der BLM. Diese führte zu einem starken Anstieg der Repräsentation von – vor allem – schwarzen Niederländer:innen in den untersuchten Talkshows und einem kurz darauffolgenden Abfall der Aufmerksamkeit, teilweise auf ein geringeres Niveau als vor dem Ereignis. Eine dauerhaft hohe Repräsentation, welche sich am Anteil von Menschen nicht-westlicher Herkunft an der Gesamtgesellschaft orientiert, ist im Rahmen dieser Untersuchung nicht nachweisbar.

5 Literaturverzeichnis

5.1 Korpus

Alle untersuchten Talkshows sind frei einsehbar unter NPO Start:

- NPO Start, *M. Aflevering 1 juni 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/m/01-06-2020/KN_1714121, 3:45 – 22:05, eingesehen am: 12.08.2021.
- NPO Start, *M. Aflevering 10 juni 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/m/10-06-2020/KN_1714497, eingesehen am: 12.08.2021.
- NPO Start, *M. Aflevering 12 juni 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/m/12-06-2020/KN_1714499, eingesehen am: 12.08.2021.
- NPO Start, *M. Aflevering 18 juni 2021*, online unter: https://www.npostart.nl/m/18-06-2020/KN_1714503, eingesehen am: 12.08.2021.
- NPO Start, *M. Aflevering 27 mei 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/m/27-05-2020/KN_1714115, 0:45 – 2:53, eingesehen am: 12.08.2021.
- NPO Start, *M. Aflevering 28 mei 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/m/28-05-2020/KN_1714117, 0:35 – 4:10, eingesehen am: 12.08.2021.
- NPO Start, *M. Aflevering 29 mei 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/m/29-05-2020/KN_1714119, eingesehen am: 12.08.2021.
- NPO Start, *M. Vrijdag 04 december 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/m/04-12-2020/KN_1716710, eingesehen am: 10.08.2021.
- NPO Start, *M. Vrijdag 05 juni 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/m/05-06-2020/KN_1714129, eingesehen am: 11.08.2021.
- NPO Start, *Op1. Aflevering 05 juni 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/op1-5-juni-2020/05-06-2020/POW_04675811, 18:42 – 30:55, eingesehen am: 11.08.2021.
- NPO Start, *Op1. Aflevering 10 juni 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/op1/10-06-2020/POW_04675814, 1:00 – 20:20, eingesehen am: 12.08.2021.
- NPO Start, *Op1. Aflevering 11 juni 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/op1-11-juni-2020/11-06-2020/POW_04675815, 17:50 – 38:15, eingesehen am: 12.08.2021.
- NPO Start, *Op1. Aflevering 14 juni 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/op1/14-06-2020/POW_04672765, 12:10 – 45:10, eingesehen am: 12.08.2021.
- NPO Start, *Op1. Aflevering 21 juni 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/op1/21-06-2020/POW_04672767, 41:50 – 52:04, eingesehen am: 12.08.2021.
- NPO Start, *Op1. Aflevering 29 mei 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/op1/29-05-2020/POW_04675806, 12:45 – 31:40, eingesehen am: 12.08.2021.
- NPO Start, *Op1. Aflevering 4 december 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/op1-4-december-2020/04-12-2020/POW_04809653, 32:40 – 33:40, eingesehen am: 11.08.2021.
- NPO Start, *Op1. Aflevering 4 december 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/op1-4-december-2020/04-12-2020/POW_04809653, 37:30 – 39:20, eingesehen am: 11.08.2021.
- NPO Start, *Tijd voor MAX. Aflevering 05 december 2016*, online unter: https://www.npostart.nl/tijd-voor-max/05-12-2016/POW_03259276, eingesehen am: 11.08.2021.
- NPO Start, *Tijd voor MAX. Aflevering 05 december 2019*, online unter: https://www.npostart.nl/tijd-voor-max/05-12-2019/POW_04100953, eingesehen am: 12.08.2021.
- NPO Start, *Tijd voor MAX. Aflevering 02 juni 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/tijd-voor-max/02-06-2020/POW_04560692, 0:20 – 22:30, eingesehen am: 13.08.2021.
- NPO Start, *Tijd voor MAX. Aflevering 03 december 2015*, online unter: https://www.npostart.nl/tijd-voor-max-hallo-nederland/03-12-2015/POW_02759152, 36:25–38:37, eingesehen am: 11.08.2021.
- NPO Start, *Tijd voor MAX. Aflevering 04 juni 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/tijd-voor-max/04-06-2020/POW_04560694, 2:17–2:55, eingesehen am: 13.08.2021.
- NPO Start, *Tijd voor MAX. Aflevering 22 juni 2020*, online unter: https://www.npostart.nl/tijd-voor-max/22-06-2020/POW_04560706, 1:13–9:56, eingesehen am: 13.08.2021.

5.2 Forschungsliteratuur

- Dibbits, Hester; Hoving, Isabel; Schrover, Marlou (2005): *Cultuur en migratie in Nederland. Veranderingen van het alledaagse 1950–2000*, Den Haag.
- Dujardin, Amber (02.06.2020): *Ook in Nederland heeft BlackLivesMatter veel te bevechten*; *Het is een groot probleem*, online unter: <https://www.trouw.nl/binnenland/ook-in-nederland-heeft-blacklivesmatter-veel-te-bevechten-het-is-een-groot-probleem-baf8cfe9/> [Aufruf: 09.08.2021].
- Euwijk, Jop; Rensen, Frank (07.12.2020): *Geschiedenis van de Zwarte Piet-kritiek. Eerste klachten over racistische Zwarte Piet dateren uit 1927*, online unter: <https://historiek.net/geschiedenis-van-de-zwarte-piet-kritiek/84395/> [Aufruf: 12.05.2021].
- Frankfurter Allgemeine Zeitung (14.07.2013): *Urteil im Fall Trayvon Martin. Freispruch für den Todes-schützen*, online unter: <https://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/urteil-im-fall-trayvon-martin-freispruch-fuer-den-todes-schuetzen-12281874.html> [Aufruf: 09.08.2021].
- Gollin, Rob (18.07.2011): *Een Antilliaan in een studio Theater. Profiel Cabaretier Jandino Asporaat*, in: *De Telegraaf*, S. 2.
- Goossens, Rob (27.11.2020): *Humberto Tan krijgt weer talkshow bij RTL*, online unter: <https://www.telegraaf.nl/entertainment/384163370/humberto-tan-krijgt-weer-talkshow-bij-rtl> [Aufruf: 20.08.2021].
- Het Parool (10.07.2016): *400 mensen bij Black Lives Matter-protest op de Dam*, online unter: <https://www.parool.nl/nieuws/400-mensen-bij-black-lives-matter-protest-op-de-dam-b65d7a32/> [Aufruf: 09.08.2021].
- Jouwe, Nancy (2015): *Gevangen in een paradox: racisme in Nederland*, Waardenwerk, vol. 62/63, Utrecht, S. 10–23.
- Koning, Elisabeth (2018): *Zwarte Piet, een blackfacepersonage. Een eeuw aan blackfacevermaak in Nederland*, in: *Tijdschrift voor Geschiedenis*, 131 (4), S. 551–575.
- Lubbe, Rozemarijn; Kester, Jeroen (12.11.2020): *Draagvlak voor Zwarte Piet steeds kleiner, meeste mensen denken dat de traditionele Piet helemaal verdwijnt*, online unter: <https://eenvandaag.avrotros.nl/panels/opiniepanel/alle-uitslagen/item/flink-minder-mensen-willen-dit-jaar-dat-piet-nog-zwart-is/> [Aufruf: 04.08.2021].
- MAX Vandaag (08.06.2020): *Minister van Gehandicaptenzaken Rick Brink opent de Prokkelweek*, online unter: https://www.maxvandaag.nl/programmas/tv/tijd-voor-max/minister-van-gehandicaptenzaken-rick-brink-opent-de-prokkelweek/POW_04560696/ [Aufruf: 13.08.2021].
- MAX Vandaag (09.06.2020): *Zawdie Sandvliet: oprichter van het vak Afro-Nederlandse studies*, online unter: https://www.maxvandaag.nl/programmas/tv/tijd-voor-max/zawdie-sandvliet-oprichter-van-het-vak-afro-nederlandse-studies/POW_04560697/ [Aufruf: 13.08.2021].
- Meertens Instituut (30.11.2018): *Vragen over Zwarte Piet*, online unter: <https://www.meertens.knaw.nl/cms/nl/onderzoek/faq/145825-vragen-over-zwarte-piet> [Aufruf: 11.05.2021].
- NOS (03.06.2020): *Rutte over racisme: Nederland heeft een probleem*, online unter: <https://nos.nl/artikel/2336094-rutte-over-racisme-ook-nederland-heeft-een-probleem> [Aufruf: 09.08.2021].
- Ramdas, Anil (18.11.2011): *Zwarte Piet en pepperspray*, NRC Handelsblad, Jaargang 42, Nr. 42, S. 17.
- ZDF Heute (17.01.2025): *Verfahren gegen Plattform. EU will Infos über Algorithmus von Musks X*, online unter: <https://www.zdf.de/nachrichten/politik/eu-kommission-elon-musk-x-algorithmus-100.html>.

PIA AWATER UND KAREN WALLRICH

Bildungsaufsteiger:innen in Deutschland und den Niederlanden

Eine Beschreibung der Bildungswege und Bildungschancen

1 Einleitung

Chancengleichheit im Bildungsbereich ist ein wichtiger Grundpfeiler für eine gerechte Gesellschaft. Sie bedeutet, dass alle Menschen, unabhängig von ihrer sozialen Herkunft, ihrem finanziellen Hintergrund oder anderen Faktoren, die gleichen Möglichkeiten haben sollten, Bildung zu erhalten und ihre Fähigkeiten zu entfalten. Durch die Förderung von Chancengleichheit können Barrieren abgebaut und jede:r Einzelne ermutigt werden, sein/ihr volles Potenzial zu entfalten. Obwohl die Bedeutung von Chancengleichheit im Bildungsbereich erkannt und in den letzten Jahrzehnten verstärkt Maßnahmen zur Verbesserung ergriffen wurden, besteht nach wie vor erhebliche Bildungsungleichheit. Viele Kinder und Jugendliche aus sozial benachteiligten Verhältnissen haben oft wenig Zugang zu qualitativ hochwertiger Bildung und Unterstützung: „Die Bildungschancen von jungen Menschen in Deutschland hängen nach wie vor stark von ihrer sozialen Herkunft ab. Dies ist ein wissenschaftlich gut belegter Befund“ (Kracke et al. 2024: 1). Die daraus resultierende Ungleichheit wirkt sich langfristig auf die beruflichen Chancen und die gesellschaftliche Teilhabe aus. Eine von Chancenungleichheit im Bildungssystem betroffene Gruppe, die in den letzten Jahren vermehrt wieder in den Fokus der Bildungsforschung gerückt ist, ist die Gruppe der, wie sie oft im deutschsprachigen Raum genannt werden, *Arbeiterkinder*. Dabei handelt es sich um Bildungsaufsteiger:innen, die als Erste in ihrer Familie den Weg in die akademische Bildung einschlagen. Diese Gruppe steht vor spezifischen Herausforderungen, die mit ihrer sozialen Herkunft verbunden sind. Ihre Situation verdeutlicht die bestehenden Ungleichheiten im Bildungssystem, aber auch, „dass in allen deutschsprachigen Staaten das kulturelle und ökonomische Kapital der Eltern

in hohem Ausmaß mit dem Bildungserfolg korreliert“ (Stamm 2019, S. 7). Dieser Befund ist nicht deutschlandspezifisch, sondern trifft auf viele Länder zu; beispielsweise auch auf die Schweiz und Österreich (vgl. Müller & Pollak 2016, S. 345, vgl. auch Unesco 2023).

Im vorliegenden Beitrag werden die Situation und die Bedingungen von Bildungsaufsteiger:innen¹ in Deutschland und den Niederlanden untersucht. In beiden Nachbarländern hat das Thema in den letzten Jahren verstärkt Aufmerksamkeit erfahren, da zunehmend erkannt wird, dass durch bestehende Bildungsungleichheiten erhebliche Potenziale ungenutzt bleiben. Gleichzeitig wird betont, dass gezielte Maßnahmen zur Förderung dieser Gruppe nicht nur zur Verringerung von Ungleichheiten beitragen, sondern auch eine erfolgreiche gesellschaftliche Integration begünstigen können (vgl. u. a. Dialogic 2024, S. 8 f.). In diesem Vergleich werden die Situationen, Hintergründe und Maßnahmenergreifung für Bildungsaufsteiger:innen in Deutschland und den Niederlanden rein deskriptiv dargestellt, um einen ersten grundlegenden Überblick über die jeweiligen Gegebenheiten zu gewinnen. Dabei liegt der Fokus auf einer Beschreibung der jeweiligen Ausgangslagen, Gegebenheiten und Strategien in beiden Ländern. Ziel dieser initialen Darstellung ist es, eine Basis für weiterführende Forschungsansätze zu schaffen, die eine vertiefte Untersuchung des Themas ermöglichen.²

Zunächst wird eine grundlegende Begriffsbestimmung des Terminus *Bildungsaufsteiger:in* im weiteren Kontext vorgenommen. Dabei werden die Bedeutung und die Rolle von Bildungsaufsteiger:innen in verschiedenen Gesellschaften erläutert. Zudem werden die Herausforderungen und Hürden dargestellt, mit denen Bildungsaufsteiger:innen konfrontiert sind, basierend auf aktueller Fachliteratur. Diese Herausforderungen umfassen beispielsweise soziale, ökonomische und institutionelle Barrieren, die den Zugang zu Bildung und den Aufstieg innerhalb des Bildungssystems erschweren.

Um die Thematik in Bezug auf die beiden Länder Deutschland und die Niederlande besser zu verstehen, wird zunächst das deutsche Bildungssystem überblicksartig dargestellt, um anschließend potenzielle Hindernisse für den Bildungsaufstieg aufzuzeigen. Zudem werden exemplarisch Maßnahmen vorgestellt, die in Deutschland ergriffen wurden, um die Chancengleichheit zu verbessern und Bildungsaufsteiger:innen zu unterstützen. Im Anschluss erfolgt eine detaillierte Beschreibung der aktuellen Situation in Deutschland hinsichtlich der Bildungsaufsteiger:innen anhand

¹ Unabhängig von unterschiedlichen Benennungen im Deutschen und Niederländischen stehen im Rahmen dieses Beitrags Jugendliche aus Familien ohne akademischen Hintergrund im Fokus, die eine universitäre Ausbildung anstreben. Im Vordergrund steht somit die soziale Herkunft im Allgemeinen, auf einzelne weitere Faktoren (Geschlecht, Migration, Studierende mit Behinderung etc.) wird hier nicht gesondert eingegangen. Es geht folglich um den Zusammenhang von sozialer Herkunft und Bildung (vgl. Initiative Arbeiterkind 2024a).

² Dabei könnten beispielsweise kulturvergleichende sozialwissenschaftliche Ansätze herangezogen werden, um die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Ländern systematisch zu erfassen und zu analysieren.

des zahlenmäßigen Anteils, um so die zuvor genannten Hürden zu konkretisieren. Daraufhin wird die gleiche Beschreibung für die Niederlande durchgeführt, um die jeweiligen Strukturen, Maßnahmen und Herausforderungen vergleichend darstellen zu können.

Abschließend werden die beiden Länder hinsichtlich ihrer Unterschiede und potenziellen Übereinstimmungen verglichen. Dabei werden auch mögliche Implikationen für die zukünftige Forschung aufgezeigt, um die bestehenden Lücken zu identifizieren und Ansatzpunkte für weiterführende Studien zu bieten.

2 Begriffsbestimmung und Ursachen für die Benachteiligung von ‚Arbeiterkindern‘

Bildungsaufsteiger:innen sind ein transnationales Phänomen, das viele Länder betrifft (vgl. Spiegler & Bednarek 2013, S. 318). Die grundsätzlichen Fragen von Zugang, Chancengleichheit und sozialer Mobilität sind international gleichermaßen relevant, auch wenn die konkreten Zuordnungsmerkmale für diese Gruppe und die spezifischen Herausforderungen je nach Bildungssystem, sozialen Strukturen und politischen Rahmenbedingungen variieren.

Wir beschränken uns bei der Begriffsbestimmung auf die in deutschen und niederländischen Fachliteraturen gängigen Definitionen.

Im deutschen Sprachgebrauch spricht man bei Bildungsaufsteiger:innen auch häufig von *Arbeiterkindern*. Dieser Begriff ist problematisch, denn er stellt einen deutlichen Bezug zur sozialen Klasse der Arbeiter:innen her, obwohl es möglich ist, Dimensionen jenseits der Klassenzugehörigkeit in den Blick zu nehmen, wie beispielsweise die Höhe des Einkommens oder Migration als beeinflussende Faktoren im Bereich Bildungsgerechtigkeit.³

Im niederländischen Sprachraum wird meist der Terminus *eerstegeneratiestudenten* verwendet und ist in Forschung, Politik und Hochschulpraxis etabliert.⁴ Wie im deutschsprachigen Kontext herrscht auch in der niederländischen Literatur zu Bildungsaufsteiger:innen kein Konsens zur Begriffsdefinition. Eine gängige, weit gefasste Definition lautet: „[S]tudenten die als eerste in hun familie een opleiding volgen aan een instelling voor hoger onderwijs“ (van de Korput 2022, S. 64 nach Andreoli 2020) oder aber „studenten die als eerste in hun gezin een opleiding volgen aan de hoge-

³ Im Rahmen dieses Beitrags soll der Begriff *Arbeiter:innenkinder* im Sinne der Initiative Arbeiterkind e. V. als übergreifender Begriff für Studierende gebraucht werden, die jenseits ihrer sozialen Herkunft als Erste in ihrer Familie einen universitären Abschluss anstreben. Somit geht es streng genommen weniger um Arbeiter:innenkinder als vielmehr um Bildungsaufsteiger:innen.

⁴ Beispielsweise in der Publikation des niederländischen Bildungsministeriums (Ministerie van Onderwijs, Cultuur en Wetenschap – OCW) wird der Begriff *eerstegeneratiestudenten* regelmäßig verwendet. Vgl. auch Berichte zu Chancengleichheiten in der Hochschulbildung u. a. von Dialogic (2024) oder der Inspectie van het Onderwijs.

school of universiteit terwijl hun ouders geen studie op een hogeschool of universiteit hebben afgerond“ (Dialogic 2024, S. 4). Diese Definition fokussiert vor allem die familiäre Bildungsherkunft und hebt hervor, dass diese Studierenden keine akademische Sozialisation durch ihre Eltern erfahren haben.⁵

Ebenso wie im Deutschen der Begriff *Arbeiter:innenkinder* als Bezeichnung für Bildungsaufsteiger:innen häufig als negativ konnotiert betrachtet wird, ist der Begriff *eerstegeneratiestudent* im niederländischen Sprachgebrauch problematisch. Studierende dieser Gruppe können die Bezeichnung beispielsweise für sich als stigmatisierend, diskriminierend und negativ ansehen: „De term eerstegeneratiestudent plaatst een groep studenten apart en sluit studenten die het labeltje niet hebben gekregen uit. Dit doet geen recht aan de inclusiegedachte om alle studenten gelijke kansen te bieden“ (van de Korput 2022, S. 69). Die meisten Studierenden, die dieser Gruppe angehören, definieren sich primär nicht als *Arbeiter:innenkind* oder *eerstegeneratiestudent*, weil sie sich damit nicht identifizieren, auch wenn ihnen die Hürden und Komplikationen durchaus bewusst sind (Dialogic 2024, S. 71). Sowohl in Deutschland als auch in den Niederlanden herrscht jedoch Einigkeit darüber, dass das Bildungsniveau der Eltern Auswirkungen darauf hat, ob Kinder eine universitäre Laufbahn einschlagen (van den Korput 2022, S. 64; Stamm 2019, S. 7).

Die Faktoren und Effekte, die zu dieser Art von Chancenungleichheit führen, lassen sich länder- und kulturunabhängig anwenden. Im Folgenden sollen weitere Hintergrundfaktoren für eine Einordnung genannt werden.

Zunächst ist auf die Herkunftseffekte zu verweisen. Unter Herkunftseffekten werden die herkunftsbezogenen Faktoren verstanden, die einen Einfluss auf die Entscheidung für oder gegen die Aufnahme eines Studiums haben bzw. auf Entscheidungen bezüglich des Bildungsweges insgesamt. Unterschieden wird wiederum zwischen primären und sekundären Herkunftseffekten. Bei den primären Herkunftseffekten handelt es sich um den Umstand, dass die finanzielle, kulturelle und soziale Förderung Einfluss auf die schulischen Leistungen von Kindern hat. Dies bedeutet, dass Kinder unterschiedlicher sozialer Herkunft unterschiedlich erfolgreich im Bildungssystem sind (vgl. Müller & Pollak 2016, S. 345). Daraus ergeben sich Kompetenzunterschiede, die sich direkt auf die soziale Herkunft zurückführen lassen. Zu denken sei dabei an Zugänge zu zusätzlichen Bildungs- und Förderangeboten (z. B. die Inanspruchnahme von kostenpflichtiger Nachhilfe oder auch außercurriculare Besuche von Museen oder Theatern). Die sekundären Herkunftseffekte bieten einen Erklärungsansatz dafür, warum Kinder aus sozial benachteiligten Familien sich bei ausreichenden oder selbst guten schulischen Leistungen seltener für einen höheren Bildungsweg entscheiden (vgl. Müller & Pollak 2016, S. 346). Das bedeutet, dass selbst wenn Kinder aus nicht-akademischen Familien die gleichen Leistungen zeigen wie Kinder aus aka-

⁵ Jeanet van de Korput (2022) verweist im Rahmen ihrer Studie ‚Eerstegeneratiestudenten: Een groep apart?‘ ebenfalls darauf, dass diese Definition diskutabel ist, beispielsweise in Bezug darauf, was genau der Begriff *familie* beinhaltet oder die konkrete Bedeutung von ‚*hoger en lager onderwijs*‘ und wie weitere Bildungszertifikate außer der Schulbildung in diese Definition passen (vgl. van de Korput 2022, S. 65).

demischen Familien, sie dennoch weniger präsent im Bildungssystem, insbesondere im Bereich der höheren Bildungsformen, sind. Die soziale Herkunft wirkt sich also auch über Faktoren, die nicht an schulische Kompetenzen gekoppelt sind, auf den Bildungsweg aus. Die Kosten eines Studiums stellen einen limitierenden Faktor dar, aber es bestehen auch Zweifel bezüglich der individuellen Eignung für einen höheren Bildungsweg – trotz schulischen Erfolgs (vgl. Kracke et al. 2024, S. 8). Diese Faktoren werden in einer individuellen Kosten-Nutzen-Rechnung vor dem Hintergrund der eingeschätzten Erfolgswahrscheinlichkeit des jeweiligen Bildungsweges abgewogen. Diese Unterscheidung verdeutlicht, dass Kompetenzunterschiede bzw. unterschiedlich starke schulische Leistungen nur ein Faktor sind, wenn es darum geht, Schüler:innen aus nicht-akademischen Familien den Weg zur Hochschule zu ermöglichen (vgl. Kracke et al. 2024, S. 8). Kompetenzunterschiede stehen nicht für sich und sind nicht (zwangsläufig) allein auf der individuellen Ebene der betreffenden Schüler:innen zu sehen, sondern können Ausdruck struktureller Benachteiligung sein. Dieser Faktor wird dann relevant, wenn es um effektive politische Maßnahmen zur Kompetenzverbesserung geht, denn strukturelle Probleme müssen strukturell bearbeitet werden, um auf individueller Ebene wirken zu können.

Auch die Herausforderungen und Probleme, mit denen sich Bildungsaufsteiger:innen auf ihrem Bildungsweg konfrontiert sehen, lassen sich im globalen Kontext identifizieren.⁶ In vielen Fällen fehlt ihnen das finanzielle, soziale und kulturelle Kapital. Das fehlende finanzielle Kapital bedeutet, dass ihnen die monetären Mittel fehlen, um die Kosten für Bildung, wie Studiengebühren, Lernmaterialien oder Lebenshaltungskosten, zu decken. Sie sind dann auf externe Unterstützung angewiesen oder müssen finanzielle Hürden überwinden, wodurch der Zugang zu höherer Bildung erschwert wird. Häufig müssen die Studierenden neben ihrem Studium einen zusätzlichen Job annehmen, um sich finanziell zumindest grundsätzlich absichern zu können, was sich zum einen negativ auf den Studienerfolg auswirken kann, aber auch die Teilhabe am Universitätsleben einschränken kann. Dies wiederum kann dazu führen, dass sie weniger Chancen haben, ihre Bildungsziele zu erreichen, was somit zur sozialen Ungleichheit beiträgt (vgl. van de Korput 2022, S. 69; Stamm 2019, S. 17). Das fehlende soziale Kapital bedeutet, dass diese Personen oft nicht über die notwendigen sozialen Netzwerke, Kontakte und Ressourcen verfügen, die ihnen den Zugang zu Bildungschancen erleichtern und ihnen Informationen geben, die sie nicht ‚von Haus aus‘ mitbekommen haben. So fehlt ihnen zum einen Beratung, aber auch emotionaler Rückhalt. Ohne ein starkes soziales Kapital können sie Schwierigkeiten haben, Informationen über Bildungswege zu erhalten, Unterstützung bei der Bewältigung von Herausforderungen zu erfahren oder Mentoren zu finden, die sie fördern. Dies kann ihre Chancen auf einen erfolgreichen Bildungsaufstieg erheblich einschränken

⁶ Die genannten Hürden gelten nicht ausschließlich für die Gruppe der Bildungsaufsteiger:innen (vgl. van de Korput 2022, S. 69).

und somit die soziale Ungleichheit manifestieren (vgl. van de Noort 2020; vgl. van de Korput 2022, S. 69; vgl. Stamm 2019, S. 17).

Die genannten Herausforderungen verstärken sich häufig gegenseitig, was oftmals zu inneren Konflikten, psychologischen Belastungen und Stress führen kann. Durch den erschwerten Zugang zum unbekannten, akademischen Milieu ergibt sich oft das Problem des ‚Nicht-rein-Passens‘ und wirkt sich auf das Selbstvertrauen der Studierenden aus. Das wiederum äußert sich oft in der Verinnerlichung des Hochstapler-Syndroms bzw. *bedriegersyndroom (impostor syndrome)* (vgl. van de Noort 2020). Zudem nehmen diese Studierenden seltener an Aktivitäten außerhalb des Fachstudiums teil, meiden Stipendien oder andere Programme aufgrund des mangelnden Selbstvertrauens, wodurch wiederum die Chance auf einen guten Praktikumsplatz o.Ä. wegfällt (vgl. Dialogic 2024, S. 54 f).

Die genannten Faktoren und Hürden, denen Bildungsaufsteiger:innen auf ihrem akademischen Werdegang begegnen, münden in einer erhöhten Studienabbruchquote dieser Studierenden, was jedoch in den meisten Fällen nicht mit fehlenden Leistungen oder Begabungen zusammenhängt, sondern mit erschwerten Gelingensbedingungen.

3 Bildungsaufsteiger:innen in Deutschland

Trotz Reformbemühungen seit den 1960er-Jahren basiert das deutsche Bildungssystem nach wie vor im Wesentlichen auf einer Dreigliedrigkeit, bestehend aus Hauptschule, Realschule und Gymnasium, die dem Ständesystem zu Anfang des 20. Jahrhunderts nachempfunden ist und die die ständischen Gegebenheiten abbilden sollte (vgl. von Below 2011, S. 142; nach Lutz 1983).⁷ Anstelle tiefgreifender Reformen des dreigliedrigen Schulsystems wurden zusätzliche Bildungswege eingeführt, um am bestehenden System festhalten zu können (vgl. Schindler & Bittmann 2023, S. 206). Gemeint ist damit die Einführung des Fachabiturs sowie der Fachhochschulen, die eine Alternative zu Abitur und Universitätsstudium darstellen sollten.

Zwar führt das föderalistische System in Deutschland dazu, dass im Prinzip 16 verschiedene Bildungssysteme bestehen, aber einige Grundpfeiler gelten für alle Bundesländer gleichermaßen: Der Schulbesuch beginnt für alle Kinder mit der Grundschule, die in der Regel nach vier Jahren mit einer Empfehlung für eine weiterführende Schule verlassen wird. Die weiterführenden Schulen fächern sich in Haupt- und Realschule sowie das Gymnasium auf. Es lässt sich jedoch seit den 2010er-Jahren die Tendenz beobachten, dass Haupt- und Realschulen zugunsten von Gesamt- bzw. Sekundarschulen zusammengelegt werden, abhängig vom jeweiligen Bundesland (vgl. Schulte 2018).

Unabhängig davon, in welchem Bundesland ein Kind zur Schule geht, ist nach dem Besuch der Grundschule der Wechsel auf eine weiterführende Schule vorgesehen. Die

⁷ Weitere Informationen zu den Bildungsreformen sowie deren Erfolgen bei von Below (2011).

Kinder werden so bereits früh einem Selektionsprozess unterzogen, der aufgrund der in Kapitel 2 genannten Faktoren, wie beispielsweise dem Bildungsweg der Eltern, großen Einfluss auf den weiteren schulischen Werdegang von Schüler:innen hat. Damit wird einerseits früh der Bildungsweg eines Kindes vorgezeichnet, wobei sich i. d. R. am Bildungsweg der Eltern orientiert wird, auch wenn die gezeigten Fähigkeiten der Kinder für die Wahl eines höheren Bildungswegs sprechen (vgl. Müller et al. 2011, S. 295). Ein späterer Wechsel ist dank der Bildungsreformen zwar einfacher möglich, aber weiterhin mit Anstrengungen verbunden, wodurch oft im gewählten Bildungsweg verblieben wird (vgl. Müller et al. 2011, S. 296). Auf Seiten der Eltern sowie der Kinder kommen hier die o. g. Überlegungen zum Tragen, die ein Abwägen der Vor- und Nachteile der verschiedenen Bildungswege bei jeder Entscheidung für oder gegen einen höheren Bildungsweg während der schulischen Laufbahn des Kindes zur Folge haben. Neben der Problematik der Durchlässigkeit des Systems kommen die Verfügbarkeit von Studienplätzen und die mit einem Studium verbundenen Kosten als limitierende Faktoren hinzu (vgl. Müller & Pollak 2016, S. 349). Zwar sind die Kosten in Deutschland relativ betrachtet geringer als in anderen Ländern, aber auch die staatliche Unterstützung ist geringer als in anderen Ländern und es wird nicht stark zwischen sozioökonomischen Hintergründen der Studierenden differenziert (vgl. Müller & Pollak 2016, S. 349).

Hinzu kommt eine mangelnde Durchlässigkeit des deutschen Hochschul- und Berufsausbildungssystems, die Einfluss auf die Entscheidung für oder gegen ein Hochschulstudium hat (vgl. Müller et al. 2011, S. 295).

3.1 Bildungsaufstieg in Deutschland in Zahlen

Als Ausgangspunkt für einen Vergleich mit der niederländischen Situation wird zunächst die Datenlage der Bildungsaufsteiger:innen im Nachbarland Deutschland betrachtet. Als Grundlage dient dazu der Nationale Bildungsbericht 2024, der sich auf eine Erhebung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) aus dem Jahr 2021 stützt. So kann im Anschluss diese als Referenz für die Einordnung der niederländischen Situation genutzt werden. Zu beachten ist an dieser Stelle jedoch, dass die Situationen in Deutschland und den Niederlanden nicht direkt vergleichbar sind, da es einige substanzielle Unterschiede auf der Bildungsebene zwischen den Ländern gibt. Zwar ist dies nicht die einzige Schwierigkeit im direkten Ländervergleich, jedoch die essenziellste. Während Bildungspolitik in Deutschland Ländersache ist, wird diese in den Niederlanden zentral organisiert (vgl. Boonen 2021, S. 31). Dies führt dazu, dass in deutschlandweiten Daten 16 einzelne Schulsysteme zusammengeführt und gemeinsam betrachtet werden, obwohl es sowohl auf bildungspolitischer als auch auf demografischer Ebene signifikante Unterschiede zwischen den Ländern gibt. Dennoch soll an dieser Stelle mit deutschlandweiten Daten gearbeitet werden, um einen Anhaltspunkt zu bieten, an dem sich ein Vergleich orientieren kann.

Allgemein halten Möller et al. bezüglich der Aufstiegsmöglichkeiten von Jugendlichen aus nicht-akademischen Haushalten fest:

Zwar ist die Studierwahrscheinlichkeit vor allem in mittleren, aber auch in unteren Sozialgruppen angestiegen, dennoch ist die Wahrscheinlichkeit für eine Studienaufnahme für Nachkommen akademischer Gruppen am höchsten. (Möller et al. 2020, S. 14)

Als Grundlage, um die Situation von Bildungsaufsteiger:innen in Deutschland darzustellen, wird der einfache „Bildungstrichter“ der Bundeszentrale für politische Bildung herangezogen. Hierbei handelt es sich um eine Aufarbeitung der vom Stifterverband Deutsche Wissenschaft e. V. (2021) erhobenen Daten zu den Bildungswegen von Kindern aus akademischen und nicht-akademischen Familien.

Demnach zeigt sich ein deutlicher Unterschied zwischen den erreichten Abschlüssen von Grundschulkindern aus akademischen Haushalten im Gegensatz zu Grundschüler:innen aus nichtakademischen Haushalten (siehe Abb. 1). Während von 100 Grundschüler:innen mit einem akademischen Familienhintergrund 79 ein Studium beginnen, liegt diese Zahl bei Grundschüler:innen aus nichtakademischen Haushalten bei 27. Von Studierenden aus einem akademischen Elternhaus erlangen

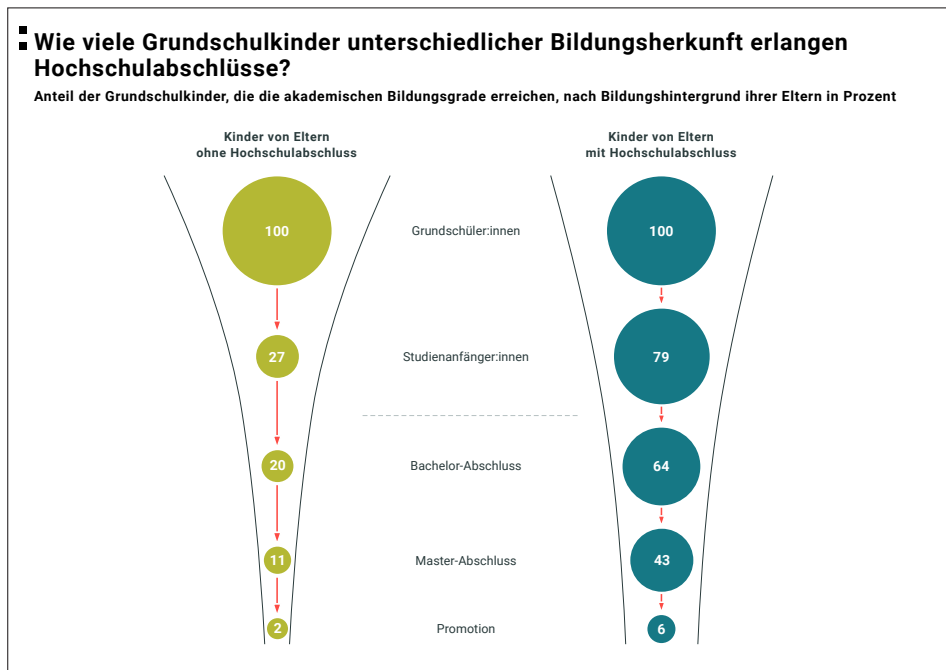


Abb. 1: „Bildungstrichter“ (Bildquelle: Dossier Bildung, [www. bpb.de/bildung](http://www.bpb.de/bildung), ein Angebot der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb und des Wissenschaftszentrums Berlins für Sozialforschung, WZB. Verfügbar unter: <https://www.bpb.de/themen/bildung/dossier-bildung/515729/von-der-grundschule-zur-hochschule-wer-kommt-an/>)

64 Studierende einen Bachelor-Abschluss, während es bei den Studierenden ohne akademischen Hintergrund noch 20 sind. Von diesen 20 erreichen 11 einen Master-Abschluss, während aus der Gruppe der Bachelorabsolvent:innen aus akademischen Haushalten 43 auch einen Master-Abschluss erlangen. Von diesen 43 schließen 6 erfolgreich eine Promotion ab, bei den Masterabsolvent:innen ohne akademischen Familienhintergrund schließen 2 erfolgreich eine Promotion ab. Diese Zahlen zeigen einerseits, dass im Vergleich zu Grundschüler:innen aus akademischen Haushalten insgesamt weniger Grundschulkinder aus nichtakademischen Haushalten überhaupt ein Studium aufnehmen, betrachtet man jedoch andererseits das prozentuale Verhältnis von Studienanfänger:innen beider Kategorien zu den erlangten Abschlüssen, so zeigt sich, dass unter diesen Voraussetzungen von den Studierenden aus nichtakademischen Haushalten mehr Studierende einen höheren Abschluss erreichen. Zu berücksichtigen ist hier jedoch, dass es sich bei dieser Gruppe der Studierenden aus nichtakademischen Haushalten vermutlich um besonders leistungsstarke Studierende handelt (vgl. bpb 2022).

Differenziertere Werte ergeben sich aus einer Befragung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung aus dem Jahr 2021 (vgl. Studierendenbefragung 2021, S. 6). Befragt wurden 72.537 Studierende, wobei 56 % der Studierenden in einem Haushalt aufgewachsen sind, wo zumindest ein Elternteil einen Hochschulabschluss erreicht hat. 14 % der Befragten sind mit mindestens einem Elternteil aufgewachsen, das einen Meistertitel, Fachschul- oder Techniker:innenabschluss erreicht hat (vgl. Studierendenbefragung 2021, S. 27). 26 % der Studierenden stammen aus einem Haushalt, in dem mindestens ein Elternteil eine abgeschlossene Berufsausbildung erlangt hat (vgl. Studierendenbefragung 2021, S. 27). Bei 4 % der Befragten hat kein Elternteil eine abgeschlossene Berufsausbildung (vgl. Studierendenbefragung 2021, S. 27).

Zwar handelt es sich bei diesen Zahlen nicht um die aktuellen Zahlen aus 2024, allerdings sind die verwendeten Daten diejenigen, die gesichert vorliegen und auch dem Bildungsbericht 2024 zugrunde liegen (vgl. Bildungsbericht 2024, S. 218). Diese Zahlen bestätigen das, was der Bildungstrichter bereits verdeutlicht: Kinder aus nichtakademischen Haushalten nehmen seltener ein Studium auf. Hinzu kommt, dass diejenigen mit nichtakademischer Herkunft häufiger Gebrauch von alternativen Bildungswegen machen (müssen), um eine Hochschulzugangsberechtigung zu erhalten. Dadurch addieren sich die zusätzlichen Entscheidungsmöglichkeiten und aus entscheidungstheoretischer Sicht führt dies dazu, dass jede weitere Entscheidung wieder das Risiko birgt, sich trotz entsprechender Neigungen und Interessen gegen ein Hochschulstudium zu entscheiden. Damit ist zwar eine alternative Möglichkeit gegeben, allerdings sinkt statistisch gesehen die Wahrscheinlichkeit, dass Kinder aus nichtakademischen Haushalten diese Möglichkeit, primär aufgrund einer zu Ungunsten eines Studiums ausfallenden Kosten-Nutzen-Rechnung, wählen werden. Ein zusätzliches Problem im Zusammenhang mit alternativen Zugängen zu höherer Bildung oder der Umkehr bereits getroffener Entscheidungen innerhalb der

schulischen Laufbahn ist, dass Kindern in Haupt- und Realschulen gar nicht die nötigen Fähigkeiten vermittelt werden, um erfolgreich das Abitur auf einem alternativen Bildungsweg zu erreichen (vgl. Müller & Pollak 2016, S. 350). Diesen Nachteil, im Sinne von sekundären Herkunftseffekten, gegenüber Schüler:innen, die von Beginn an das Gymnasium besucht und die entsprechenden Fertigkeiten erworben haben, können Kinder und Jugendliche auf Haupt- und Realschulen später nur durch erheblichen Mehraufwand ausgleichen. Diese Problematik spielt auch eine Rolle bei der Entscheidung, später doch noch einen alternativen Weg einzuschlagen, um eine Hochschule zu besuchen, da hier erneut entscheidungstheoretische Muster bezüglich der Erfolgswahrscheinlichkeit höherer Bildung Anwendung finden. Häufig führen diese Überlegungen dazu, dass Kinder, die eigentlich die Möglichkeit hätten, direkt eine Hochschule zu besuchen, sich dagegen entscheiden und „zur Sicherheit“ eine Berufsausbildung absolvieren, um mit diesem „Sicherheitsnetz“ im Anschluss ein Studium zu absolvieren. Sollte dieses Studium doch ohne Erfolg bleiben, dann bestünde immer noch die Möglichkeit, im ausgebildeten Beruf tätig zu sein (vgl. Müller & Pollak 2016, S. 351). Dadurch besteht die Möglichkeit, dass sich Absolvent:innen niedrigerer Schulformen mit niedrigeren formalen Qualifikationen auf die gleiche Stelle bewerben wie Absolvent:innen höherer Bildungswege, i. e. eine Abiturientin und eine Absolventin mit mittlerer Reife bewerben sich auf den gleichen Ausbildungsplatz. Daher ist es „[z]ur Sicherung des Zugangs zu bestimmten Lehrstellen [...] für Kinder aus der Arbeiterklasse und anderer unterer oder mittlerer Klassenlage als Strategie des Statuserhalts wichtiger geworden, auf die Realschule oder das Gymnasium zu gehen“ (Müller & Pollak 2016, S. 355).

3.2 Maßnahmen und Initiativen

Die Zahlen verdeutlichen die negativen Auswirkungen des deutschen Bildungssystems auf Bildungsaufsteiger:innen. Diese im Sinne der Chancengleichheit zu verbessern, ist das Ziel verschiedener staatlicher und privat organisierter Initiativen und Programme. Ein vollumfänglicher Überblick über verschiedene Programme kann im Rahmen dieses Beitrags nicht geleistet werden, daher soll der Fokus exemplarisch auf zwei Initiativen gelegt werden: zum einen auf ein rezentes Großprojekt im Bereich der Chancengerechtigkeit in der schulischen Bildung, das Startchancen-Programm, das im Schuljahr 2024/25 implementiert wurde, und zum anderen auf die Initiative Arbeiterkind.de, die sich explizit für Schüler:innen und Studierende aus nicht-akademischen Familien einsetzt.

Im Zentrum des Startchancen-Programms stehen vorwiegend Grundschüler:innen in Armut und mit Migrationsgeschichte, aber auch weiterführende Schulen und deren Schüler:innen sind förderberechtigt (Startchancen-Programm.org 2025). Dabei soll eine Symbiose aus Praxisnähe und wissenschaftlicher Begleitung den Erfolg des Pro-

gramms sichern. Inhaltlich liegt der Fokus auf der Ausbildung verschiedener Kompetenzen der Schüler:innen:

Der Schwerpunkt liegt auf der Stärkung der Basiskompetenzen, das heißt auf den Grundkompetenzen in Deutsch und Mathematik. Ziel ist, die Zahl der Schülerinnen und Schüler, die die Mindeststandards in Mathematik und Deutsch verfehlen, bis zum Ende der Programmlaufzeit an den Startchancen-Schulen zu halbieren. Außerdem sollen die Kinder und Jugendlichen zu demokratischer Teilhabe befähigt werden und in ihren sozio-emotionalen Kompetenzen gestärkt werden. In einer Initiationsphase werden die Ziele auf individueller, institutioneller und systemischer Ebene außerdem von der wissenschaftlichen Begleitung und der Evaluation des Startchancen-Programms operationalisiert. (Startchancen-Programm.org 2025).

Die Verbesserung der genannten Basiskompetenzen soll zur Reduzierung der primären Herkunftseffekte dienen, sodass Schüler:innen aus sozial benachteiligten Familien eine erfolgreiche Teilhabe am Bildungssystem ermöglicht werden kann. Dies soll einerseits direkt durch die Förderung der Schüler:innen geschehen, aber auch, indem der Unterricht und die Lehrkräfte an den Projektschulen professionalisiert werden (Startchancen-Programm.org 2025). Lehrkräfte, Schüler:innen und Eltern sollen stärker vernetzt werden und auch außerschulische Akteur:innen sollen stärker miteinbezogen werden, um die Infrastruktur an Schulen zu verbessern (Startchancen-Programm.org 2025). Damit zielt das Startchancen-Programm auf eine langfristige Verbesserung der Chancengleichheit von Schüler:innen ab, was letztlich auch zu einem Anstieg der Studierenden aus nichtakademischen, insbesondere aus sozio-ökonomisch schwächeren Familien, führen könnte.⁸

Eine Initiative, die sich dezidiert für die Belange Studierender aus nichtakademischen Familien einsetzt, ist die Plattform Arbeiterkind.de. Die Initiative ist eine Anlaufstelle für Bildungsaufsteiger:innen und bietet verschiedene niedrighschwellige Informationsmöglichkeiten und Mentoringangebote in Bezug auf ein Hochschulstudium für Schüler:innen, Studierende und Eltern aus einem nichtakademischen Umfeld an (vgl. arbeiterkind.de 2025a). Die Unterstützung umfasst Informationen über ein Studium allgemein, aber auch Begleitung während des gesamten Studiums bis hin zum Berufseinstieg (vgl. arbeiterkind.de 2025b). Konkrete Angebote reichen dabei von Informationsveranstaltungen an Schulen bis hin zu von regionalen Arbeitsgruppen organisierten Workshops zu Themen wie Studienfinanzierung, Studienorganisation, in denen auch Identitätsfragen wie „Fragt ihr euch auch manchmal, ob ihr an die Uni gehört?“ diskutiert werden (vgl. arbeiterkind.de 2025b).

Die Initiative existiert seit 2008 und wurde von 2012 bis 2014 im Rahmen eines Projektes der FU Berlin sowie des Deutschen Instituts für Internationale Pädagogi-

⁸ Aufgrund der Neuartigkeit des Startchancen-Programms sind noch keine Daten in Bezug auf die Erfolgsquote des Programms verfügbar, allerdings setzt sich Warnke (2024) in seinem Beitrag „Mehr Hilfe für die einen bedeutet nicht Vernachlässigung der anderen“ mit den möglichen Auswirkungen des Programms, auch für Schulen, die nicht an das Projekt angeschlossen sind, auseinander.

sche Forschung (DIPF) evaluiert. Im Abschlussbericht, der 2015 erschien, wurde hervorgehoben, dass die Arbeit der Initiative positiv aufgenommen wird. Die von Arbeiterkind.de angebotenen Veranstaltungen wurden im Hinblick auf ihren Informationsgehalt und ihre Nützlichkeit für die Entscheidungsfindung bezüglich eines Hochschulbesuchs als positiv bewertet (vgl. Daniel et al. 2015, S. 3). Die Teilnehmenden waren sehr zufrieden und es stellte sich ein nachhaltiger Wissensvorsprung gegenüber den Schüler:innen aus ähnlichen Verhältnissen ein, die eine solche Veranstaltung nicht besuchten (vgl. Daniel et al. 2015, S. 3). Darüber hinaus führten die Beratungsangebote der Initiative zu einem positiven Blick auf die Berufsaussichten nach einem Studium, wobei dieser Effekt allerdings nur kurzfristig (ein Jahr) Bestand hatte (vgl. Daniel et al. 2015, S. 4). Gleichzeitig wurde festgestellt, dass es nicht ausreichend viele Ansprechpersonen für die Belange von Schüler:innen und Studierenden nicht-akademischer Herkunft gibt (vgl. Daniel et al. 2015, S. 4). Vorgeschlagen wird, dies durch eine verstärkte Bewerbung entsprechender Angebote, wie z. B. Arbeiterkind.de, zu verbessern (vgl. Daniel et al. 2015, S. 4).⁹ Gleichwohl führt die Bewerbung derartiger Angebote nicht zu einer verbesserten Personallage der entsprechenden Initiativen, die für ein umfassendes, nachhaltiges Beratungsangebot nötig sind. Insgesamt wurde festgehalten, dass durch den Besuch der evaluierten Veranstaltungen die Hemmschwelle gesunken ist, Kontakt mit Arbeiterkind.de aufzunehmen und sich beraten zu lassen (vgl. Daniel et al. 2015, S. 4).¹⁰ Dies bedeutet aber auch, dass bereits die erste Hemmschwelle, nämlich überhaupt eine solche Veranstaltung zu besuchen, überwunden wurde. Neben besuchten Veranstaltungen wurde auch das sog. Infotelefon evaluiert, das von den Anrufern primär zu Informationszwecken bzgl. der Studienfinanzierung genutzt wurde und zu großer Zufriedenheit bei den Anrufern führt (vgl. Daniel et al. 2015, S. 5).¹¹

Insgesamt zeigt sich, dass die Initiative Arbeiterkind.de einen positiven Einfluss hat, aber noch weiter ausgebaut werden sollte, um noch mehr Schüler:innen und Studierende zu erreichen. Es handelt sich um ein privat organisiertes Angebot und es erscheint ratsam, vermehrt auch auf staatlicher Seite derartige Angebote zu etablieren, um das wichtige Feld der Bildungsgerechtigkeit nicht privaten Initiativen zu überlassen, die stark auf die ehrenamtliche Tätigkeit der Mitwirkenden angewiesen sind. Dahingehend zeigen Programme wie das Startchancen-Programm, dass es auch

⁹ Hierbei gilt es zu beachten, dass der zitierte Abschlussbericht bereits vor zehn Jahren erschien und Social-Media-Kanäle etc. nicht ihrem heutigen Stellenwert entsprechend berücksichtigt werden konnten. Außerdem ist in den letzten Jahren das gesellschaftliche Bewusstsein für die Belange von Kindern und Jugendlichen aus nicht-akademischen Familien gewachsen, sodass davon auszugehen ist, dass entsprechende Angebote inzwischen mehr beworben werden. Ob dies allerdings auch erfolgreich ist, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden.

¹⁰ Auch in diesem Punkt könnte eine erneute Evaluierung, unter Berücksichtigung des aktuellen Mediennutzungsverhaltens der intendierten Zielgruppe, wertvolle Daten zur Sichtbarkeit und zum Erfolg der Initiative liefern.

¹¹ In diesem Zusammenhang wäre eine erneute Evaluierung ebenfalls hilfreich, um neue Kontaktmöglichkeiten wie beispielsweise den angebotenen WhatsApp-Chat zu betrachten.

auf staatlicher Seite Bemühungen gibt, Kinder und Jugendliche aus nicht-akademischen Familien aufzufangen.

4 Bildungsaufsteiger:innen in den Niederlanden

In den letzten Jahren hat in den Niederlanden die intensive Diskussion zum Thema Chancengleichheit wieder stark zugenommen, nachdem zu Beginn der 2000er-Jahre eine Abschwächung der öffentlichen und wissenschaftlichen Debatte hinsichtlich der Thematik festgestellt wurde (vgl. Burgers & Denessen 2024, S. 1; nach Hooge et al. 2023; de Rooy 2018). Anlass dafür war eine Studie der Inspectie van het Onderwijs aus dem Jahre 2016 (*De staat van het Onderwijs*) mit dem Ergebnis, dass Chancenungleichheit im niederländischen Bildungssystem zunimmt, wodurch nun breiter Konsens darüber besteht, dass Chancenungleichheit mit der Etablierung verschiedener Maßnahmen bekämpft werden müsse.¹² Chancengleichheit wird beschrieben als

de capaciteiten en inzet van een student bepalend zijn voor het succesvol doorlopen van de opleiding, het vinden van een stage en het vinden van een baan. Achtergrond en afkomst, zoals het inkomen of de opleiding van ouders, mogen daarbij geen rol spelen. (Algemene Rekenkamer 2023)

Im Rahmen des Bestrebens nach Chancengleichheit und sozialer Gerechtigkeit besteht ein starkes Interesse daran, die Situation der Bildungsaufsteiger:innen zu erkennen und ihre vollkommene Teilhabe in der Gesellschaft zu unterstützen und zu fördern.

Die Niederlande haben zwar im Vergleich zu anderen Ländern ein stark durchlässiges und gut organisiertes Schulsystem, das grundsätzlich auf Gleichberechtigung abzielt, aber es gibt trotzdem einige Herausforderungen und Ungleichheiten (OECD-Bericht 2024). Im niederländischen Bildungssystem erfolgt eine Selektion der Schüler:innen in verschiedene Bildungswege nach Lernniveau, die meist nach Abschluss der Grundschule (*basisschool*) stattfindet. Zu den Bildungsformen im *middelbaar onderwijs* gehören das VMBO, HAVO und VWO. Das bedeutet, dass Schülerinnen und Schüler bereits mit 12 Jahren in verschiedene Bildungsstränge eingeteilt werden.¹³ Dieses Selektionssystem ist seit längerer Zeit Gegenstand intensiver Debatten. Kritiker:innen fordern, das System nach hinten zu verschieben oder die Bildung innerhalb der einzelnen Schulformen stärker zu differenzieren, um Schülerinnen und Schüler mit unterschiedlichen Leistungsniveaus und Interessen besser innerhalb der jeweiligen Gruppen zu fördern. So wird auch in dem Bericht „Later selecteren, beter

¹² Mehr Informationen zur Notwendigkeit von Chancengleichheit aus niederländischer Perspektive (vgl. Eindrapport Dialogic 2024, S. 8–10).

¹³ Zum niederländischen Schulsystem, auch in Gegenüberstellung zum deutschen Schulsystem vgl. Boonen, Jentges & Meredig (2019).

differentiëren“ des *Onderwijsraad* aus dem Jahr 2021 eine spätere Selektion gefordert, da eine verlängerte *brugperiode* den Schüler:innen mehr Zeit und Möglichkeit gibt, eine passende Bildungsform zu finden:

De raad adviseert om pas na een driejarige, brede brugperiode te selecteren en beter te differentiëren: meer intern en flexibel en minder extern. De knelpunten rondom vroege selectie en sterke externe differentiatie zijn niet op te lossen binnen de huidige structuur van het voortgezet onderwijs. (Onderwijsraad 2021, S. 33)

Zudem wird betont, dass es nicht ausreiche, nur eine spätere Bildungsentscheidung für die Schüler:innen zu treffen. Zusätzlich wird eine stärkere Differenzierung im Primar- und Sekundarunterricht durch flexible, bedarfsgerechte Lernangebote gefordert. Dies umfasst gruppenübergreifenden Unterricht auf unterschiedlichen Niveaus sowie gezielte Förderung, Vertiefung und Betreuung (Onderwijsraad 2021, S. 34).

Kritiker:innen argumentieren, dass eine frühe Auswahl der Schüler:innen zu einer ungenauen Einschätzung ihres tatsächlichen Leistungsniveaus führt. Dies könne dazu beitragen, dass Schülerinnen und Schüler zu großzügig eingestuft werden, was langfristig negative Auswirkungen auf ihre Bildungsentwicklung haben könne. Diese Diskussion ist keineswegs neu; bereits Ende der 1970er-Jahre wurde die Problematik thematisiert, was zur Gründung der ersten ‚middenschool‘ führte. Etwa zwanzig Jahre später, im Jahr 1993, wurde die ‚basisvorming‘ eingeführt, die jedoch relativ erfolglos blieb. Trotz dieser Maßnahmen besteht die Debatte um den optimalen Zeitpunkt der Selektion weiterhin, da eine spätere Selektion als potenziell gerechter und genauer angesehen wird¹⁴ (vgl. Borghans & Diris 2023, S. 116).

Forschende, die sich gezielt mit Bildungsaufsteiger:innen in den Niederlanden beschäftigen, konstatieren, dass die Hürden für Bildungsaufsteiger:innen im Hochschulkontext nicht erst mit dem Übergang zu einer Universität oder Fachhochschule einsetzen, sondern bereits mit dem Übergang von der *basisschool* zur weiterführenden Schule, *middelbare school*. Auf dieser Ebene zeigt sich deutlich, dass Kinder mit Eltern ohne höheren Bildungsabschluss viel seltener der HAVO oder VWO zugeordnet werden:

Zo is er veel wetenschappelijk materiaal beschikbaar dat het nadelige effect van Nederlands relatief vroege selectie naar niveau bij de overgang van het po naar het vo. Hierdoor krijgen sommige leerlingen niet de kans om zich in te stromen op de hogeschool of universiteit zonder te stapelen. (Dialogic 2024, S. 87)

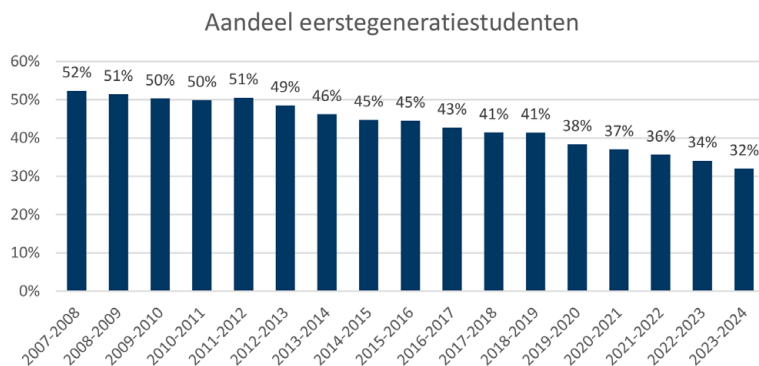
Im Hochschulbereich findet eine weitere Selektion statt, wenn Studiengänge einen *Numerus Fixus* aufweisen, d. h., die Zulassung zu entsprechenden Studiengängen begrenzt ist und nur eine festgelegte Anzahl von Studierenden aufgenommen wer-

¹⁴ Weitere Informationen dazu bei (vgl. Borghans & Diris 2023, S. 116).

den kann. Dabei kommen unterschiedliche Verfahren zum Einsatz. Eine Möglichkeit ist die dezentrale Selektion, bei der die Hochschulen selbst Kriterien wie Schulnoten, Bewerbungsgespräche oder andere Auswahlverfahren festlegen. Alternativ kann die Zulassung auch durch eine Losziehung erfolgen. Seit dem Studienjahr 2023–2024 gibt es zudem eine Kombination aus Losverfahren und dezentraler Selektion, um die Auswahl der Studierenden zu regeln (vgl. Puylaert o. J.). Empirische Befunde zeigen, dass bestimmte Studierendengruppen unabhängig vom Auswahlverfahren – sei es durch dezentrale Auswahl oder Losung – geringere Zugangschancen zu Numerus-Fixus-Studiengängen haben (vgl. Dialogic 2024, S. 87).

Ein weiterer Aspekt, der den Bildungszugang für Bildungsaufsteiger:innen in den Niederlanden erschwert und somit Chancengleichheit in den letzten Jahren eingeschränkt hat, war die Abschaffung des Studiendarlehens im Studienjahr 2015/2016 (*basisbeurs*). Zuvor erhielten niederländische Hochschulstudierende ein staatliches Darlehen, um ihre Studienkosten zu decken. Dieses Darlehen musste erst nach Abschluss des Studiums innerhalb von 10 Jahren zurückgezahlt werden, wobei es für bestimmte einkommensschwache Gruppen Ausnahmen gab. Durch die Reform des Kabinetts Rutte II waren die Studierenden verpflichtet, das gesamte Darlehen zurückzuzahlen, es sei denn, sie gehörten zu den genannten einkommensschwachen Gruppen (vgl. Landelijke Studentenvakbond o. J.). Die niederländische Regierung erkannte jedoch, dass die Abschaffung der finanziellen Unterstützung für Studierende insbesondere für Studierende aus sozial benachteiligten Schichten zu erheblichen Herausforderungen führte. Um die Chancenungleichheit im Bildungssystem zu verringern, wurde diese Studienfinanzierung im Studienjahr 2023–2024 wieder eingeführt (vgl. Rijksoverheid 2022).

Aufschlussreiche aktuelle Ergebnisse und Befunde zu Bildungsaufsteiger:innen in den Niederlanden ergeben sich durch einen kürzlich publizierten Bericht (November 2024) zu diesem Thema: *Een serieuze zaak. De wereld van kansengelijkheid voor eerstegeneratiestudenten achter het halen van een diploma*. Durchgeführt wurde diese Erhebung zwischen 2008 und 2018 mit der Frage nach den Ursachen der Chancengleichheit bei Bildungsaufsteiger:innen auf Anordnung des *Ministerie van Onderwijs, Cultuur en Wetenschap*. Ausgangspunkt dieser umfassenden Studie, die sich auf erst-generative Studierende konzentriert, war die Feststellung der Existenz von Chancenungleichheiten auf Hochschul- und Universitätsniveau. Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass noch immer ein bedeutender Teil der Studierenden an niederländischen Hochschulen ‚Erstakademiker:innen‘ sind – also Personen, deren Eltern keinen Hochschulabschluss haben. Zwischen den Studienjahren 2008/09 und 2018/19 machte diese Gruppe 46 % der registrierten Einschreibungen aus. Im Laufe der Zeit wurde ihr Anteil jedoch rückläufig. Im Jahr 2023 gehörte nur noch etwa ein Drittel der Studierenden zur ersten Generation. Dieser Rückgang könnte darauf zurückzuführen sein, dass immer mehr Menschen in den Niederlanden einen höheren Bildungsabschluss erreichen, wodurch es weniger potenzielle Studienanfänger mit Eltern ohne Hoch-



Figuur 3: Het aandeel eerstejaars eerstegeneratiestudenten in hbo- en wo-opleidingen

Abb. 2: Anteil der ‚erstegeneratiestudenten‘ (Quelle: Dialogic 2024, S. 28)

schulabschluss gibt. Der Rückgang des Anteils von ‚erstegeneratiestudenten‘ lässt sich jedoch nicht damit erklären, dass sie seltener direkt von der Sekundarstufe ins Studium wechseln, denn tatsächlich traten zwischen 2010 und 2019 Bildungsaufsteiger:innen sogar etwas häufiger direkt in ein Hochschulstudium ein als solche mit akademisch vorgebildeten Eltern. Der Unterschied könnte allerdings auch daran liegen, dass Studierende der nicht-ersten Generation öfter ein Zwischenjahr einlegen¹⁵. (vgl. Dialogic 2024, S. 27). Die genannten Zahlen werden in Abbildung 2 zusammengefasst.

4.1 Maßnahmen und Initiativen

Dass das Thema ‚Bildungsaufsteiger:innen‘ in den Niederlanden im Rahmen der Chancengleichheit mehr und mehr an Aufmerksamkeit gewinnt, zeigt sich nicht nur in aktuellen Erhebungen und Studien, sondern auch an den zahlreichen Initiativen an niederländischen Hochschulen und Universitäten, die sich konkret an *erstegeneratiestudenten* richten.¹⁶ Nahezu jede Hochschule und / oder Universität hat spezielle Beratungsseiten, abrufbar via den Uni-Webseiten (vgl. van de Korput 2022, S. 67 f.). Studierende dieser Gruppe rücken dementsprechend mehr in den Fokus. Diese Initiativen, wie beispielsweise das *Better Prepared-Programm* der Vrije Universiteit Amsterdam, verfolgen das Ziel, die bestehende Bildungsungleichheit für Studierende erster Generation zu verringern, indem sie individuelle Unterstützung, Mentoring-Angebote und Vorbereitungskurse bereitstellen. Es werden verschiedene

¹⁵ In der Studie von Dialogic werden alle Studierenden, auch mit Migrationshintergrund, inkludiert. Zur genauen Verteilung: Dialogic 2024, S. 28 f.).

¹⁶ So zum Beispiel die Programme *Better prepared* (Vrije Universiteit Amsterdam); *Get ready* (Universiteit Amsterdam); *Tune-in* (Hogeschool van Amsterdam); die Universiteit Utrecht führt seit 2022 einen Instagramkanal *Eerste Generatie Student. Voor en door eerstegeneratiestudenten*.

Projekte und Initiativen explizit nach ihren Herausforderungen, aber auch Bedürfnissen geplant, um u. a. Hilfestellungen zu geben, sich zu Beginn in einer vollkommen unbekannten Umgebung besser zurechtfinden zu können und die universitären Strukturen kennenzulernen. Die von Erasmus MC etablierte *Eerstegeneratiestudenten Platform* formuliert es zum Beispiel so:

Wij streven ernaar om een omgeving te creëren waarin eerste generatie studenten evenveel kansen krijgen als hun medestudenten om te slagen. [...] Onze visie is dat geen enkele eerstegeneratiestudent zich buitengesloten of overweldigd voelt door de uitdagingen van het hoger onderwijs. We willen obstakels verminderen en helpen deze studenten hun ambities te bereiken. (<https://www.eur.nl/erasmusmc/onderwijs/eerstegeneratiestudenten/missie-en-visie>)

Solche Programme zur Verstärkung des ‚sense of belonging‘ im universitären Alltag entsprechen den Forderungen des Dialogic-Berichts (2024):

Zowel onderwijsinstellingen als het ministerie van OCW kunnen stappen ondernemen om bij te dragen aan een inclusief klimaat en studenten zich thuis te laten voelen en prestatiedruk en weg te nemen, bijvoorbeeld door het laten zien van positieve rolmodellen. (Dialogic 2024, S. 6)

Darüber hinaus gibt es Programme, die neben (mentaler) Unterstützung und Förderung die *eerstegeneratiestudenten* auch in finanzieller Hinsicht unterstützen. Im Jahr 2023 zum Beispiel wurde der Amsterdams Universiteitsfonds (AUF) errichtet, eine Spendenaktion für Studierende der ersten Generation im Rahmen einer Kampagne für Chancengleichheit (UvA 2024). Der Übergang von der Sekundarstufe in den tertiären Bildungsbereich stellt insbesondere für sogenannte Erstakademiker*innen eine kritische Phase dar, die eine erhöhte politische Aufmerksamkeit erfordert. Eine zentrale Rolle spielt dabei die gezielte Unterstützung im ersten Studienjahr, da sie maßgeblich zur Stabilisierung des Studienverlaufs und zur sozialen Integration beiträgt (vgl. Dialogic 2024, S. 6; S. 68 f.). Die Hochschulen und Universitäten selbst werden als wichtige Akteur:innen bei der Reduzierung von Chancenungleichheiten gesehen, da diese vor allem in den sozialen Interaktionen auf dem Campus verankert sind: „Daarnaast verhogen startprogramma’s ook direct de sense of belonging van eerstegeneratiestudenten. De student leert de ongeschreven codes en het verborgen curriculum, en krijgt de mogelijk sociaal en cultureel kapitaal te vergaren“ (Dialogic 2024, S. 87 f.).

Es wird also durchaus als positiv bewertet, dass solche Initiativen und Programme existieren, um Bildungsaufsteigerinnen und -aufsteigern ein stärkeres Gefühl der Unterstützung und Zugehörigkeit zu vermitteln und ihnen das Gefühl zu geben, nicht allein zu sein. Dennoch reichen diese Maßnahmen allein nicht aus, um alle

Herausforderungen vollständig zu vermeiden. Die befragten Studierenden der Studie von van de Korput (2022) hätten sich gewünscht, dass das Angebot und der Zugang zu Informationsquellen und Programmen bereits in früheren Phasen des Bildungswegs verfügbar gewesen wären, denn erst mit Eintritt in das Studium greifen diese Angebote häufig zu spät (vgl. van de Korput 2022, S. 68; S. 70). Zudem liegen viele Ursachen der Chancenungleichheit in früheren Bildungsphasen, sodass hochschulinterne Maßnahmen allein nicht ausreichen, um strukturelle Bildungsungleichheiten zu beheben (vgl. Dialogic 2024, S. 87). Es ist daher wichtig, schon früher Informations- und Unterstützungsmöglichkeiten zu etablieren, damit es überhaupt zu einer Einschreibung ins Studium kommt (vgl. Dialogic 2024, S. 87).

Zudem wird davor gewarnt, dass das gezielte Monitoring von *eerstegeneratiestudenten* im Rahmen spezifischer Fördermaßnahmen potenziell auch Nachteile mit sich bringen kann. Eine explizite Kennzeichnung dieser Gruppe kann zu Stigmatisierung und einem Defizitdenken führen, wodurch negative Selbstzuschreibungen verstärkt werden. Darüber hinaus besteht die Gefahr, dass durch eine Fokussierung auf die Gruppe der *eerstegeneratiestudenten* andere unterstützungsbedürftige Studierende weniger Aufmerksamkeit und Ressourcen erhalten. Somit sollte der Einsatz von Monitoring-Instrumenten stets sorgfältig abgewogen werden, um unbeabsichtigte negative Effekte zu vermeiden (vgl. Dialogic 2024, S. 87).¹⁷

5 Vergleich

Die deskriptive Darstellung von Bildungsaufsteiger:innen im Hochschulwesen in Deutschland und den Niederlanden zeigt, dass die Problematik schon früher als beim Übergang zur Hochschule einsetzt. In Deutschland erfahren die Kinder ohne einen Elternteil mit akademischem Hintergrund bereits nach der Grundschule Nachteile, einen höheren Bildungsweg einzuschlagen: „Sind Arbeiterkinder einmal ins Gymnasium gelangt, werden sie deutlich weniger benachteiligt. Die Benachteiligung besteht in erster Linie darin, dass von ihnen viel zu wenige den Sprung ins Gymnasium schaffen“ (Stamm 2019, S. 9, zit. nach Baumert, Schümer 2001). Hier soll in Deutschland das Startchancen-Programm ansetzen, um sowohl primäre als auch sekundäre Herkunftseffekte abzumildern und Grundschüler:innen unabhängig von ihrer Herkunft die Chance zu geben, den Bildungsweg einzuschlagen, der ihren Fähigkeiten am besten entspricht. Obgleich es sich bei diesem Projekt um das kostenintensivste und das am längsten andauernde Programm seiner Art handelt, lassen sich konkrete Erfolge – aufgrund der kurzen Zeit seit Beginn des Programms – noch nicht ausmachen. Als erfolgversprechend zeigen sich Initiativen wie Arbeiterkind.de, die sich explizit an die

¹⁷ Generell plädiert die Studie von Dialogic (2024) Richtung niederländische Bildungspolitik, dass genannte Maßnahmen gegen Chancenungleichheit im Hochschulwesen nicht nur auf die Gruppe der Bildungsaufsteiger:innen anzuwenden sind, weil andere benachteiligte Studierende teilweise ebenso stark oder auch stärker von einem Studienabbruch oder -wechsel betroffen sind.

Gruppe der Bildungsaufsteiger:innen wenden und die entsprechenden Schüler:innen und Studierenden durch offensive Werbung zu erreichen versuchen.

Auch in den Niederlanden verweisen verschiedene Studien darauf, dass die frühe Selektion im Bildungssystem nach der *basisschool* die primären Hürden für Bildungsaufsteiger:innen auf ihrem Bildungsweg Richtung Hochschule oder Universität darstellt:

Het onderwijs speelt echter niet de rol van *great equalizer*. Integendeel: de wijze waarop het Nederlandse opvang- en onderwijssysteem is georganiseerd, leidt ertoe dat kwetsbare groepen kinderen en jongeren minder mogelijkheden hebben om hun kansen in het onderwijs en op de arbeidsmarkt te verzilveren en daarmee een zelfstandig bestaan op te bouwen. (Sociaal-Economische Raad 2021, S. 8; Hervorhebungen im Original)

Um den Folgen der Chancenungleichheit auf diesem Gebiet entgegenzuwirken, werden in der öffentlichen Debatte zum einen ein späterer Selektionsprozess, zum anderen frühere Förder- und Informationsmöglichkeiten für Kinder aus Nicht-Akademikerfamilien bzw. für benachteiligte Studierende im Allgemeinen gefordert. Ein großes Potenzial bieten bereits die verschiedenen Initiativen niederländischer Hochschulen, die sich explizit an Bildungsaufsteiger:innen wenden und konkrete Hilfestellung leisten sowie Positivbeispiele bereitstellen, um andere Bildungsaufsteiger:innen zu erreichen und ihnen zur Seite zu stehen.

Damit zeigt sich in beiden Ländern, dass die Notwendigkeit, die Gruppe der Bildungsaufsteiger:innen explizit anzusprechen und konkret zu unterstützen, erkannt wurde. Für beide Nationen gilt, dass das Erreichen eines Hochschulabschlusses nicht allein von den zur Verfügung gestellten Informations- und Unterstützungsangeboten abhängt, sondern die vorhandenen Barrieren über die Informationsvermittlung hinausreichen. Hier spielt der sozioökonomische Status der Herkunftsfamilie eine herausragende Rolle. Sowohl in den Niederlanden als auch in Deutschland wurden dazu finanzielle Unterstützungsmöglichkeiten wie die *studiebeurs* respektive das BAföG etabliert, um finanzielle Nachteile auszugleichen. Darüber hinaus ist die Bedeutung, die der Chancengleichheit in der Gesellschaft und der Politik insgesamt beigemessen wird, nicht zu unterschätzen. Hier zeigt insbesondere der deutsche Weg über die Bildungsreformen in den 1960er- und 1970er-Jahren, dass echte Chancengleichheit konkrete bildungspolitische Maßnahmen benötigt und ebenso den Mut und den Willen politischer Entscheidungsträger:innen, bestehende Systeme zu hinterfragen und im Sinne einer bildungsgerechten Lösung weiterzuentwickeln. Die niederländische Bildungspolitik versucht, diesem Trend durch Förderprogramme und sprachliche Unterstützung entgegenzuwirken. Dennoch bleibt die soziale Segregation an Schulen ein großes Problem, das Chancenungleichheit verstärkt. Zudem zeigt sich, dass der Zugang zu renommierten Hochschulen für Bildungsaufsteiger:innen oft durch informelle Netzwerke und kulturelles Kapital

erschwert wird. Beide Länder haben also in Richtung Mentoring und Unterstützung ungefähr den gleichen Ansatz.

6 Fazit

In Deutschland sind Bildungsaufsteiger:innen häufig mit Herausforderungen konfrontiert, die aus ihrer sozialen Herkunft resultieren. Das Bildungssystem versucht, durch verschiedene Maßnahmen wie Förderprogramme, Stipendien und spezielle Unterstützungsangebote den Zugang zu höherer Bildung zu erleichtern und Chancengleichheit zu fördern.

In den Niederlanden zeigt sich ein ähnliches Bild, wobei das Bildungssystem dort ebenfalls Maßnahmen ergriffen hat, um Bildungsaufsteigerinnen und -aufsteiger zu unterstützen. Hier werden beispielsweise gezielte Förderprogramme und Beratungsangebote eingesetzt, um die Bildungswege dieser Gruppe zu verbessern. Insgesamt lässt sich feststellen, dass beide Länder unterschiedliche Ansätze verfolgen, um die Situation der Bildungsaufsteiger zu verbessern, wobei der Schwerpunkt auf der Bereitstellung von Unterstützungsmaßnahmen liegt, um soziale Ungleichheiten im Bildungssystem abzubauen. Wie sich die Herausforderungen hinsichtlich Chancengleichheit im Bildungssystem und dementsprechend auch für Bildungsaufsteiger:innen mit den Maßnahmen der Schoofs-Regierung entwickeln, bleibt abzuwarten. Es wird deutlich, dass das noch immer vorhandene Problem der Chancengleichheit in Deutschland und den Niederlanden aufgrund des Bildungsniveaus der Eltern nicht nur äußerst schwer für betreffende Studierende ist, sondern sich auch auf gesellschaftlicher Ebene auswirkt, denn „het kan daarmee ook de maatschappelijke cohesie en het potentieel van de toekomstige beroepsbevolking beïnvloeden“ (Dialogic 2024, S. 5).

Im einleitenden Teil dieses Beitrags wurde darauf hingewiesen, dass wir im Rahmen dieser Beschreibung nicht weiter differenzieren oder auf andere Gruppen innerhalb der Bildungseinsteiger:innen eingehen können. Ein weiterführender Vergleich unter Einbeziehung weiterer Faktoren, die die Chancengleichheiten im Bildungssystem stärken, wäre daher zielführend.¹⁸ Abschließend kann man sagen, dass beide Länder sich der Herausforderung gegenübersehen, Bildungsungleichheiten bereits in frühen Bildungsphasen zu reduzieren und Übergänge ins Hochschulsystem zu erleichtern. Insbesondere der Übergang von der Sekundarstufe zur Hochschule ist für

¹⁸ Zu Chancengleichheit im Schulsektor bei ethnischen Minderheiten vgl. u. a. den Beitrag von: The Palgrave Handbook of Race and Ethnic Inequalities in Education. Volume 1. Second Edition. Edited by Peter A. J. Stevens, A. Gary Dworkin, 2019; vgl. auch dazu „Een serieuze zaak. De wereld van kansengelijkheid voor eerstegeneratiestudenten achter het halen van een diploma“ (2024), die auch differenziert betrachtet werden und auf andere Gruppen hinweisen. Vgl. auch Dialogic 2024, S. 5, wo darauf hingewiesen wird, dass auch andere Gruppen wie Studierende aus einkommensschwächeren Familien oder mit Migrationshintergrund ein ebenso oder auch teilweise höheres Risiko haben, ‚rauszufallen‘ (Dialogic 2024, S. 5).

Bildungsaufsteiger:innen eine kritische Phase, die durch gezielte Fördermaßnahmen und soziale Unterstützung verbessert werden soll. Zudem betonen beide Länder die Bedeutung von inklusiven Bildungspolitiken, die kulturelle Vielfalt anerkennen und soziale Mobilität fördern.

6.1 Niederlande

Das niederländische Bildungssystem zeichnet sich durch eine sehr frühe Selektion aus, die Schülerinnen und Schüler bereits im Alter von 12 Jahren in unterschiedliche Bildungswege (VMBO, HAVO, VWO) einteilt. Dies führt zu einer stärkeren sozialen Segmentierung und setzt die Grundlage für spätere Chancenungleichheiten.

Die Reaktion der niederländischen Bildungspolitik umfasst vor allem gezielte Förderprogramme innerhalb der Schulen, die Unterstützung von Schüler:innen mit Migrationshintergrund sowie Maßnahmen zur Sprachförderung. Die Integration von Bildungsaufsteiger:innen wird primär auf der Ebene der Schule und Hochschule gesehen, wobei das Bildungssystem einen starken Fokus auf individuelle Förderung legt. Dabei spielen auch außerschulische Unterstützungsangebote eine wichtige Rolle.

Ein weiterer Unterschied ist, dass in den Niederlanden das gesellschaftliche Bewusstsein für die Problematik von Bildungsungleichheiten vergleichsweise hoch ist, was zu einer stärkeren öffentlichen Debatte und politischem Druck auf Reformen führt. Mit der neuen Regierung unter Premierminister Schoofs (2024) und den geplanten massiven Budgetkürzungen im Bildungsbereich, u. a. jährliche Kürzungen von einer Milliarde Euro im Bereich der Hochschulbildung und Geldstrafen für Langzeitstudierende, könnten die Bemühungen um Chancengleichheit im Bildungsbereich jedoch unter Druck geraten (Kersten 2024). Wie sich das jedoch langfristig für Bildungsaufsteiger:innen und ihre Aufstiegschancen auswirken könnte, bleibt noch abzuwarten.

6.2 Deutschland

In Deutschland ist der Umgang mit Bildungsaufsteiger:innen stärker durch das dreigliedrige Schulsystem geprägt, das zwar erst etwas später selektiert, aber ebenfalls soziale Ungleichheiten reproduziert. Die politische Strategie setzt verstärkt auf systematische Bildungsreformen und den Ausbau von Übergangs- und Beratungsangeboten, etwa im Rahmen von Programmen wie „Bildungsaufstieg durch Sprache und Kultur“ oder „Studienkompass“.

Darüber hinaus wird in Deutschland die Verantwortung für die Förderung von Bildungsaufsteiger:innen häufig stärker auf die Hochschulen selbst übertragen, die neben fachlicher auch soziale Unterstützung bieten sollen. Im Gegensatz zu den Niederlanden wird der Fokus hier auch auf die Schaffung barrierearmer Zugänge und die Verbesserung der Studienbedingungen gelegt.

Zudem ist die öffentliche Debatte in Deutschland tendenziell zurückhaltender, was Bildungsungleichheiten betrifft, was sich auch in einem langsamer umgesetzten Reformprozess widerspiegelt.

Diese Studien belegen, dass Bildungsaufsteiger:innen ein transnationales Phänomen sind, das über nationale Grenzen hinweg vergleichbare Merkmale und Herausforderungen aufweist. Die transnationale Perspektive ermöglicht ein besseres Verständnis der globalen Dimension von Bildungsungleichheiten und der Erfahrungen von Studierenden, die als Erste in ihrer Familie eine akademische Laufbahn einschlagen.

7 Forschungsliteratur

- Algemene Rekenkamer (2023): *Gelijke kansen in het middelbaar beroepsonderwijs*.
 Arbeiterkind.de (2025a): Über uns. <https://arbeiterkind.de/ueber-uns> [Aufruf 30.05.2025].
 Arbeiterkind.de (2025b): Wir unterstützen dich im Studium. <https://arbeiterkind.de/wir-unterstuetzen-dich/im-studium> [Aufruf am 30.05.2025].
 von Below (2011): Bildungssysteme im historischen und internationalen Vergleich. In: Rolf Becker (Hrsg.): *Lehrbuch der Bildungssoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, 139–162.
 Bildungsbericht 2024 = Autor:innengruppe Bildungsberichterstattung (2024): *Bildung in Deutschland 2024. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu beruflicher Bildung*. Bielefeld: wbv Media.
 Boonen, Ute K. (2021): Grenzenlos austauschen – aber wann? In: Boonen, Ute K.; Roll, Heike; Fuchs, Ralf-Peter; Lammers, Ina; Konrad, Tina; Awater, Pia; Plainer, Julia (Hrsg.): *Grenzüberschreitend austauschen – Grensoverschreidend uitwisselen. Praxishandbuch für deutsch-niederländische Schulaustausche am Beispiel der Euregio Rhein-Waal*. Hamburg: tredition, 31–34.
 Boonen, Ute K.; Jentges, Sabine; Meredig, Henning (2019): Das niederländische Schulsystem aus deutscher Perspektive. Unterschiede in System und Praxis. *nachbarsprache Niederländisch* 2019, 27–45.
 bpb 2022 = Bundeszentrale für politische Bildung (2022): *Von der Grundschule zur Hochschule: Wer kommt an?* <https://www.bpb.de/themen/bildung/dossier-bildung/515729/von-der-grundschule-zur-hochschule-wer-kommt-an/> [Aufruf 30.05.2025].
 Burgers, Florian; Denessen, Eddie (2024): Koersen op een complex ideaal: de kansenketen als middel voor evenwichtiger schoolbeleid voor gelijke onderwijskansen. *Tijdschrift voor Onderwijs Praktijk Studies*, 2 (2024), article 19606. Doi: <https://doi.org/10.54657/TOPS.19606> [Aufruf am 30.05.2025].
 Daniel, Annabell; Döring, Verena; Maaz, Kai; Watermann, Rainer (2015): *Evaluation der Initiative Arbeiterkind.de. Abschlussbericht. 2015* <https://www.dipf.de/de/forschung/projekte/evaluation-der-initiative-arbeiterkind-de#2> [Aufruf 30.05.2025].
 Dialogic (2024). *Een serieuze zaak*. In opdracht van het Ministerie van Onderwijs, Cultuur / Wetenschap, Den Haag. <https://www.education-progress.org/en/focus/23-firstgeneration> [Aufruf 30.05.2025].
 First-generation students have it hard everywhere (2023): <https://www.education-progress.org/en/focus/23-firstgeneration> [Aufruf 30.05.2025].
 Henz, Ursula (1994): *Intergenerationale Mobilität. Methodische und empirische Untersuchungen*. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.
 Hooge et al. (2023) = Hooge, E. H.; Waslander, S.; Denessen, E. (2023): Kansengelijkheid in het onderwijs: sturen op een betwist ideaal. In: Overmars, T.; Honingh, M.; Noordegraaf, M. (Hrsg.): *Maatschappelijke bestuurskunde: Hoe verbindende bestuurskundigen (kunnen) inspelen op maatschappelijke vraagstukken*. Den Haag: Boom bestuurskunde, 129–148.

- Inspectie van het Onderwijs (2016): *De Staat van het Onderwijs. Onderwijsverslag 2014/2015*. Utrecht: Inspectie van het Onderwijs.
- Kersten, Arno (2024): *Prinsjesdag-plannen voor onderwijs: harde bezuinigingen en vage ambities*. <https://www.aob.nl/actueel/artikelen/prinsjesdag-plannen-voor-onderwijs-harde-bezuinigingen-en-vage-ambities/> [Aufruf 30.05.2025].
- van de Korput, Jeanet (2022): Eerstegeneratiestudenten: een groep apart? *Journal of Social Intervention: Theory and Practice* (31, 3), 64–71. <http://doi.org/10.18352/jsi.743> [Aufruf 30.05.2025].
- Kracke et al. 2024 = Kracke, Nancy; Schwabe, Ulrike; Buchholz, Sandra (2024): Neuer Bildungstrichter: Trotz Akademisierungsschub immer noch ungleicher Zugang zur Hochschule. DZHW Brief 02/2024. https://table.media/wp-content/uploads/2024/07/08172244/dzhw_brief_02_2024.pdf [Aufruf 30.05.2025].
- Landelijke Studenten vakbond (o.J.): *Herinvoering basisbeurs en rente*. <https://lsvb.nl/dossiers/studiefinanciering/herinvoering-basisbeurs/> [Aufruf 06.06.2025].
- Lutz, Burkart (1983): Bildungsexpansion und soziale Ungleichheit. Eine historisch-soziologische Skizze. In: Reinhard Kreckel (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen: Schwartz/Co., 221–245.
- Möller et al. (2020) = Möller, Christina; Gamper, Markus; Reuter, Julia; Blome, Frank (2020): Gesellschaftliche Relevanz, empirische Befunde und die Bedeutung biografischer Reflexionen. In: Reuter, Julia; Gamper, Markus; Möller, Christina; Blome, Frank (Hrsg.): *Vom Arbeiterkind zur Professur. Gesellschaft der Unterschiede*, Band 54. Bielefeld: transcript, 9–64.
- Müller et al. 2011 = Müller, Walter; Pollak, Reinhard; Schindler, Steffen (2011): Hochschulbildung und soziale Ungerechtigkeit. In: Rolf Becker (Hrsg.): *Lehrbuch der Bildungssoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, 289–327.
- Müller, Walter; Pollak, Reinhard (2016): Weshalb gibt es so wenige Arbeiterkinder in Deutschlands Universitäten? In: Becker, Rolf; Lauterbach, Wolfgang (Hrsg.): *Bildung als Privileg. Erklärungen und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 345–386.
- Müller, Walter; Haun, Dietmar (1994): Bildungsungleichheit im sozialen Wandel. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (46): 1–42.
- Nguyen, T. H.; Nguyen, B. (2018): Is the ‘first-generation student’ term useful for understanding inequality? The role of intersectionality in illuminating the implications of an accepted—yet unchallenged—term. *Review of Research in Education*, 42(1), 146–176. <https://doi.org/10.3102/0091732X18759280> [Aufruf 30.05.2025].
- van de Noort, Malou (2020): *Gevoel van ontmaskering hangt boven de eerstegeneratiestudent*. <https://www.sg.uu.nl/artikelen/2020/12/gevoel-van-ontmaskering-hangt-boven-de-eerstegeneratiestudent> [Aufruf 30.05.2025].
- OECD Education Policy Perspectives (2024): *OECD Education Equity Dashboard Brief for the Netherlands* https://www.oecd.org/en/publications/oecd-education-equity-dashboard-brief-for-the-netherlands_d171f197-en.html?utm_source=chatgpt.com [Aufruf 30.05.2025].
- Puylaert, Ruben (o.J.): Toelating en selectie in de bachelor. <https://www.universiteitenvannederland.nl/onderwijs/toelating-en-selectie-in-de-bachelor> [Aufruf 30.05.2025].
- Rijksoverheid (2022): Invoering basisbeurs voor alle studenten in hoger onderwijs. <https://www.rijksoverheid.nl/actueel/nieuws/2022/03/25/invoering-basisbeurs-voor-alle-studenten-in-hoger-onderwijs> [Aufruf 06.06.2025].
- Rooy, Piet de (2018): Een geschiedenis van het onderwijs in Nederland. Nieuw Amsterdam.
- Schindler, Steffen; Bittman, Felix (2023): Alternative Routes to Higher Education Eligibility: Inclusion, Diversion and Social Inequality on the Way to Higher Education. In: Weinert, Sabine; Blossfeld, Gwendolin Josephine; Blossfeld, Hans-Peter (Hrsg.): *Education, Competence Development and Career Trajectories. Analysing Data of the National Educational Panel Study (NEPS)*. Cham: Springer Nature Switzerland AG, 205–225.
- Schulte, Michael (2018): *Entwicklung der Gesamtschule in NRW*. <https://www.nds-zeitschrift.de/nds-3-2018/entwicklung-der-gesamtschule-in-nrw> [Aufruf 30.05.2025].

- Spiegler, Thomas; Bednarek, Antje (2013): *First-generation students: what we ask, what we know and what it means: an international review of the state of research*, *International Studies in Sociology of Education*, 23:4, 318–337, DOI: 10.1080/09620214.2013.815441.
- Stamm, Margrit (2019): Arbeiterkinder und ihre Aufstiegsangst. In: Margrit Stamm (Hrsg.): *Arbeiterkinder und ihre Aufstiegsangst. Probleme und Chancen von jungen Menschen auf dem Weg nach oben*. Opladen u. a.: Barbara Budrich, 13–29.
- Stamm, Margrit: Einleitung. In: Margrit Stamm (Hrsg.): *Arbeiterkinder und ihre Aufstiegsangst. Probleme und Chancen von jungen Menschen auf dem Weg nach oben*. Opladen [u. a.]: Barbara Budrich, 7–12.
- Startchancen-Programm 2025: *Infoportal zum Startchancen-Programm*. <https://startchancen-programm.org/> [Aufruf 30.05.2025].
- Studierendenbefragung 2021 = Kroher, Martina; Beuße, Mareike; Isleib, Sören; Becker, Karsten; Ehrhardt, Marie-Christin; Gerdes, Frederike; Koopmann, Jonas; Schommer, Theresa; Schwabe, Ulrike; Steinkühler, Julia; Völk, Daniel; Peter, Frauke; Buchholz, Sandra (Hrsg.): *Die Studierendenbefragung in Deutschland: 22. Sozialerhebung. Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2021*. Bundesministerium für Bildung und Forschung.
- Thijssen, J. G. L.; Matthys, M.; Leisink, P. L. M. (2015). Professionele identiteitsproblemen van sociale stijgers: Een theoretische verkenning. *Tijdschrift voor Arbeidsvraagstukken*, 31(1), 9–28. <https://doi.org/10.5553/TvA/016922162015031001002>.
- Unesco (2023): *First-generation students have it hard everywhere*. <https://www.education-progress.org/en/focus/23-firstgeneration> [Aufruf 30.05.2025].
- UvA (2024): *Als eerste in je familie naar de universiteit: 'Aandacht maakt het verschil tussen afhaken of doorgaan'*. <https://www.uva.nl/content/nieuws/nieuwsberichten/2024/07/aandacht-maakt-het-verschil-tussen-afhaken-of-doorgaan.html?cb> [Aufruf 30.05.2025].

JUDITH PURKARTHOFER

Familiensprachen als Privatsache? Individuelles Spracherleben und gesellschaftliche Spracherwartungen im Ruhrgebiet

1 Gastarbeiter, Arbeiterkinder und ihre Familiensprachen

Das Ruhrgebiet steht in gewisser Weise beispielhaft für postindustrielle europäische Gebiete, in denen Menschen mit verschiedenen Hintergründen sich temporär oder dauerhaft niedergelassen haben bzw. das weiterhin tun. Während die Region damit für manche Ort zeitlich begrenzter Einkünfte war, hielt sie für andere Aufstiegsversprechen bereit, die für einige von ihnen auch umsetzbar wurden. So zeigen sich im Lebensraum auch die sozialen Herausforderungen, die mit veränderten Berufsperspektiven, individuellen Erfahrungen und gesellschaftlichen Migrationsregimen und nicht zuletzt sprachlichen Anforderungen stets verbunden sind. Am Beispiel der letzten 60 Jahre möchte dieser Beitrag daher nachzeichnen, wie sich das Zusammenspiel lebensweltlicher und schulisch unterstützter Mehrsprachigkeiten im Ruhrgebiet und darüber hinaus entwickelt hat – an der Schnittstelle verschiedener Lebens- und Lernbereiche und eingebunden in komplexe Machtrelationen.¹

Als Organisationsprinzip dient mir einerseits der gesellschaftliche und dabei vor allem schulische Umgang mit lebensweltlicher Mehrsprachigkeit und andererseits der Blick auf familiär eingebundenes Spracherleben – die Stimmen von Eltern und Kindern, die ihre Familiensprachen im Ruhrgebiet in einem neuen Zusammenhang mit Deutsch und weiteren Sprachen erlebten. Dieser Zugang baut auf sprecher:innen-zentrierte Forschung und sprachbiografische Arbeiten auf, die das vielfältige Repertoire von Individuen und ihre soziale Verankerung in den Fokus nehmen (vgl. Busch

¹ Dank an meine Projektkolleg:innen Sofia Grigoriadou, Katja Cantone und Tobias Schroedler sowie an Erkan Gürsoy für den fruchtbaren Austausch zu Aspekten des Beitrags.

2021). Daraus ergibt sich eine Betrachtung, die nicht einzelne Sprachen zentral setzt, und doch gesellschaftliches Erleben erklären kann. Aufgeteilt auf sechs Phasen zeichne ich die veränderten Entwicklungen nach, die für mehrsprachige Familien bedeutsam werden konnten: Welche Erwartungen gab es an die frühen Arbeitsmigrant:innen und ihre Familien? Wie wirkte sich vorhandene oder fehlende schulische Unterstützung auf Sprachweitergabe aus? Wann begannen welche Kontrollmechanismen, privaten und öffentlichen Sprachgebrauch verstärkt zu regulieren? Und wo stehen wir heute in einem Moment, wo mehrsprachige Studierende im Ruhrgebiet zwar einen relevanten Anteil zukünftiger Deutschlehrkräfte stellen, aber bisweilen immer noch mit diskriminierenden Kommentaren zu kämpfen haben?

2 Einflüsse auf (Familien-)Sprachen

Sprachen lassen sich unter anderem nach typologischen, nach politischen oder nach Gesichtspunkten des Gebrauchs klassifizieren. Mit dem Begriff Familiensprachen steht die soziale Funktion einer Sprache im Vordergrund, die keinen unmittelbaren Zusammenhang mit Kompetenzen oder der Häufigkeit von Gebrauch hat. Gleichzeitig handelt es sich um eine Kategorie, die rechtlich in den wenigsten Fällen wirksam erfasst wird. Jene Sprachen, die zur Kommunikation in einer (enger oder weiter gefassten, in diverser Weise sozial gefügten) Familie genutzt werden, könnten also als Privatsache und höchstpersönliche Entscheidung von Erwachsenen und bis zu einem gewissen Grad auch Kindern gesehen werden – innerhalb von sozialen Zusammenhängen entstehen um Familiensprachen allerdings höchst politische Auseinandersetzungen, werden bestimmte soziolinguistische Gegebenheiten wirksam und rechtliche Ansprüche verhandelt. Im Sinne einer Kartierung dieser Einflüsse auf Familiensprachen(politiken) möchte ich zwei Einflussfelder skizzieren, die sich notwendigerweise im Leben von Sprecher:innen überlappen. In den nach Jahrzehnten unterschiedenen Entwicklungen von Mehrsprachigkeit im Ruhrgebiet werden beide Felder immer wieder relevant.

2.1 Spracherleben und soziolinguistische Gegebenheiten

Biografische Voraussetzungen, eigene Erfahrungen mit Mehrsprachigkeit und verschiedene familiäre Konstellationen wirken auf die Gestaltung von Familiensprachenpolitiken ein (Purkarthofer 2020). Die Aufteilung von sprachlicher Bildung zwischen Familien und Bildungseinrichtungen trägt entscheidend dazu bei, welche Formen von Mehrsprachigkeit sich für Mehrheits- und Familiensprachen umsetzen lassen. Persönliche Bezüge sind eine starke Motivation für den Spracherhalt, häufig wird allerdings erst durch Sprachbildung als gesellschaftliche Aufgabe von (vor)schulischen Angeboten eine Verankerung (gerade auch für schriftsprachliche Kompetenzen)

zen) erreicht. Die zusätzliche Wahrnehmung von Familiensprachen als bedeutsam über den unmittelbaren Kontext hinaus (als historisch bedeutsame Bildungssprache z. B. im Fall von Arabisch oder Griechisch oder als Sprache religiöser Praxis) stärkt dies weiter.

Sprecher:innen bewegen sich stets in sozialen Zusammenhängen und sie erleben soziolinguistische Ausgangslagen, die Einstellungen, gefühlten Wert von und Anerkennung bestimmter Sprachen betreffen. Sie erlernen bestimmte Sprachen, weil diese in ihrer Umgebung als wichtig angesehen werden, aber vor allem auch, weil es Sprecher:innen gibt, die diese verwenden. Innerhalb sprachideologischer *assemblages* (Kroskrity 2018) werden bestimmte Sprachen als wertvoll oder nützlich angesehen, während andere marginalisiert werden. Dies richtet sich bisweilen nach Gebrauchswert (u. a. Deutsch für Amtswege oder Englisch zur internationalen Kommunikation), aber trägt auch Spuren von sprachlichen Machtverhältnissen. Sprecher:innen kurdischer Sprachen erleben, dass ihre sprachliche Zugehörigkeit vielleicht auch in Deutschland von der soziolinguistischen Situation in der Türkei beeinflusst wird – dass sie sich in Abgrenzung zu erlebter Diskriminierung bewegen und sich nun freier ausdrücken können, aber auch, dass Diskriminierungspraktiken z. B. unter Türkei-stämmigen fortbestehen. Damit werden gleichzeitig soziolinguistische Gegebenheiten aus Deutschland wie auch aus den Herkunftsländern relevant gesetzt.

Die Indikatoren, die sich aus diesem Feld ergeben, sind der Status von Deutsch bzw. der Familiensprache(n) im Repertoire, die Weitergabe in der Familie (Erhalt/Nicht-Erhalt) und eine Einschätzung der Präsenz von Diskriminierungserfahrungen.

2.2 Sprachenpolitische und rechtliche Regelungen

In Ergänzung zu und mit großem Einfluss auf die soziolinguistischen Gegebenheiten können explizite und implizite sprachenpolitische Regelungen verstanden werden. Darunter verstehe ich mit Shohamy (2006) jene Praktiken und Regelungen, die den Status bestimmter Sprachen in nationalen Zusammenhängen, aber auch spezifischen Institutionen bestimmen. Welche Sprachen durch Bildungseinrichtungen vorgegeben werden oder in welchen Sprachen Informationen verfügbar sind oder sein müssen, prägt die Verwendbarkeit von mitgebrachten und erlernten Sprachen. Dies betrifft einzelne Laut- oder Gebärdensprachen (im Sinne von *named languages*), aber auch Modalitäten (Untertitelung, Audiokommentar in öffentlich-rechtlichen Medien) und Sprachformen wie Dialekte oder Jugendsprachen. Schließlich geben sprachenpolitische Regelungen bestimmten Sprachen Minderheitenrechte als regionale Minderheiten, wie sie z. B. in der Charta der Regional- und Minderheitensprachen erfasst sind (Busch & Busch 2012), oder auch manchen Sprecher:innen Zugang zu schulischen Angeboten wie dem Herkunftssprachenunterricht (HSU, in Abhängigkeit von der Zahl von Sprecher:innen in einer bestimmten Umgebung, vgl. Guldenschuh et al. 2024). Während die sprachenpolitischen Regelungen aufgrund

der prinzipiell freien Wahl der Umgangssprache in Deutschland nicht unmittelbar auf die Verwendung in familiären Kontexten wirken müssen, spielt für die gesellschaftlichen Erwartungen, die beim Aushandeln von Familiensprachen (inklusive Herkunftssprachen) wichtig sind, die Gesamtheit sprachpolitischer Maßnahmen eine entscheidende Rolle. Diese können sich in einem nationalen oder regionalen Rahmen bewegen (etwa in der Schulpolitik der Länder), aber auch je nach Stadt oder Kreis unterschiedlich ausfallen. Aktuell zeigen dies etwa Schramm und Pries (2024) in einem Vergleich von sechs Städten im Ruhrgebiet am Beispiel ihrer Integrationspolitiken, die vor allem um 2005 initiiert wurden.

Einen Teil sprachpolitischer Regelungen machen rechtliche Rahmenbedingungen aus, die z. B. Zuzug und Zugang zu Einbürgerungen regeln und sich seit den 1960ern entscheidend verändert haben. Dabei ist nicht nur der Gesetzestext relevant, sondern auch die Mittel, mit denen die rechtlichen Bedingungen begleitet werden. Ein geografisch fernes, aber sehr eindrückliches Beispiel schildert die Translationswissenschaftlerin Moira Inghilleri mit Blick auf Einwanderung in die USA in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wo sich die gleiche rechtliche Situation für Zuwandernde aus Europa und China sehr unterschiedlich gestaltete: Die Regelungen für die Einreise waren formal an allen Stellen gleich, jedoch wurden in New York (Ellis Island) Personen als Angestellte und Dolmetscher:innen eingesetzt, von denen etwa ein Drittel selbst Migrationshintergrund hatte. An der Westküste wurden, aus Furcht vor chinesischen Kollaborateur:innen, wiederum vor allem Personen ohne diesen Hintergrund eingesetzt und den Dolmetscher:innen wurde mit großem Misstrauen begegnet. Dies zeigte sich etwa daran, dass sie nicht komplette Interviews übersetzten, sondern jeweils nach einer gewissen Zeit an eine andere Person übergeben mussten. Dies führte dazu, dass das Prozedere an der Westküste kommunikativ wesentlich weniger erfolgreich verlaufen konnte, während es im Osten eher im Sinne der Ankommenden gestaltet werden konnte. Inghilleri spricht in diesem Zusammenhang von sprachlicher Gastfreundschaft (*linguistic hospitality*), die erfolgreiche Kommunikation unterstützt. Insgesamt kommt sie zu folgendem Schluss:

Where conditions are in place for the extension or exchange of linguistic hospitality, this communicative task is managed with relative ease. However, in inhospitable social or communicative environments where the participatory rights of some individuals or groups are constrained or require some form of negotiation, the communicative and ethical demand on translation becomes far greater. (Inghilleri 2017, 32)

Für die Analyse der Entwicklung sprachlicher Voraussetzungen und Erwartungen wird sprachliche Gastfreundschaft an unterschiedlichen Zeitpunkten relevant – wobei hier nicht von einer kontinuierlichen Entwicklung ausgegangen werden kann, sondern auch der Umgang mit Mehrsprachigkeit in Auseinandersetzung mit größeren gesellschaftlichen Zusammenhängen interpretiert werden muss.

Aus diesem Feld ergeben sich die folgenden Indikatoren: der Status von Deutsch als Bildungssprache in der Regelschule, Förderung und Status des HSU im schulischen und außerschulischen Bereich, die rechtlichen Rahmenbedingungen für Zuwanderung und Einbürgerung und eine generelle Einschätzung der Debatte um Zuwanderung als Problem.

3 Zusammenspiel lebensweltlicher und schulisch unterstützter Mehrsprachigkeiten

In der Überschrift dieses Abschnitts verbirgt sich hinter wenigen Worten eine komplexe Gemengelage, die aus mehreren Disziplinen und von vielen Autor:innen anteilig beleuchtet wird. Dieser Versuch einer Analyse speist sich ganz wesentlich aus Forschung zu Integrationspolitiken in Deutschland und Europa, die vor allem in den Sozialwissenschaften verankert ist, und ergänzt diese um einen Blick aus der Mehrsprachigkeitsforschung, die die makrosozialen Zusammenhänge bisher wenig in den Blick nimmt. Methodisch setzt sich die Analyse vor allem aus zwei Aspekten zusammen, einem qualitativ-explorativen und einem stärker dokumentenbasierten, der bisherige Analysen unter neuer Fragestellung betrachtet.

Daten zum Spracherleben und zu Sprachideologien stammen aus zwei eigenen Projekten, die im Verbund mit Kolleg:innen in Essen durchgeführt wurden:

- (1) Zwischen 2021 und 2024 wurden im Rahmen eines Verbundprojekts Interviews mit mehrsprachigen Personen im Ruhrgebiet durchgeführt, die über ihr Aufwachsen und ihre Familienbiografien sprachen (Purkarthofer et al. 2025). Beispielhaft dienen die Interviews mit zwei Personen, deren Eltern aus Griechenland nach Deutschland eingewandert sind, als Illustration für den Wandel der Familiensprachen sowie der veränderten Haltungen der Generationen.
- (2) Eine weitere Datenquelle stellen Daten aus einer Online-Fragebogenerhebung unter jungen Erwachsenen im Ruhrgebiet im Jahr 2021 dar, die einerseits quantitative Angaben über Wert und Gebrauch ihrer Sprachen machten (siehe Schroedler, Purkarthofer & Cantone 2022), und andererseits anhand von offenen Fragen über Erfahrungen mit Sprache und Diskriminierung schrieben. Aus diesen Daten greife ich vor allem Antworten zu Schule und Diskriminierungserfahrungen heraus, die von u. a. Sprecher:innen des Französischen, Türkischen, Arabischen, aber auch Tamazight stammen (und für den Abdruck geringfügig editiert wurden).

Um die sprachenpolitischen und rechtlichen Rahmenbedingungen zu verstehen, kommen grundlegende Texte zum Integrationsdiskurs zum Einsatz (in Deutschland u. a. Nieke 2008 und in Österreich und der Schweiz Plutzar 2010 bzw. Flubacher 2023), mit spezifischem Blick aufs Ruhrgebiet (Frenzel 2021, Pries 2005). Zu Regelungen des Schulwesens außerhalb des nationalstaatlich organisierten gibt es in gerin-

gem Maß Forschung (u. a. Zloch 2023 und Guldenbaum et al. 2024) sowie eine aktuell in Entstehung begriffene Promotionsschrift zum Griechisch-HSU in einer Stadt im Ruhrgebiet (Grigoriadou in Vorbereitung).

Insgesamt ergibt sich dadurch ein vielstimmiger Text, der als Ethnografie von Sprachenpolitiken im Sinne Hornbergers gelesen werden kann (vgl. Hornberger et al. 2018). Damit sollen die Einflüsse auf Familiensprachen und ihre Sprecher:innen, soweit möglich, erklärt werden bzw. in einen kritischen Bezug zu anderen sozialen und politischen Entwicklungen gesetzt werden. Als zeitliche Einschränkung wurde der Blick aus der Gegenwart zurück bis zu den Jahren der Anwerbeabkommen (beginnend mit Italien 1955 bis zu Jugoslawien 1968) gewählt, was im Fall des Ruhrgebiets bedeutet, zum Beispiel die sehr relevante Migration aus Polen, die vor allem Anfang des 20. Jahrhunderts einsetzte, nicht ihrer Bedeutung gemäß zu erfassen (hierzu z. B. Blazek 2021). In diesem Sinn will der Text also nur kursorisch auf einzelne Sprachgruppen eingehen und anstatt eines Anspruchs auf Vollständigkeit stärker den Tendenzen und Entwicklungen aus dem Zusammenspiel von sprachlichen Repertoires und Sprachenpolitiken Rechnung tragen.

3.1 Ankommen und Kommunikationsbedarfe ausloten

In Zeiten der Anwerbeabkommen blieben sprachliche Bedarfe der Angeworbenen wie auch ihrer Interaktionspartner:innen relativ unbeachtet. Angesichts der als kurzfristige Auslandsaufenthalte konzipierten Beschäftigung wurden Ad-hoc-Lösungen gefunden und der systematische Erwerb des Deutschen wenig bzw. gar nicht gefördert. Initiativen von Einzelpersonen, sowohl von Lerner:innen als auch Nachbar:innen oder Kolleg:innen, standen als erste Versuche beispielhaft für eine extrem kleinräumige Integration. Durch die institutionalisierten Anwerbepraktiken in bestimmten Ländern und Städten ergaben sich teilweise lokal und regional Sprachumgebungen, in denen die Familiensprachen außerhalb der Familie verwendet werden konnten. Nach den ersten Jahren folgte mit dem zunehmenden Nachzug der Familien auch die stärkere Weitergabe der Familiensprachen, wobei auf die Familien von außen relativ wenig Einfluss genommen wurde und die Sprachweitergabe daher oft relativ ununterbrochen erfolgte. Im folgenden Auszug aus einem Interview (zur besseren Lesbarkeit vereinfacht transkribiert) wird deutlich, dass die Eltern selbst miteinander ihre eigenen Erstsprachen verwendeten, aber die ‚nationalen‘ Standardsprachen an ihre Kinder weitergaben. Dies bedeutete für viele Familien einen Sprachwechsel von Pontisch oder Mazedonisch zu Griechisch, aber auch von Lasi oder Kurdisch zu Türkisch. In ähnlicher Weise wurde im Fall von türkischsprachigen Personen aus Bulgarien oft nur Türkisch oder jedenfalls nur eine der Familiensprachen weitergegeben. Im Fall dieser Sprecherin, die in einer Stadt im Ruhrgebiet aufwuchs, sprachen die Eltern eine der südslawischen Sprachen, die sie nicht mit ihren Kindern verwendeten:

Ausschnitt 1 (SP1)

Int.: Mit welchen Muttersprachen bist du zu Hause aufgewachsen? Welche Muttersprachen kennst du aus deiner Familie?

SP1: Also, in meiner Familie haben meine Eltern zu Hause Griechisch mit mir gesprochen, also unsere Muttersprache. Die beiden haben aber auch untereinander einen slawischen Dialekt gesprochen, der wurde im Norden Griechenlands gesprochen. Aber mit mir persönlich haben meine Eltern nur Griechisch gesprochen und so habe ich dann auch Griechisch gelernt. Durch den Dialekt, den meine Eltern miteinander gesprochen haben, habe ich natürlich auch diese Sprache gelernt. Ich spreche sie nicht fließend, ich kann sie aber sprechen und ich verstehe alles.

Int.: Würdest du trotzdem beide Sprachen als deine Muttersprachen bezeichnen?

SP1: Nein, definitiv nicht. Meine Muttersprache ist Griechisch. Natürlich dadurch, dass ich hier geboren bin im Ruhrgebiet und hier auch groß geworden, gehört natürlich Deutsch auch ganz klar dazu, aber die Muttersprache ist tatsächlich Griechisch.

Int.: Du hast trotzdem deine Eltern öfters diese andere Sprache, den Dialekt sprechen hören, war das nicht verwirrend für dich?

SP1: Ja, ein wenig verwirrend war es tatsächlich. Allerdings dadurch, dass ich ihn nicht gesprochen habe, also auch bewusst nicht sprechen wollte, habe ich das zwar verstanden, aber ich habe diese Sprache nicht gesprochen. Ich bin wirklich bei Griechisch und Deutsch dann geblieben. Von daher war das jetzt nicht so, dass ich draußen, wenn ich zum Beispiel in der Schule oder mit meinen Freunden gesprochen habe, war diese Sprache nicht so ein Thema für mich. Sie hat mich nicht aus dem Ruder gebracht, sage ich mal.

Von Seiten der Bildungsinstitutionen wurden Kinder von Arbeitsmigrant:innen vorerst nicht als Zielgruppe der Schulen angesehen, und erst nach einigen Jahren und einer gewissen Verstetigung wurden sie in die allgemeine Schulpflicht aufgenommen (vgl. Nieke 2008, 14; Oltmer 2025). Auch der vorschulische Bereich war weniger ausgebaut und setzte keinen Schwerpunkt auf sprachliche Bildung, weder in den Familiensprachen noch explizit in Deutsch. Eine Interviewpartnerin schildert beispielhaft, dass sie als Kind der 1960er die Tage bei verschiedenen, teilweise auch mehrsprachigen Nachbarinnen verbrachte, die ihr dementsprechend verschiedene Kompetenzen vermittelten.

In diesen ersten Jahren stellten vor allem die Entsendeländer teilweise Lehrkräfte und Ressourcen zur Verfügung, die den nahtlosen Anschluss an die nationalen Bildungssysteme sicherstellen sollten (vgl. Zloch 2023, Grigoriadou in Vorbereitung). Dieser Konsularunterricht variierte stark in Umfang und Kontinuität, während die Regelschulen wenige Angebote machten, weil von einer schnellen Rückkehr ausgegangen wurde (Rinker & Ekinci 2024). Seidel (2014) beschreibt am Beispiel des Steinkohlebergbaus, dass Migrant:innen aus der Türkei gezielt zu einem Zeitpunkt angeworben wurden, wo die Schließung der Anlagen bereits geplant bzw. in Gang war

und keine deutschen Arbeitskräfte mehr in dem schwächelnden Sektor Beschäftigung aufnahmen. Die temporäre Begrenzung der Beschäftigung war also in diesem Fall bereits bei Anwerbung angelegt – und wirkte entsprechend auf die Bleibeeerwartungen der deutschen Gesellschaft (und teilweise der Migrant:innen).

Während die Migration für einige bedeutete, in den Familien Standardsprachen anstatt der bis dahin minorisierten Sprachen aufrechtzuerhalten, gab es auch die Option, die Stigmatisierung von Sprachen in den Herkunftsländern in Deutschland aufzulösen (d. h. zum Beispiel Kurdisch statt Türkisch zu vermitteln). Dies geschah zuerst in einem Kontext, der den Familiensprachen einen relativ vom Deutschen getrennten Raum zuwies – für alltägliche Belange wurden informelle Dolmetscher:innen herangezogen, und von offizieller Seite wurden Deutschkenntnisse auch für Einbürgerungen oder Aufenthaltstitel nicht gefordert.

3.2 Aufbau und Aufstieg mit Deutsch

In den 1980/90ern zeigte sich die Dauerhaftigkeit der Migration, und von gesellschaftlicher Seite kamen die ersten Sprachlern-Initiativen dazu, die Nieke (2008) als eine Reaktion auf die Tatsache erklärt, dass sich die Fremdsprachendidaktik nicht ideal für das Unterrichten jener eignete, die in einer deutschsprachigen Umgebung ihren Alltag verbrachten. In den ersten Jahren erfolgte die Beschulung in Regelschulen aber oft in teilweise getrennten Lerngruppen. Die damit verbundene Stigmatisierung war ein Grund für die in den folgenden Jahren zunehmende Kritik an der sogenannten *Ausländerpädagogik*, die als zu defizitorientiert wahrgenommen wurde. Das Ruhrgebiet hatte dabei durchaus eine Vorreiterrolle inne, indem sich in Abgrenzung zu den (oft nationalistischen) politischen Bewegungen in den Entsendeländern und ihrem teilweise reaktionär geprägten Konsularunterricht ein neues Verständnis des HSU als ein emanzipatorisches Projekt des Aufnahmelandes herausbildete. Dies betraf vor allem auch Länder, in denen Sprachminderheiten oder politische Minderheiten Repressionen ausgesetzt waren, was bei einigen Eltern zu einer Ablehnung der Konsulatsangebote führte bzw. wo etwa im Fall des zerfallenden Jugoslawiens keine Verständigung über entsprechende Angebote mehr erreicht werden konnte.

An der Gesamthochschule Essen (inzwischen Universität Duisburg-Essen) startete zu dieser Zeit ein Projekt, das immer noch besteht: Förderunterricht für Schüler:innen mit internationaler Familiengeschichte, als in den Räumlichkeiten der Hochschule durch Lehramtsstudierende angeleiteter Förderunterricht (vgl. Möllering et al. 2014). Auf politischer Ebene wurde die *Regionale Arbeitsstelle zur Förderung von Kindern und Jugendlichen aus Zuwandererfamilien* (RAA) gegründet, wie etwa bereits 1981 in Gladbeck im Kreis Recklinghausen (vgl. Schramm & Pries 2024, 159). Diese Initiativen wurden in den folgenden Jahrzehnten von mehreren deutschen Bundesländern übernommen und in den 2010er-Jahren in NRW in die *Kommunalen Integrationszentren*

überführt. Ihre Aufgabe als Schnittstelle zwischen der Wohnbevölkerung und verschiedenen institutionellen Angeboten bzw. Anforderungen wird nach wie vor als sehr relevant gesehen – nicht zuletzt, weil Deutschland z. B. im Jahr 2000 nach Luxemburg und Österreich das EU-Land mit dem höchsten Anteil von Nicht-EU-Staatsbürgern unter den Beschäftigten war (Eurostat 2000 via Pries 2005: 23).

Parallel tauchten in den 1990er-Jahren erstmals Überlegungen zur Interkulturellen Bildung (vgl. Nieke 2008) auf, die eine gewisse Wahrnehmung der alltäglichen Diversität und Mehrsprachigkeit vorsahen. In den meisten Regelschulen wurde allerdings Deutsch als einzige Sprache des sozialen Aufstiegs wahrgenommen, und auch Eltern legten nun oft mehr Wert auf Deutsch, was den Gebrauchswert der Familiensprachen bisweilen minderte bzw. ihren Rückzug ins Private förderte. Für jene Eltern, die selbst schon als Kinder die Schule in Deutschland besucht hatten, war häufig Deutsch die Sprache, in der umfassendere Kompetenzen vorhanden waren. In Familien mit längerer Aufenthaltsdauer wurde Deutsch für die meisten Kinder nun zur stärkeren Sprache – dies wurde von der Aufnahmegesellschaft unmittelbar mit höheren Erwartungen quittiert. Gleichzeitig erfolgte weiterhin unmittelbarer Zuzug, d. h. die veränderten Erwartungen betrafen oft auch Kinder, die als Seiteneinsteiger:innen mit sehr geringen Deutschkenntnissen eingeschult wurden.

Aus den Fragebögen stammen folgende zwei beispielhafte Erfahrungen:

Ausschnitt 2 (FB – Familiensprache Polnisch):

In der Grundschule gab es Ende der 80er/Anfang der 90er keine Sprachförderung, sodass ich mich an viele ‚Lacher‘ erinnere, wenn ich Dinge falsch gesagt habe. Zusätzlich wurde ich von verschiedenen Lehrer:innen gefragt, ob ich nach dem Abi ‚in die Heimat‘ zurückkehren werde.

Dieser Beitrag einer mehrsprachigen Sprecherin zeigt exemplarisch die Besonderheit der Erfahrung, mit mehreren Sprachen aufzuwachsen, und die Versuche, diese ‚zweite‘ Sprache unsichtbar zu machen. Gleichzeitig wurde die Erwartung, dass eine Rückkehr in die ‚eigentliche‘ Heimat angestrebt wurde, wiederholt geäußert und begleitete auch die Bildungserwartungen aus der Mehrheitsgesellschaft – im Fall von Ausschnitt 2 vielleicht besonders eindrücklich, weil hier ein hoher Bildungsabschluss erreicht wird, der wahrscheinlich nicht unmittelbar in die Bildungssysteme anderer Länder zu transferieren ist und eigentlich eine Fortsetzung der Karriere im Wohnland sehr nahelegt.

3.3 Lieber nur eine Sprache

Anfang der 2000er kommt es global zu einer neuen Thematisierung von Diversität als Sicherheitsrisiko, als Folge der Terroranschläge von New York, aber auch in Verbindung mit den ersten globalen Bildungsstudien, die für Deutschland (und viele

andere europäische Länder) großen Nachholbedarf vor allem bei der Beschulung mehrsprachiger Kinder konstatierten. Dabei rückten vor allem jene in den Fokus, die als Bildungsinländer:innen mit Migrationshintergrund gelesen wurden. Frenzel beschreibt diesen Begriff als Hilfsmittel, „Distinktion auf Dauer“ zu etablieren (Frenzel 2021, 71), indem Personen stets auf ihr ‚Nicht-Deutsch-Sein‘ hingewiesen wurden und sich diese Distinktion dann auch auf Kinder und Enkelkinder übertrug.

In den Schulen wurde dies vielfach erlebt, wie aus den Fragebögen hervorgeht:

Ausschnitt 3 (FB – Familiensprachen Türkisch/Arabisch/Kurdisch):

Unter unseren Freunden durften wir unsere Muttersprache nicht sprechen. Ich hatte teilweise schon Angst, dass ich von meinem Lehrer ermahnt werde, wenn er mitbekommt, dass ich Türkisch spreche. Sogar wenn es nur um ein Wort ging, bspw. Ja – nein auf Türkisch. Im Kindergarten hat mich die Erzieherin sehr oft ermahnt, damit ich kein Türkisch sprechen soll. Ich habe fast alles verstehen können, aber konnte selbst kein oder sehr, sehr wenig Deutsch. Deshalb konnte ich auch nie meine Gefühle äußern oder musste ständig aufpassen, wenn ich etwas auf Türkisch sage.

Ausschnitt 4 (FB – Familiensprache Dari)

In der Grundschule wurde ich direkt abgestempelt, dass aus mir nichts wird, weil mein Deutsch nicht gut genug war. In den weiterführenden Schulen hatte ich das Problem nicht, da mein Deutsch sich auch mit den Jahren immer verbesserte.

Ausschnitt 5 (FB – Familiensprache Griechisch)

Hierzu möchte ich sagen, dass mein Name nichts über meine Herkunft sagt und ich erst ab dem Zeitpunkt, als meine „Deutschlehrer“ wussten, dass ich nicht ganz deutsch bin, sofort eine deutlich schlechtere Note bekam und ich diskriminiert und beleidigt wurde. Das ging so weit, dass meine Eltern den Schulleiter einbezogen. In unserer Familie hat niemand einen Akzent.

Die Familiensprachen von Kindern wurden zunehmend als Risiko gerahmt, zuerst als Hindernis für ihren eigenen Aufstieg (wenn kein Deutsch erworben wurde) und nun auch als Risiko für ihren Deutscherwerb (bei zweisprachigem Erwerb). Familien fühlen sich daher bisweilen unter Beobachtung, wenn sie ihre Familiensprachen weiterverwenden – gleichzeitig kommen auch erste Initiativen der Wertschätzung von ‚mitgebrachten, bunten Sprachen‘ in den Schulen auf (Sprachporträts, Language Awareness). Diese Hinwendung zu einer pluralen Gesellschaft bleibt allerdings oft noch in der Vorstellung mehrerer Parallelidentitäten verhaftet (und schreibt für Kinder die Zugehörigkeit zu den anderen Sprachen damit weiter fest).

Auf einer sprachenpolitischen und sprachenrechtlichen Ebene geschehen zwei Pendelbewegungen: Einerseits geschieht auf europäischer Ebene eine zunehmende Regulierung von Zuzug, die sich in Deutschland darin niederschlägt, dass Deutsch-

kenntnisse und standardisierte Nachweise (in Form von Tests) zur Einbürgerung kurz nach 2000 Pflicht werden, die dann auch als Voraussetzung für die Einreise ausgeweitet werden. Das bedeutet, dass auch jene, die schon lange in Deutschland ansässig sind, plötzlich Sprachkenntnisse nachweisen müssen, wenn sie die Staatsbürgerschaft erhalten wollen.

Andererseits gibt sich Deutschland 2005 ein neues Selbstverständnis als ‚Einwanderungsland‘ (Pries 2005, 24), was zumindest symbolisch einem Paradigmenwechsel gleichkommt. Damit sollen Debatten um Integration oder Assimilation einen Dreh bekommen, der Migration als ein gesellschaftliches Phänomen begreift und nicht mehr als eine Angelegenheit der Migrant:innen. Die daraus folgenden Initiativen, die vor allem auf städtischer Ebene greifen, versuchen, Bildung dabei als einen Bereich des Lebens zu sehen (vgl. Schramm & Pries zu sechs Städten im Ruhrgebiet: 2024, 137).

3.4 Deutsch trotz Herkunftssprachen oder erst nach Herkunftssprachen

Nach den ersten sprachenrechtlichen Regelungen zu Einbürgerung und Zuzug sind auch die Kitas und Schulen mit einem größeren Fokus auf Sprachtests und Sprachstandsbeobachtungen konfrontiert. Dabei steht Deutsch im Zentrum, bei mehrsprachigen Kindern mit einem steigenden Bewusstsein, dass sich die Familiensprachen potenziell in den Resultaten der Deutschtests niederschlagen. Damit verbunden ist ein großer Fokus auf Integration, in dem Sprache (und zwar eigentlich nur Deutsch) als ein relevanter Schlüssel zum Erfolg konstruiert wird. Plutzar (2010) dekonstruiert am Beispiel Österreich sehr nachvollziehbar, wie sich Sprachkenntnisse nicht abgesetzt von anderen Kompetenzen als Zugangserleichterung nutzen lassen (u. a. stellt der Zugang zum Arbeitsmarkt oft eine relevante Hürde dar). Dennoch wird die Verbindung von Mehrsprachigkeit und sozialen Problemlagen oft unhinterfragt angenommen – nicht zuletzt operationalisiert im Sozialindex des Landes NRW, in dem Mehrsprachigkeit neben sonderpädagogischem Förderbedarf, Armut und Arbeitslosigkeit eine der Kategorien ist, deren hohe Verbreitung im Schulumfeld für die Einstufung von Schulen verwendet werden².

Sprachstandsbeobachtungen von mehrsprachigen Kindern sind sowohl in der Forschung als auch in den Bildungseinrichtungen relevant: Von einer initial größeren Aufmerksamkeit in Form von Sprachbewusstsein geht es zu standardisierten Screenings der Deutschkompetenzen, die in NRW mit DELFIN bereits 2007 ausgerollt (und dann wieder unterbrochen) wurden. Diese Beobachtungen sollten sicherstellen, dass Kinder bereits vor Schuleintritt über Kompetenzen in Deutsch verfügten, was

² Informationsseite des Ministeriums für Schule und Bildung des Landes NRW: <https://www.schulministerium.nrw/schulsozialindex> [21.5.2025].

je nach Qualität der Verfahren adäquater oder weniger gut gelang. An den Schulen fanden sich nun bereits relativ gut ausgebildete, sprachbewusste und mehrsprachigkeitsinteressierte Lehrkräfte gemeinsam mit solchen, die einen ausschließlichen Fokus auf Deutsch gegeben fanden.

Aus den Interviews und Antworten aus dem Fragebogen wird aber nach wie vor der Druck auf die mehrsprachigen Kinder deutlich:

Ausschnitt 6 (SP1)

Int.: Und zu Hause selbst, welche Sprache sprichst du mit deinem Mann und deinem Kind?

SP1: Dadurch, dass mein Mann auch Grieche ist, sprechen wir natürlich auch Griechisch. Und mein Sohn ist mittlerweile 17 Jahre alt, als er geboren wurde, habe ich auch nur Griechisch mit ihm gesprochen. Er hat dann auch auf Griechisch geantwortet und er versteht auch alles. Er kam dann in den Kindergarten und irgendwie ist dann leider Gottes das Griechische untergegangen, er war sich etwas unsicher, hat sich nicht getraut, geschämt, dass er irgendwie etwas Falsches sagt. Ja, er versteht alles, aber mit der Sprache hat es bei ihm dann leider nicht so gereicht, ja wie soll ich das sagen... Aber ich muss dazu sagen, dadurch, dass ich mit meinem Mann auch sehr viel Deutsch spreche, bleibt das natürlich nicht aus. Wir sprechen zwar auch viel Griechisch, aber auch sehr viel Deutsch, weil es im Deutschen uns dann doch etwas leichter fällt, alles, schneller. Genau.

Ausschnitt 7 (FB – Familiensprachen Arabisch/Berber)

Meine Grundschullehrerin war der Meinung, dass ich zu Hause nur noch Deutsch sprechen sollte, ansonsten müsste ich die Hauptschule besuchen. Sie sprach offen darüber, dass ich meine „Migrantensprache“ ablegen sollte. Auch meinte meine Grundschullehrerin, dass ich deshalb sehr große Wortschatzprobleme hätte, wobei es keine Auffälligkeiten gab! Bis heute noch machen mich diese Erfahrungen traurig. Ich hoffe, dass, wenn ich Kinder habe und sie mehrsprachig aufwachsen, diese Erfahrungen nicht mehr machen müssen. Auf dem Gymnasium wurde meistens wegen meiner Sprache ein Rückschluss auf meine Religionszugehörigkeit gezogen und kritisiert. Zudem galt ich dann als „Araberin“ und war stellvertretende Sprecherin von radikalen Gruppierungen. Ein Lehrer wollte etwas auf Tamazight/Berberisch lernen. Das freute mich anfangs, allerdings hat er dann nur nach „harmlosen Beleidigungen“ gefragt, die er seinen Schüler:innen aus Marokko an den Kopf werfen könnte, wenn sie im Unterricht nicht mitmachen.

Der Status von Deutsch als Schulsprache und Sprache der Verwaltung ist in Deutschland stabil – am ehesten könnte noch Englisch im öffentlichen Bereich eine Konkurrenz darstellen (siehe u. a. den Atlas zur visuellen Mehrsprachigkeit des Ruhrgebiets, Ziegler et al. 2022). Nichtsdestotrotz ist die Bedrohung von Deutschkompetenzen durch Familiensprachen ein häufig aufgerufener Topos, der in den Schulen, aber auch in der Erklärung von Unterschieden im Bildungserfolg, reproduziert wird.

3.5 Von der Hürde zum Schatz – Gestiegene Ansprüche oder Verständnis für heterogene Bedarfe?

Während die Anteile mehrsprachiger Kinder in den Schulen spätestens seit 2015 noch einmal entscheidend angestiegen sind, haben sich die Einstellungen vieler Lehrkräfte insofern geändert, als der frühere Nachteil durch eine Familiensprache neben Deutsch nun zumindest metaphorisch als Schatz gesehen wird. Damit einher gehen Erwartungen, die oft nicht mehr kompletten Sprachwechsel fordern, sondern den Anspruch an perfekte Zweisprachigkeit propagieren. Für Eltern ergibt sich daraus ein gewisser Druck, Deutsch zu fördern, aber gleichzeitig sicherzustellen, dass auch die Familiensprachen auf altersadäquatem Niveau (typischerweise gemessen am Sprachstand einsprachig aufwachsender Kinder) genutzt werden können. Sprachtestungen finden nach wie vor meist nur auf Deutsch statt – die Ansprüche an Kinder und ihre Eltern und Lehrkräfte steigen aber auch in den anderen Sprachen.

Der HSU ist inzwischen als ein Instrument der Förderung an bestimmten Standorten teilweise sehr gut aufgestellt und mit sehr guten Konzepten ausgestattet. Einige Schulämter sorgen über die Erstinformation für Schulanfänger:innen dafür, dass alle Eltern über dieses Angebot informiert werden. Immer noch gibt es aber auch großen Widerstand, und die Nützlichkeit für die Schulbildung der Kinder wird in Frage gestellt. Im Vergleich zu den vergangenen Jahrzehnten sind die Effekte und Entwicklungen der letzten Jahre noch schwerer einzuschätzen – Neolinguizismus als Rassismus, der Sprecher:innen betrifft, denen bestimmte Sprachen zugeschrieben werden (eine Verlängerung des Migrationshintergrunds mit anderen Mitteln), stellt nach wie vor ein relevantes Problem des Bildungssystems und der postmigrantischen Gesellschaft dar.

Offen bleibt, wie es aktuell mit Familiensprachen im Ruhrgebiet weitergeht. Transnationale Familien werden diverser und die Wege mehrsprachiger Kinder und Erwachsener differenzieren sich weiter aus. Gleichzeitig steigt in den letzten Jahren neben der Anzahl der mehrsprachigen Schulkinder auch der Anteil der Lehrkräfte, die selbst mit mehreren Familiensprachen aufgewachsen sind. Und während diese Tatsache allein noch keinen unbedingten Sinneswandel mit sich bringt, bestehen durch die vielfältigen Erfahrungen der Studierenden doch Voraussetzungen, an denen kritische Pädagogik und reflexive Sprachbildung ansetzen kann. Aktuelle Entwicklungen wie der Lehrgang Deutsch für Schüler:innen mit Zuwanderungsgeschichte an der Universität Duisburg-Essen und die immer wieder diskutierte Öffnung des HSU über die Familiensprachen hinaus lassen für die nächsten Jahre zumindest interessante Diskussionen erwarten.

3.6 Fortsetzung oder neue Entwicklung?

Anhand von vier großen Indikatorengruppen wurden die Entwicklungen im Ruhrgebiet (wie in Kapitel 1.1 und 1.2 ausgeführt) beschrieben, und ein Überblick soll hier

die Ergebnisse zusammenfassend interpretieren. Spracherhalt in der Familie und der gesellschaftliche Blick auf Familiensprachen zeigen einerseits den erfolgreichen Wechsel in vielen Familien, andererseits aber auch die Wellenbewegung, die nach einer initial relativ unberührten Weitergabe mit starkem Druck reagierte, der Deutsch als alleinige Sprache forderte. In den letzten Jahren geht die Bewegung wieder eher nach außen, im Sinne der Erwartung, dass mehrsprachige Familien auch in der Verantwortung stehen, ihre Familiensprachen zu erhalten.

Der Deutschfokus, die expliziten rechtlichen Regelungen und die Konstruktion von Migration als Problem gehen hingegen in einer kontinuierlichen Bewegung nach außen, d. h. nehmen weiter zu und werden als alternativlos konstruiert. Die Lage für den HSU lässt sich zumindest im Ruhrgebiet nicht so einfach beschreiben, da hier zwar die Verbindlichkeit von Seiten der Schuladministration gestiegen ist, in der konkreten Umsetzung allerdings abhängig vom Engagement von Konsulaten oder privaten Initiativen der Stundenumfang in den frühen Jahren höher war (vgl. Grigoriadou in Vorbereitung).

In der Zusammenschau der verschiedenen Dekaden stellt sich die Frage, ob von einer progressiven Entwicklung gesprochen werden kann oder aber in einer Pendelbewegung die Haltungen zu Familiensprachen und ihr Aufgreifen in den Familien, Kitas und Schulen zwischen den Enden eines Kontinuums changieren. Ein Versuch, diese Verhältnisse zu sortieren, erfolgt in der grafischen Darstellung. Die Netzstruktur ist dabei nicht Abbild distinkter Werte, sondern soll Bewegungen und Veränderungen über die Zeit veranschaulichen – je weiter nach außen, desto größer schätze ich die Bedeutung des jeweiligen Indikators zur gegebenen Zeit ein.

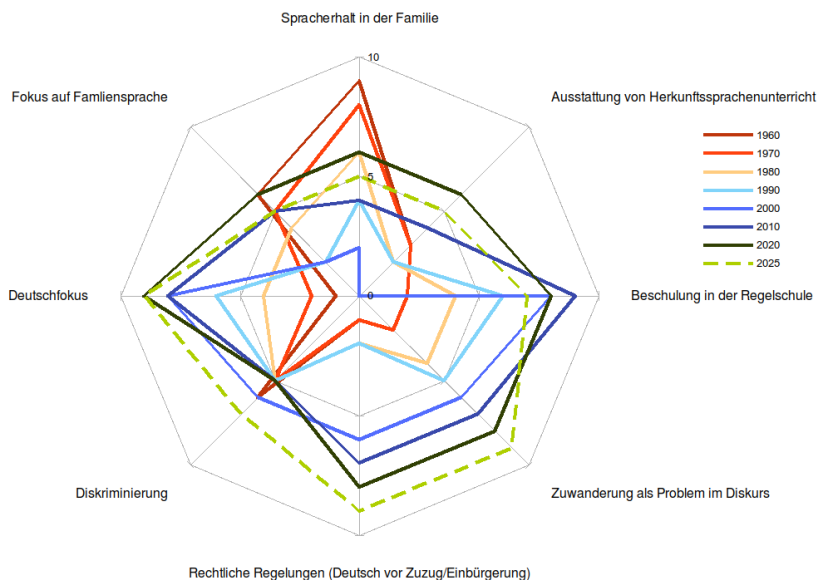


Abb. 1: Entwicklung von Indikatoren zwischen 1960 und 2025 (eigene Interpretation)

Insgesamt lassen sich die Ringe im Netz als eine Bewegung von der familiären in eine eher öffentliche Sphäre lesen, die durch die Problematisierung im öffentlichen Diskurs begleitet wird. Familiensprachen und Sprachen generell werden als im Bereich öffentlicher Einflussnahme angesiedelt wahrgenommen, was einerseits zu einer Stärkung von Rechten und Möglichkeiten führen kann, aber auch eine stärkere Beobachtung und potenziell Kontrolle mit sich bringt.

4 Familiensprachen für Spracharbeiter:innen – Versuch eines Fazits

Der Blick auf die regionale Verfasstheit familiensprachlicher Konstellationen macht deutlich, wie komplex die Überlagerungen aus sprachbiografischen, gesellschaftlichen, aber auch rechtlichen Voraussetzungen sind, in denen sich Kinder und Erwachsene bewegen und die zum Beispiel auch in Bildungsinstitutionen verhandelt werden. In den 60 Jahren seit den westdeutschen Anwerbeabkommen mit der Türkei und anderen Ländern haben mehrsprachige Familien verschiedene Ansprüche an ihre eigenen und die sprachlichen Kompetenzen ihrer Kinder erlebt und sich angesichts veränderter Bildungsziele immer wieder neu aufgestellt. Die sprachliche Verfasstheit unserer Gesellschaft ist rechtlich nur an bestimmten Eckpunkten (wie etwa Sprachvoraussetzungen für Zuzug) geregelt; vieles ist permanent in Aushandlung begriffen und damit gleichzeitig unmittelbar mit nicht-(nur-)sprachlichen Machtverhältnissen und historischen wie rezenten sozialen Benachteiligungen verbunden. Dieser Beitrag baute vor allem auf deutschsprachige Diskurse in der regionalen Umgebung von Rhein, Ruhr und Maas – einige Entwicklungen wie rechtliche Voraussetzungen für Einbürgerung und ein stärkerer Fokus auf standardisierte Tests schulischer Kompetenzen sind aber gleichermaßen in den Niederlanden und Belgien wie auch vielen anderen europäischen Ländern zu beobachten. Ihre konkrete Ausprägung wiederum hängt dann eng mit der soziolinguistischen Geschichte einer Region und den transnationalen Einbettungen ihrer Sprecher:innen zusammen.

Die ehemaligen Gastarbeiter:innen sind inzwischen großteils aus dem aktiven Erwerbsleben ausgeschieden, und viele sind nach wie vor im Ruhrgebiet wohnhaft. Die Kinder und Enkel sind nun in neuen, mehrsprachigen Kontexten aktiv – nicht zuletzt als Spracharbeiter:innen, etwa als angehende und bereits ausgebildete Lehrkräfte für Deutsch und andere Fächer in den Schulen NRWs. Für einige von ihnen, die teilweise auch in ihrer eigenen Kindheit Diskriminierungserfahrungen aufgrund ihnen zugeschriebener Familiensprachen machen mussten, ist der Zugang zur Universität mit einem sehr expliziten Auftrag verbunden: aus der eigenen Erfahrung mit veränderter Mehrsprachigkeit sinnvolle Lernerlebnisse für Kinder zu gestalten, deren Sprachen und Sprachformen immer noch unter besonderer Beobachtung stehen.

5 Literatur

- Ballweg, Sandra (2022): Anticipating expectations. Family Language Policy and its Orientation to the School System. In: *International Journal of Multilingualism* 19(2), 251–268. <https://doi.org/10.1080/014790718.2022.2033756>.
- Blazek, Matthias (2021): Polacy w Westfalii – Polen in Westfalen: *Polnische Migration ins Ruhrgebiet zur Zeit des Deutschen Kaiserreichs*. Hannover: ibidem.
- Busch, Brigitta (2021): *Mehrsprachigkeit*. Wien: UTB.
- Busch, Brigitta; Busch, Thomas (2012): A speaker-centred approach to linguistic rights. Language as a transversal matter in the European Framework Convention for the Protection of National Minorities. In: Olivier Delas & Michaela Leuprecht (Hg.): *Liber Amicorum Peter Leuprecht*. Bruxelles: Bruylant, 161–181.
- Citlak, Banu (2010): Bildung und Partizipation. Perspektiven und Voraussetzungen der Sozialisation türkeistämmiger Vorschulkinder im Ruhrgebiet. In: Ronald Kurt; Alfred Hirsch (Hg.): *Interkultur – Jugendkultur*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 227–241. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92601-8_12.
- Flubacher, Mi-Cha (2023): The ‚politics of speed‘ and language integration policies: on recent developments in Austria. In: *International Journal of Bilingual Education and Bilingualism* 26(10), 1159–1169.
- Frenzel, Severin (2021): *Lebenswelten jenseits der Parallelgesellschaft: Postmigrantisches Perspektiven auf Integrationskurse in Deutschland und Belgien* (1. Aufl., Bd. 11). Bielefeld: Transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839457276>.
- Gamper, Jana; Purkathofer, Judith; Schroeder, Christoph (2024): Sprachliche Bildung und Mehrsprachigkeit in der Schule: eine Begriffskritik. In: *DDS – Die Deutsche Schule* 116(2), 202–211. <https://doi.org/10.31244/dds.2024.02.09>.
- Grigoriadou, Sofia (in Vorbereitung): Herkunftssprachlicher Unterricht (HSU) und Sprachen mit kleiner Sprecher*innenzahl: Vereinbarkeit und Effektivität europäischer Sprachenpolitik, nationaler gesetzlicher Regelungen und lokaler Praktiken am Beispiel des griechischsprachigen HSU. Promotion.
- Guldenschuh, Sabine; Weichselbaum, Maria; Döll, Marion; Gouma, Assimina; Dirim, İnci (Hg.) (2024): *Migrationspädagogische Perspektiven auf den erst-/herkunfts-/mutter-sprachlichen Unterricht*. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-45327-5_7.
- Hornberger, Nancy H.; Tapia, Aldo A.; Hanks, David H.; Dueñas, Frances K.; Lee, Siwon (2018): Ethnography of language planning and policy. *Language Teaching*. 51(2):152–186. doi:10.1017/S0261444817000428.
- Inghilleri, Moira (2012): *Interpreting justice: Ethics, politics and language*. London: Routledge.
- Inghilleri, Moira (2017): *Translation and Migration*. London: Routledge.
- Kroskrity, Paul V. (2018): On recognizing persistence in the Indigenous language ideologies of multilingualism in two Native American Communities. In: *Language & Communication* 62, 133–144. <https://doi.org/10.1016/j.langcom.2018.04.012>.
- Krummacker, Michael; Wältz, Viktoria (2000): Ruhrgebiet: Migration und Stadtentwicklung in einer altindustrialisierten Region. Herausforderungen, Versäumnisse und „best-practice“-Beispiele. In: Schmals, Klaus M. (Hg.): *Migration und Stadt: Entwicklungen, Defizite, Potentiale*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 215–237. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-10796-5>.
- Möllering, Martina; Benholz, Claudia; Mavruk, Gülsah (2014): Reconstructing language policy in urban education: the Essen model of Förderunterricht. In: *Current Issues in Language Planning*, 15(3), 296–311. <https://doi.org/10.1080/14664208.2014.915459>.
- Nieke, Wolfgang (2008): *Interkulturelle Erziehung und Bildung. Wertorientierungen im Alltag*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-90810-6>.
- Oltmer, J. (2025): Deutsche Migrationsverhältnisse seit dem Zweiten Weltkrieg. In: Gesemann, F.; Filsinger, D.; Münch, S. (Hrsg.): *Handbuch Lokale Integrationspolitik*. Springer VS Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-43195-2_3-1.

- Öztürk, Nasime; Hassani, Sepideh; Schwab, Susanne (2024): Insights into students' experiences of social inclusion and exclusion during attending language pull-out classes. In: *International Journal of Inclusive Education*, 1–14. <https://doi.org/10.1080/13603116.2024.2367537>.
- Plutzar, Verena (2010): Sprache als „Schlüssel“ zur Integration? Eine kritische Annäherung an die österreichische Sprachenpolitik im Kontext von Migration. In: Herbert Langthaler (Hg.): *Integration in Österreich. Sozialwissenschaftliche Befunde*. Innsbruck, Wien und Bozen: Studien Verlag, 121–140.
- Pries, Ludger (2005): Arbeitsmigration und Inkorporationsmuster in Europa. In: Ludger Pries (Hg.): *Zwischen den Welten und amtlichen Zuschreibungen. Neue Formen und Herausforderungen der Arbeitsmigration im 21. Jahrhundert*. Essen: Klartext, 15–41.
- Purkarthofer, Judith (2020) Intergenerational challenges: Of handing down languages, passing on practices, and bringing multilingual speakers into being. In Schalley, Andrea; Eisenchlas, Susana (Hg.): *Handbook of Home Language Maintenance and Development*. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton, 130–150. <https://www.degruyter.com/view/book/9781501510175/10.1515/9781501510175-007.xml>.
- Purkarthofer, Judith; Tracy, Rosemarie; Grigoriadou, Sofia; Tausch, Johanna (2025): Family language dynamics: Strengthening heritage speakers' linguistic resources. In: Allen, Shanley; Keller, Mareike; Alexiadou, Artemis; Wiese, Heike (Hg.): *Linguistic dynamics in heritage speakers. Insights from the RUEG group*. Berlin: Language Science Press, 103–131.
- Purkarthofer, Judith; Grigoriadou, Sofia (2024): „Es findet sich immer ein Grieche überall auf der Welt...“ Die Potentiale des HSU/MU als transnationales, migrationspädagogisches Projekt in der Wahrnehmung von Eltern, Lehrenden und Kindern. In: Guldenschuh, Sabine; Weichselbaum, Maria; Döll, Marion; Gouma, Assimina; Dirim, İnci (Hg.): *Migrationspädagogische Perspektiven auf den erst-/herkunfts-/mutter-sprachlichen Unterricht*. Wiesbaden: Springer VS, 147–167. https://doi.org/10.1007/978-3-658-45327-5_7.
- Rinker, Tanja; Ekinici, Erkan (2024): Herkunftssprachenunterricht in Deutschland. In: Meier, Jörg; Blaschitz, Verena; Dirim, İnci (Hg.): *Handbuch Mehrsprachigkeit und soziale Teilhabe: Interdisziplinäre Zugänge*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, 366–378.
- Schramm, Christian; Pries, Ludger (2024): *Komplexe Migration – Differenzierte Integration: Lokale Dynamiken zwischen Rumänien/Bulgarien und dem Ruhrgebiet*. Baden-Baden: Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783748945697>.
- Schroedler, Tobias; Purkarthofer, Judith; Cantone, Katja F. (2022): The prestige and perceived value of home languages. Insights from an exploratory study on multilingual speakers' own perceptions and experiences of linguistic discrimination. In: *Journal of Multilingual and Multicultural Development*, 45(9), 3762–3779. <https://doi.org/10.1080/01434632.2022.2121402>.
- Shohamy, Elana (2006): *Language Policy. Hidden Agendas and New Approaches*. London, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203387962>.
- Seidel, Hans-Christoph (2014): Die Bergbaugewerkschaft und die „Gastarbeiter: Ausländerpolitik im Ruhrbergbau vom Ende der 1950er bis in die 1980er-Jahre. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 62(1), 35–68. <https://doi.org/10.1515/vfzg-2014-0002>.
- Ziegler, Evelyn; Eickmans, Heinz; Schmitz, Ulrich; Uslucan, Hacı-Halil; Gehne, David H.; Kurtenbach, Sebastian (2022): *Metropolenzeichen: Atlas zur visuellen Mehrsprachigkeit der Metropole Ruhr*. Essen: DuEPublico, Universität Duisburg-Essen Publications online. https://duepublico2.uni-due.de/receive/duepublico_mods_00075242.
- Zloch, Stephanie (2023): *Das Wissen der Einwanderungsgesellschaft: Migration und Bildung in Deutschland 1945–2000*. Göttingen: Wallstein. <https://doi.org/10.46500/83535491>.

GABY HERCHERT

„Deutschland, ein türkisches Märchen?“

Deutschlandbilder türkischer Autoren in den 1980er-Jahren

Deutschland, ein türkisches Märchen, lautet der Titel eines Gedichtbandes von Aras Ören aus dem Jahr 1978 und der Titel einer 1983 erschienenen Satire von Şinasi Dikmen. Er verweist auf die Auseinandersetzung in Deutschland lebender türkischer Autoren mit der Situation türkischer Gastarbeiter in den 1980er-Jahren.¹

1 Lagebeschreibung

Bevor diese spezielle Literatur und das darin entworfene Bild Deutschlands vorgestellt werden, soll zur besseren Einordnung zunächst einmal die Entwicklung der Ausländerpolitik bis zu den 1980er-Jahren kurz in Erinnerung gerufen werden.

Die Wiederaufbauphase nach dem Krieg geht einher mit einem sogenannten Wirtschaftswunder. Deutschland befindet sich im Aufschwung, rege Bautätigkeit in allen Städten und der Aufbau großer Industrieanlagen bieten Arbeitsplätze für viele – für so viele, dass im eigenen Land nicht ausreichend Arbeitskräfte gefunden werden können. Es beginnt eine Phase der Anwerbung ausländischer Arbeitnehmer. 1955 wird ein bilaterales Abkommen mit Italien geschlossen, um Arbeitskräfte für das „deutsche Wirtschaftswunder“ zu rekrutieren. 1960 folgen weitere mit Griechenland und Spanien. Da immer noch zu wenig Arbeitskräfte vorhanden sind, schließt die Regierung weitere Anwerbeverträge, 1961 mit der Türkei, 1964 mit Portugal, 1965 mit Tunesien und Marokko. 1968 folgt ein Vertrag mit Jugoslawien. 1973 führen Ölschock und Wirtschaftsrezession zum Anwerbestopp. Zuzugsbegrenzungen

¹ Die Literatur zu diesem Thema war in den 1980er-Jahren von Männern dominiert. Die „Gastarbeiter“, die angeworben wurden, waren ebenfalls Männer, die für Arbeiten in den Bergwerken und in der Autoindustrie rekrutiert wurden. Sie holten erst später ihre Frauen und Kinder nach Deutschland. Daher wird in beiden Fällen das generische Maskulinum verwendet.

und Rückkehrforderungen werden laut. Gleichzeitig beginnen Diskussionen um die sozialen Folgeerscheinungen des Ausländerzuzugs und um Möglichkeiten der Integration, die Ende der 1970er-Jahre in erfolglose Integrationskonzepte münden. Zu Beginn der 1980er-Jahre verfolgt man eine rigorose Begrenzungs politik. Die SPD/FDP-Regierung beschließt Maßnahmen zur Rückkehrförderung, mit denen aber nur ein geringer Mitnahmeeffekt erzielt wird. Die Senkung des Nachzugsalters für Kinder, mit der eine Verringerung des Familiennachzugs erreicht werden soll, führt dazu, dass auch die immer noch Rückkehrwilligen ihre Familien nach Deutschland holen, „bevor es zu spät ist“. Die konzeptions- und perspektivlose Ausländerpolitik lässt die Arbeitsmigration in einen nicht mehr umkehrbaren Einwanderungsprozess münden. Das „Ausländerproblem“ ist seither ein Dauerthema politischer Auseinandersetzung.

2 Gastarbeiterliteratur

Schon Ende der 1960er-Jahre erscheinen die ersten Werke türkischer Autoren, die sich mit der Ausländerproblematik auseinandersetzen. Zu nennen sind Nevzat Üstün, Bekir Yıldız und Yüksel Pazarakaya, deren Werke in der Türkei auf Türkisch veröffentlicht werden. Als nach dem Militärputsch in der Türkei im Jahr 1981 linke türkische Intellektuelle in Deutschland Asyl vor der Militärregierung suchen, erhalten die Arbeitsmigranten in Deutschland mit ihnen eine Stimme. Es entsteht die deutschsprachige sogenannte „Gastarbeiterliteratur“, eine Betroffenheitsliteratur, die stark autobiografisch oder biografisch geprägt ist. Die Sammelbände über das Leben und Erleben von Gastarbeitern in Deutschland enthalten zumeist einfach strukturierte Gedichte, Erzählungen und Berichte von enttäuschten Erwartungen, zerbrochenen Träumen und gescheiterten Lebensentwürfen. Sie spiegeln Auseinandersetzungen mit sich selbst, mit der Türkei und vor allem mit Deutschland. Es ist erklärtes Ziel dieser Literaturform, Authentizität zu vermitteln und anzuklagen. Die literarische Qualität steht oft hinter dem Sendungsbewusstsein zurück.

Andere Autoren wie Kemal Kurt, Aras Ören, Fakir Baykurt und Ihsan Atacan, die auch vor ihrer Zeit in Deutschland als Schriftsteller tätig waren, vermögen es, in ihren Werken die Ebene des anklagenden Bekenntens zu überschreiten. Sie entwerfen differenzierte Bilder von Verflechtungen und Verstrickungen, von kultureller Differenz und allgemeinmenschlicher Problematik. Şinasi Dikmen und Osman Engin seien als Beispiele genannt für Autoren, die in ihren Satiren sowohl deutsche als auch türkische Eigenarten und Merkwürdigkeiten karikierend entlarven.

3 Deutschlandbilder

In den 1960er- und 1970er-Jahren genießt Deutschland in der Türkei den Ruf eines Märchenlandes. Als 1961 der Anwerbevertrag mit der Türkei geschlossen wird, steckt

das Land in einer tiefen politischen und wirtschaftlichen Krise. Die anatolische Landbevölkerung ist bitterarm, es gibt für sie keine Arbeit und viele von ihnen hungern. Wer in die großen Städte wie Istanbul oder Ankara gezogen ist, um dort ein Auskommen zu finden, muss feststellen, dass auch hier keine Lebens- und Überlebensmöglichkeiten bestehen. Die Slums in den Vororten sind überfüllt. Die Nachricht, dass in Deutschland Arbeitskräfte gesucht werden, gilt diesen Menschen als Versprechen einer besseren Zukunft. Deutschland ist ohnehin hochgeschätzt, die Erinnerung an die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft im Ersten Weltkrieg ist noch wach. Die Großvätergeneration, aus der viele Seite an Seite mit Deutschen gekämpft haben, erzählt von den Deutschen als den ewigen Freunden der Türken, den Beschützern der islamischen Welt. Der Ausspruch des Preußenkönigs Friedrich des Großen „Und wenn die Türken kämen und wollten hier im Land wohnen, dann würden wir ihnen Moscheen bauen“ wird in der Türkei ebenfalls immer noch lebhaft tradiert. Auch hat man gute Erfahrungen mit dem Deutschen Kaiserreich als Gastland gemacht, als vor dem Ersten Weltkrieg Arbeiter aus dem Osmanischen Reich hier eine Arbeitsmöglichkeit fanden. Deutschland gilt zudem als das Land der Dichter und Denker, das Land von Kultur und Bildung. Man bewundert den schnellen wirtschaftlichen Aufschwung, mit dem die Niederlage des Krieges verwunden wurde, man lobt die Kraft, den Fleiß und die Energie, mit denen die Deutschen so schnell zu großem Reichtum gelangt sind.

Ausgerechnet dieses wunderbare, reiche Land sucht nun Arbeitskräfte und verheißt den armen türkischen Land- und Slumbewohner:innen die Teilhabe an seinem unermesslichen Reichtum. Deutschland ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und des unbegrenzten Konsums. Dursun Akçam schreibt in einer seiner Erzählungen:

Wenn es auf der Welt ein Land gibt, wo die Erde aus Gold ist, dann ist es Deutschland. Wenn ich nur einen Fuß in die Tür kriege. In Deutschland muß niemand hungern. Siehst du denn die Menschen nicht, alle quicklebendig, bewundernswert. Hier hat keiner Flickklamotten an, niemand braucht in der Kälte ohne Mantel, Pullover oder barfuß wie ein Köter zu zittern. Ob Arbeiter oder Bauer, ich habe keinen mit durchlöchernten Schuhen oder solchen aus weichem Gummi gesehen. Vom Äußeren kannst du Arbeiter, Bauern, Reiche und Arme nicht voneinander unterscheiden. Die Arbeiter aus unserem Lande erkenne ich an der Hautfarbe und dem Schnauzbart; aber Gott vergelt's, jeder stolziert herum, wie der Händler einer Kleinstadt. [...] Dieses Land ist anders, mein Herr, daran hätte ich im Traum nicht gedacht. Hier gibt's Kaufhäuser, in denen kein Anfang und kein Ende zu sehen ist. Die Treppen drehen sich unter deinen Füßen, und plötzlich bist du im oberen Stock, ohne auch nur einen Fuß bewegt zu haben. Ich kann nicht beschreiben, was ich in diesen Kaufhäusern alles gesehen habe, mein Herr. Selbst wenn ich ein Jahr drin rumlaufen würde, könnte ich es mir nicht merken.²

² Akçam (1982), S. 121 f.

Es ist nicht einfach, nach Deutschland zu gelangen. Das deutsche Arbeitsamt hat in Istanbul und Ankara Anwerbebüros eingerichtet, in denen sich die Bewerber ausführlichen Untersuchungen unterziehen müssen. Nur wer jung, stark und gesund ist, darf einen Arbeitsvertrag unterzeichnen. Selbst Zahnersatz gilt als Mangel. Wer es aber schafft, einen Vertrag für *Alamania* zu bekommen, der ist ein gemachter Mann. Deutschland ist ein türkisches Märchenland, weil es Möglichkeiten bietet, Träume wahr werden zu lassen, und zwar Träume, die in der Türkei realisiert werden sollen. Die meisten Arbeitsmigranten sind entschlossen, nur wenige Jahre zu bleiben, nur so lange, bis sie genügend Geld verdient haben, um eine Existenz in der Türkei aufbauen zu können. Sie haben ihre Familien zurückgelassen und wollen nach zwei, drei oder fünf Jahren zurückkehren, ein Auto und ein Grundstück kaufen, ein Haus bauen. Deutschland ist das Sprungbrett zu einer besseren Zukunft in der Türkei. Wer bisher ohne Ansehen und Besitz ist, verspricht sich, in Deutschland durch seine Arbeit so viel zu erreichen, dass ihm nach seiner Rückkehr der soziale Aufstieg sicher ist.

Ali, die Hauptperson aus Aras Örens Kriminalerzählung *Bitte nix Polizei*, formuliert das so: „Einmal Deutschland hin und zurück und du bist eine Persönlichkeit, [...] in Deutschland wirst du eine Persönlichkeit und machst außerdem eine schnelle Mark.“³ Obwohl Ali problemlos zum türkischen Militär einberufen wurde und harte Arbeit auf Baustellen in Istanbul geleistet hat, bleibt ihm die Reise nach Deutschland verwehrt. Er ist „Ausschuss“, zu schwach für den deutschen Arbeitsmarkt. Dennoch macht er sich auf den Weg und reist illegal ein. Mit seinem ersten schwarz verdienten Geld geht er in ein Kaufhaus:

Ali stand vor den dunklen Anzügen und verglich die Preise. Die meisten kosteten zwischen hundertdreißig und hundertfünfzig Mark. Er nahm einen schwarzen Nadelstreifenanzug, der ihm besonders gut gefiel, von der Stange und versuchte sich vorzustellen, wie er darin aussah und was Sultan und Ibrahim sagen würden, wenn er damit nach Hause käme. Er schaute auf den Preis und überlegte, wie lange er arbeiten müsste, bis er hundertneunddreißig Mark und achtzig Pfennige zusammen hatte. Bei fünfundzwanzig Mark pro Tag auf die Hand würden sechs Tage reichen. Lächerliche sechs Tage Arbeit, Ali, und du besitzt einen Anzug, wie ihn nur die ganz Großen tragen. Ali Itir, werden sie sagen, ist eine Persönlichkeit, wer so einen Anzug trägt, hat es zu etwas gebracht.⁴

Auch der Fabrikarbeiter, dessen Scheitern in Aras Örens Erzählung *Paradies kaputt* beschrieben wird, träumt davon, wie er im Urlaub die Zurückgebliebenen beeindrucken kann:

Fast ein Jahr nach seiner Ankunft hier, als auch für ihn der Urlaub heranrückte, hatte er einen unvermeidlichen Traum – ihm träumte, wie er eines Tages in seinem neuen Anzug,

³ Ören (1983), S. 62.

⁴ Ören (1983), S. 72f.

mit quietschenden Schuhen und seinem Filzhut mit Gamsbart in sein Dorf kam, ein völlig anderer Mensch, mit einem Transistorradio in der Hand und gebündelten Markscheinen in der Brieftasche.⁵

Die in Deutschland lebenden Türken, die im Urlaub in ihre Heimat zurückkehren, treten als lebende Beweise des deutschen Märchenlandes auf. Sie bringen elektrische Geräte, Papiertaschentücher, Plastikteller, Kochtöpfe aus Edelstahl und sonstige Zeugnisse des unbegrenzten Konsums mit und erwecken bei vielen den Wunsch, ebenfalls an diesem Paradies teilzuhaben. Immer mehr machen sich auf den Weg.

Viele Arbeitsmigranten stecken im Laufe der Jahre ihre Ziele immer höher. Sie haben sich an den deutschen Lebensstandard gewöhnt und wollen ihn in der Türkei nicht missen. Sie wollen so lange arbeiten, bis sie genügend Geld haben, sich alle Annehmlichkeiten auch in der Türkei leisten zu können. Aras Ören beschreibt, wie die Wünsche des Fabrikarbeiters nach neun Jahren ins Unermessliche gewachsen sind. Er möchte sich in der Türkei ein eigenes Deutschland aufbauen:

Und während die sich im Dorf mit ihrer täglichen Arbeit abrackerten, fuhr er in die Kreisstadt, ging ins Grundbuchamt zum Katasterbeamten, bezahlte für all die um das Dorf herum brachliegenden Felder, deren Besitzer nicht mehr ausfindig zu machen waren, zahlte mit barem Geld über ihren Schätzwert hinaus und ließ sie auf seinen Namen ins Grundbuch eintragen. Dann begann er auf diesen Ländereien mit allerlei Bauarbeiten. Doch man soll nicht etwa denken, dass er Häuser errichtete, nein, er beschäftigte sich vielmehr mit einer Art Übertragung. All die Gebäude, die er je in Deutschland gesehen, an denen er Gefallen gefunden hatte und die ihm nicht mehr aus dem Kopf gingen, sah er jetzt in Gedanken auf seinem eigenen Grund und Boden stehen. Und was es da nicht alles gab... Alles, aber auch alles – angefangen von Gartenhäusern mit steilen Satteldächern, vielstöckigen Betonbauten und Autobahnbrücken bis hin zu kleinen, von Gärten eingerahmten Barockschlössern war alles vertreten, sogar Kirchen, die ihn beeindruckt hatten.⁶

Die Devise lautet nun: noch länger bleiben, um noch mehr zu verdienen und dann ein noch besseres Leben in der Heimat führen zu können. Immer mehr Arbeitsmigranten holen ihre Familien nach, als die längere Verweildauer absehbar wird. Mit dem Zuzug der Familien ändert sich ihre Situation gravierend. Die auf Geldverdienen konzentrierten Männer, die bisher meist in Wohnheimen lebten, richten sich nun auf ein Leben zusammen mit ihren Familien in eigenen Wohnungen ein. In der Literatur findet die neue Lebenssituation Niederschlag in der Gegenüberstellung von Arbeiten und Leben.

Şinasi Dikmen charakterisiert Deutschland als das Land der Arbeit:

⁵ Ören (1986), S. 35.

⁶ Ören (1986), S. 35 f.

Das Leben in Deutschland fängt am Montag an und hört Freitagabend auf. Samstag ist ein Tag, an dem in Deutschland nur Autos gewaschen werden. Ich überlasse es Dir, ob Du den Samstag als einen Tag vom Leben betrachtest. Aber am Sonntag wird in Deutschland nicht gelebt. Was sie dann machen? Woher soll ich das denn wissen? Ich bin ja ein Türke. Ich habe mal in den türkischen Zeitungen gelesen, dass die Deutschen länger leben als die Türken. Das ist ja keine Kunst, wenn sie – ich meine die Deutschen – jede Woche einen Tag Pause machen vom Leben.⁷

Er fasst seinen Eindruck zusammen mit den Worten: „Nach so vielen Jahren in Deutschland bin ich zu der Meinung gekommen, dass die Deutschen ohne Brot, ohne Fleisch, ohne Wasser, sogar ohne Luft leben können. Aber ohne Arbeit und ohne Autos können sie nicht einmal einen Tag leben.“⁸

In einer weiteren Satire greift er dieses Thema noch einmal auf. Eine alte Frau im türkischen Dorf fragt den Urlauber: „Ich habe gehört, dass die Alemanen nur an Arbeit denken, ist das wahr? Sind sie denn so fleißig, dass sie ohne Arbeit nicht leben können, oder sind sie so ungeschickt, dass sie mit der Arbeit nie fertig werden?“⁹ Dikmens Ausführungen der deutschen Arbeitsmoral entsetzen sie: „Mein lieber Sohn aus Alemanien, wer nur an seine Arbeit denkt, der ist ein Besessener, wer besessen ist, der ist kein Mensch. Um Mensch zu sein und zu bleiben, muß man auch an die anderen Dinge denken können, an die Blumen, an das Feld, an die nächsten Nachbarn, an die Kühe, an die Bäume, an die Eltern und an den lieben Gott.“¹⁰

Der Topos, dass man in Deutschland zwar arbeiten, aber nicht leben kann, wird von verschiedenen Autoren aufgegriffen. Das Märchenland Deutschland entpuppt sich als künstliches Paradies, wie Dursun Akçam schreibt:

In diesem Land gib'ts keine Hölle, mein Herr. Alles wie im Paradies. [...] Ich habe es auf Kalenderseiten gesehen und meinte, es sei gefälscht. Jetzt habe ich es mit meinen eigenen Augen gesehen, lebe darin. Deutschland ist ein künstliches Paradies. Ein Park zum Vergrößern, ein Stadtpark mit Bäumen. Keine Steppe, kein ausgetrockneter Boden. In den Wäldern hat keine Axt gewütet. Brauchen diese Menschen kein Holz, keine Hauklötze? Das habe ich noch nicht herausbringen können. Die Städte, Häuser und Straßen, wie zugeschnitten. Keine Hütten, kein Dorf. Die Dörfer sind wie Städte.¹¹

Die Künstlichkeit färbt ab auf die Menschen. Ein türkischer Student beschreibt seine deutschen Kommiliton:innen, die sich nicht an den Festen der ausländischen Studenten beteiligen:

⁷ Dikmen (1983), S. 12.

⁸ Dikmen (1983), S. 18.

⁹ Dikmen (1983), S. 26.

¹⁰ Dikmen (1983), S. 26.

¹¹ Akçam (1982), S. 120.

Sie waren alle wie mein Zimmergenosse. So wie die Scheiben einer Quitte. Sie trafen sich auch untereinander kaum. Sie führten ein monotones Leben. Sie kannten keine Lieder und Spiele und konnten nicht lauthals lachen. Sie aßen jeden Tag das gleiche. Butter, Würstchen, Aufschnitt, Käse, nur manchmal Schnitzel oder so. [...] Aber was soll ich mit einer Zivilisation machen, deren Menschen nicht lachen; eine Zivilisation aus Eisen, Beton und Elektronik. Auf uns bleibt der Blick eines lebenden Menschen jedoch wie Tau liegen, wir lachen und weinen mit ihm zusammen.¹²

Die extreme Ich-Bezogenheit und das unsoziale Wesen der Deutschen¹³ werden in vielen Erzählungen thematisiert. Ertuğ Barın fasst es zusammen in dem Ausruf: „Deutschland! Dein Herz ist wie deine Sonne, wärmt nicht!“¹⁴

Ein weiteres Motiv, das in unterschiedlichen Varianten häufig aufgegriffen wird, ist der Umgang der Deutschen mit Geben und Nehmen. Dursun Akçam erzählt von der Auseinandersetzung eines türkischen Studenten mit seinem deutschen Zimmernachbarn:

Einmal wollte er (der Student) einen halben Löffel Fett von mir borgen. Kann man sich mit Löffeln Fett borgen? Ich gab ihm ein Päckchen Margarine. ‚Hier, nimm‘, sagte ich. Er nahm es nicht. Es musste unbedingt ein halber Löffel Fett sein. Ich füllte den Löffel ab und gab es ihm. Am Wochenende brachte er das gleiche Fett mit dem gleichen Löffel zurück. Das ging mir doch zu weit. Ich schmiß ihm den Löffel vor die Füße. Wieviel Pfennig war das Fett wert? Gab es keine Menschlichkeit mehr?¹⁵

Ganz ähnlich wird die Begegnung einer türkischen Hausfrau mit einer deutschen Nachbarin geschildert. Die alte Dame ist krank, weist aber die Türkin zunächst ab, als sie ihre Hilfe anbietet.

Einige Tage darauf klopfte es bei mir. Ich dachte, es sei ein Kind, das nicht an die Klingel kam. Als ich die Tür öffnete, sah ich die alte Frau. Durch die Spritzen hatte sie eine eiternde Wunde am Becken und konnte nicht stehen. Sie hatte sich zur Tür geschleppt. Sie wollte, dass ich beim Arzt anrief und ihr ein Brot kaufte. Ich erfüllte ihren Wunsch. Sie lag über einen Monat im Krankenhaus. Dann ging es ihr etwas besser. Wieder klopfte es an der Tür. Wieder die Frau. In der einen Hand einen Krückstock, in der anderen eine halbe Tafel Schokolade. ‚Anstelle des Telefongeldes habe ich hier eine Schokolade. Ich habe kein Kleingeld. Entschuldige.‘ Ich zitterte am ganzen Leib. Was war das für eine Rechnung, was für Wertmaßstäbe? Existierte keine Menschlichkeit mehr...?¹⁶

¹² Akçam (1982), S. 225 f.

¹³ Akçam (1982), S. 207.

¹⁴ Barın (1984), S. 173.

¹⁵ Akçam (1982), S. 224.

¹⁶ Akçam (1982), S. 201.

Melek Baklan beschreibt die Deutschen in ihrem *Unmärchen* so: „Die Deutschen sind sehr schlau. Sie lieben das Geld. Gibst du einem Deutschen eine Zigarette, musst du das Geld für die Zigarette nehmen. Wenn du es nicht tust, zeigen sie an den Kopf und fragen: ‚Haben du einen Fogil?‘“¹⁷ Das Zusammenleben mit den Deutschen gestaltet sich zunehmend schwierig. Mit der wirtschaftlichen Rezession steigt die Ausländerfeindlichkeit. Arbeitslosigkeit wird als Folge der Ausländerbeschäftigung gedeutet. Die Türken nähmen den Deutschen die Arbeitsplätze weg, heißt es. An Hauswänden, Mauern und Parkbänken liest man immer häufiger Parolen wie „Ausländer raus“ oder „Türken raus“, nicht selten mit einem Hakenkreuz oder einem SS-Zeichen geziert. 1982 erscheint das sogenannte „Heidelberger Manifest“, eine Stellungnahme von 15 Professoren, mit der sie eindringlich vor Überfremdung und Unterwanderung des deutschen Volkes warnen. Im Raum Hannover werden Broschüren verteilt, in denen Ausländer-Integration mit Völkermord gleichgesetzt wird. „Das Boot ist voll“, heißt es. Dem Kühn-Memorandum,¹⁸ in dem Deutschland als de-facto-Einwanderungsland dargestellt wird, wird auf politischer Ebene heftig widersprochen.

Die Republikaner treten 1989 als Partei, die sich ausdrücklich gegen Ausländer wendet, zur Wahl an. Der türkische Traum des deutschen Märchenlandes zerbricht. Sowohl die türkischen als auch die linken deutschen Autor:innen ziehen Parallelen zwischen der Judenverfolgung und der Diskriminierung türkischer Arbeitnehmer.

Levent Aktoprak bringt dies in seinem Gedicht *Entwicklung* zum Ausdruck:

Hände lernen
das deutsche A B C
Lippen studieren
deutsche Geschichte
Und heute
an die Hauswand gekritzelt
lese ich:
„Türken raus“
Meine Abiturfrage hieß:
„Was
waren
Die Ursachen des deutschen Faschismus?“¹⁹

Die Abneigung gegen türkische Familien zeigt sich besonders bei der Wohnungssuche. Unzählige Geschichten handeln von gescheiterten Versuchen, eine Wohnung

¹⁷ Baklan (1984), S. 142.

¹⁸ Heinz Kühn (SPD) war von 1966–1978 Ministerpräsident in NRW. Im September 1979 veröffentlichte er als Ausländerbeauftragter der Bundesregierung ein Memorandum mit dem Titel *Stand und Weiterentwicklung der Integration der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familien in der Bundesrepublik Deutschland*, dessen zentrale Aussage lautet, dass Deutschland de facto ein Einwanderungsland ist.

¹⁹ Aktoprak (1984), S. 67.

in der Nähe von Deutschen zu finden, und den Anstrengungen Deutscher, ihre türkischen Nachbarn zu vertreiben. So beschimpft die deutsche Frau ihre türkischen Nachbarn in einer Erzählung von Dursun Akçam: „Wärt ihr doch in eurer Heimat geblieben. Wir haben euch nicht eingeladen. Ich war noch nicht im Ausland und will auch niemanden von dort hier haben. Euretwegen haben unsere Leute keine Arbeit. Wir wollen, dass die Ausländer gehen.“²⁰

Mit welchen Ausreden diejenigen, die ihre Ausländerfeindlichkeit nicht offen zugeben, die Vermietung ihrer Wohnungen an Türken verweigern, karikiert Şinasi Dikmen in seiner Satire *Wohnungssuche*.²¹ Er muss ausziehen, weil die Vermieterin Eigenbedarf für ihr neugeborenes Baby anmeldet. Auf sein Inserat in der örtlichen Zeitung bekommt er keine Zuschrift, sodass er den Tipps seiner Arbeitskollegen folgt. Der erste Vermieter, der ausdrücklich darauf hinweist, dass er keiner von denen sei, die Ausländer hassten, und dass er auch nichts gegen Türken habe, verweigert ihm die Wohnung, weil er keinen Most trinkt. Die zweite Vermieterin kann den Anblick von Frauen mit Kopftuch nicht ertragen, und ein Zahnarzt, der ebenfalls betont, nichts gegen Türken zu haben, hält Dikmens schlechte Zähne für eine solche Negativwerbung, dass er ihn nicht als Mieter akzeptieren kann. Eine alte Dame schickt ihn weg wegen der Blasenschwäche seiner kleinen Tochter, und ein Schwabe wundert sich über die gute und saubere Kleidung der türkischen Familie. Er hat nichts gegen Türken, aber wohl etwas gegen Menschen, die ihr Geld für teure Kleidung verschwenden. Die Satire endet mit den Worten: „Leider haben wir bis heute keine Wohnung gefunden, aber wir sind ganz sicher, dass die Deutschen nette Leute und sehr feinfühlig sind. Sie werden uns irgendwann eine Wohnung geben, wenn nicht in diesem Jahrhundert, dann eben im nächsten.“²²

Das Bedauern darüber, dass es kaum Kontakte zu Deutschen in der Nachbarschaft und am Arbeitsplatz gibt, ist ebenfalls ein häufiges Thema. Aysel Özakins Erzählung *Kleinbürgers Leiden* beschreibt die Anstrengungen von Selma, mit ihren deutschen Kolleginnen in ein gutes Verhältnis zu kommen.²³ Selma gehört zur bürgerlichen türkischen Oberschicht, sie lässt ihre aufwändige Garderobe in der Türkei nähen und bewohnt mit ihrer Familie eine komfortabel und geschmackvoll eingerichtete Wohnung. Sie verabscheut die „kurzgewachsenen, schwarzbraunen Weiblein mit Kopftuch und dicken Strümpfen aus den anatolischen Dörfern“ ebenso wie die deutschen Alkoholiker, Hippies und Hausbesetzer. Sie wäre längst in die Türkei zurückgekehrt, wenn die Kinder nicht noch zur Schule gingen. Selma lädt Arbeitskolleginnen ein, um ihnen zu zeigen, dass sie anders ist als die gewöhnlichen Türken, gegen die sich die Vorurteile richten. Die Gäste bewundern zwar die Wohnung, aber sie zeigen sich verhalten und die türkischen Spezialitäten, die Selma ihnen vorsetzt, bleiben weit-

²⁰ Akçam (1982), S. 41.

²¹ Dikmen (1983), S. 99–106.

²² Dikmen (1983), S. 106.

²³ Özakin (1982), S. 67–73.

gehend unberührt. Eine Dame probiert Dolma, Weinblattröllchen, und bemerkt, dass sie diese griechische Speise kenne.

Der Satiriker Osman Engin beschreibt eine deutsch-türkische Freundschaft besonderer Art.²⁴ Hans und Petra haben sich zum Essen angekündigt. Sofort werden alle türkischen Nachbarn und Bekannten verständigt. Engins bekommen Besuch von Deutschen und werden so in der Wertschätzung unendlich steigen. Bei Hans und Petra handelt es sich aber um Fatma und Halil, die sich als deutsche Gäste verkleidet haben. Beim Abschied müssen Engins versprechen, in der nächsten Woche bei ihnen als deutsche Gäste vorbeizukommen.

Die Schwierigkeiten, mit Deutschen in Kontakt zu kommen, lassen alle Bemühungen von deutscher Seite um Integration zur Farce werden. Entsprechend ist die literarische Verarbeitung. Dursun Akçam teilt die Ausländerexpert:innen, die sich um Integrationsprogramme bemühen, in drei Gruppen ein.²⁵ Die einheimischen Kleinhandelsexperten sind türkischer Herkunft und verstehen sich als Intellektuelle. Sie spielen sich auf, erklären sich zu den alleinigen Sprechern der türkischen Minderheit, gründen deutsch-türkische Vereine und versuchen, ihren Landsleuten möglichst viel Geld abzunehmen und gute Posten zu bekommen. Die unbelesenen Expert:innen sind Deutsche, die haupt- oder nebenamtlich an Integrationsbemühungen teilnehmen. Die Frauen unter ihnen beklagen unentwegt die Unterdrückung und Ausbeutung der türkischen Frauen durch ihre Männer, interessieren sich aber nicht für ein deutsch-türkisches Miteinander. Die belesenen Ausländerexperten sind deutsche Intellektuelle, die Ausländerpolitik als Betätigungsfeld für das eigene berufliche Weiterkommen entdeckt haben. Mit wenigen zusammengetragenen Informationen und ein bisschen Statistik entwerfen sie pädagogische, psychologische und sozio-psychologische Thesen und Theorien, die sich durch ihr „einfaches Strickmuster“ auszeichnen. Vor allen Dingen kennen sie die Menschen nicht, für die sie Experten sind.

Şinasi Dikmen karikiert die Tagung einer Initiativgruppe von Türkei- und Türkenkennerinnen und geißelt deren Expertentum.²⁶ Die Gruppenleiterin war viermal in der Türkei und ihr Mann leitet eine Baufirma, in der viele Türken arbeiten. Eine pensionierte Lehrerin hatte in ihrer Klasse mehr als zehn „Knoblauchkinder“, wie sie sie liebevoll nennt, und eine lebenswürdige, barmherzige Schwester war dreimal am Grab Mariens in Ephesus und fünfmal in der Hagia Sophia. Eine andere Dame hat sogar ein Jahr in der Türkei gelebt, als ihr Mann dort eine deutsche Firma leitete. Dikmen beschreibt bissig, wie Vorurteile auch auf intellektueller Ebene diskutiert werden können und welche Maßnahmen angedacht werden, um das kulturlose Volk der Türken an die deutsche Kultur heranzuführen. Er hält solche Integrationsmaßnahmen für schwierig:

²⁴ Engin (1991), S. 121–125.

²⁵ Akçam (1982), S. 235–243.

²⁶ Dikmen (1983), S. 107–118.

Ich habe mich geschämt für meine Landsleute. Ein paar Idioten unter uns lesen Böll, Lenz, Grass, aber wen lesen sie sonst? Haben wir einen Beethoven? Nein. Haben wir einen Goethe? Nein. Haben wir einen Mörike? Nein, nein, nein. Die Deutschen haben es wirklich schwer mit uns. Bis wir hier integriert werden und alle Beethoven hören, Goethe lesen, ‚Mein Kampf‘ studieren, dauert es hundert Jahre. Das werde ich persönlich nicht mehr erleben.²⁷

Integrationsbemühungen, darin sind sich die türkischen Autoren weitgehend einig, sind vor allem ein Redeschwall von deutschen Pseudointellektuellen und Intellektuellen, ein Ausdruck von Eingebildetheit und Arroganz. Noch einmal Dursun Akçam:

Die Praxis an diesem Punkt ist genau wie die Begrüßung mit ‚Guten Tag‘ und ‚Auf Wiedersehen‘, aufgesetzt, oberflächlich und erzwungen. [...] Zum Thema Eingliederung wurden und werden immer noch eine Menge Bücher gedruckt. Alle auf Deutsch. Man weiß nicht einmal, ob sie selbst diese Bücher lesen. Aber die Schreiber und Verleger verdienen schon gutes Geld. Es sind nicht nur die Unternehmer, die sich an unseren armen Arbeitern bereichern. Zu den Dolmetschern, Maklern, Kaufleuten, Sängern, Musikern, Schauspielern und was weiß ich noch für Schmarotzern, die den Arbeitern auf dem Fuß folgen, sind die deutschen Integrationisten hinzugekommen. [...] Wer das ihm verfügbare Menschenpotential diskriminiert, es nicht als Mensch akzeptiert, betrügt nur sich selbst. Die Wesen, deren Anpassung gewünscht wird, sind nicht aus Stein, kein Schnittholz und erst recht keine zu hütenden Tiere. Auch sie sind Menschen, so wie die deutschen Bürger und Integrationsexperten. Deswegen, sage ich, zunächst Achtung vor den Menschen. Ich denke, dass viele Deutsche an diesem Punkt ein wenig Integration und Anpassung brauchen.²⁸

4 Entfremdung

Die Gastarbeiterliteratur der 1980er-Jahre spiegelt wider, wie das türkische Märchen von der deutschen Realität eingeholt wird. In dem Maße, in dem das türkische Märchen vom guten Deutschland zerbricht, entsteht die Vorstellung von der Türkei als dem verlorenen Paradies. Warmes Wetter, herzliche Menschen, ruhiges Leben ohne Stress und Hektik werden zu einem Synonym für „Leben in der Türkei“. Die Rückkehr ins Paradies ist jedoch versperrt. Die Ersparnisse reichen nach wie vor nicht aus, um in der Türkei ein Haus zu errichten oder gar eine Existenz aufzubauen. Die angekündigte Senkung des Zuzugsalters und die Begrenzung von Sozialleistungen auf in Deutschland lebende Kinder waren für die meisten Familien Anlass, alle Kinder nach Deutschland zu holen. Die Arbeitslosigkeit erfasst vor allen Dingen auch türkische Arbeitnehmer:innen und das Leben in Deutschland wird immer teurer. An

²⁷ Dikmen (1983), S. 112.

²⁸ Akçam (1982), S. 51 f.

Sparen ist also gar nicht mehr zu denken. Die Kinder sind zumeist in der Schule oder in der Ausbildung. Statt der erhofften und selbstverständlich angenommenen Zweisprachigkeit hat das Phänomen der doppelten Halbsprachigkeit um sich gegriffen. Es ist klar, dass die Kinder in der Türkei ohne einen deutschen Schul- oder Berufsabschluss noch weniger Chancen auf eine gesicherte Zukunft haben werden als in Deutschland. Die Rückkehr ins Paradies wird daher auf einen späteren Zeitpunkt verschoben. Aber nicht nur pragmatische Gründe sprechen dagegen, die Zelte in Deutschland abzubrechen. Vermehrt werden Erzählungen von gescheiterter Rückkehr geschrieben. Auch in der Türkei sind die Almancılar fremd. Sie sind zu deutsch geworden, als dass sie sich problemlos wieder eingewöhnen könnten. Alev Tekinays Erzählung *Die Heimkehr oder Tante Helga und Onkel Hans*²⁹ berichtet von einem Ehepaar, das von München in die Türkei zurückgekehrt ist. Beide haben dort Stellen als Dozenten an der Universität bekommen, können also in eine sichere Zukunft blicken. Ihre türkischen Neffen und Nichten nennen sie Tante Helga und Onkel Hans. Ihre Sehnsucht nach München und Deutschland wird immer deutlicher. Sie geben sich nostalgischer Erinnerung hin und pflegen Rituale, die sie mit München verbinden. Sie hören täglich den Schneewalzer und trinken deutschen Kaffee:

In München benutzte ich die Kaffeemaschine fast nie. Dort kochten wir Kaffee auf türkische Art. Türkischer Mokka, den wir aus zierlichen türkischen Tässchen tranken. Aber seitdem wir hier sind, trinken wir nur deutschen Kaffee. Filterkaffee aus großen, plumpen Porzellantassen. Zum Glück haben wir nicht nur die Kaffeemaschine mitgebracht, sondern auch einige Dosen deutschen Kaffee und Filterpapier. Bald werden sie uns aber ausgehen. [...] Ich weiß nicht, wie ich ohne deutschen Filterkaffee wach werden und den Tag beginnen könnte.³⁰

Sie fühlen sich fremd in der Stadt, die sie jahrelang als ihre Heimat bezeichnet haben, und endlich beschließen sie eine zweite Rückkehr, diesmal nach München. Aber auch diese Stadt ist keine Heimat.

Ich spüre wieder so stark das Gefühl des Fremdseins. Gleichzeitig aber erfüllt ein warmes, weiches Gefühl mein Herz, als ich vor dem Flughafen München wieder finde, die Stadt, in der ich über ein Drittel meines Lebens verbracht habe, und ein Taxifahrer uns auf Bayrisch anspricht. ‚Schon wieder daheim?‘ fragt er Tante Helga und Onkel Hans, die er offenbar für deutsche Touristen hält, die vom Urlaub zurückkommen. ‚Schon wieder zu Hause‘ antworten wir lächelnd. Aber ‚Zuhause‘ ist ein vager Begriff.³¹

²⁹ Tekinay (1984), S. 40–51.

³⁰ Tekinay (1984), S. 43.

³¹ Tekinay (1984), S. 51.

Wie das Märchenland Deutschland ist das Paradies Türkei nur eine hoffnungsreiche Erzählung für die, die gerade dort nicht sind, für die, die letztlich keine Heimat haben. Heimatlosigkeit wird zum zentralen Motiv der Literatur türkischer Autoren in den späten 1980er- und in den 1990er-Jahren.

Ende der 1980er-Jahre beginnt eine Terrorwelle gegen Asylantenheime, Ausländerwohnheime und Wohnhäuser, in denen Ausländer leben. Anschläge in Hoyerswerda, Hünxe, Rostock, Mölln und schließlich, am 29. Mai 1993, in Solingen zeigen Deutschland von seiner hässlichsten Seite. Die Lichterketten, Mahnwachen und Protestaktionen gegen Ausländerfeindlichkeit geben türkischen Mitbürgern nur schwachen Trost. Sie sehen, dass sie nicht willkommen sind, und sie wissen, dass sie weder hier noch in der Türkei eine Heimat haben werden.

Tülin Emircan zeichnet in ihrer Erzählung *Entfremdung* das Bild der Heimatlosigkeit des zurückkehrenden Rückkehrers:

Ich weiß, dass Du nicht schläfst. Ich höre Dich in Deinem Zimmer auf und ab gehen. Du bist verzweifelt, verzweifelt und müde. Dennoch findest Du keinen Schlaf.

Du bist nicht mehr derselbe. Ich erinnere mich noch an Dein übermütiges Lachen, als wir aus dem Zug stiegen. Du warst gespannt auf Deutschland. Deine Begeisterung war uns, die wir uns fürchteten, willkommen. Wir hatten Angst, Angst vor der Sprache und Angst vor den Menschen. Du hast nur über uns gelacht.

Die Anforderungen, die der Sprachkurs stellte, waren nicht hoch. Und doch hast Du Tag und Nacht gearbeitet. Du meintest, dass es endlich an der Zeit sei, den ‚Taugenichts‘ auf Deutsch zu lesen. Als ich Dich kennenlernte, lag das Buch schon auf Deinem Nachttisch. Auch Dich zog es hinaus in die Fremde, fort von Deines Vaters Mühle.

Deine Bücher waren es, die Dich betrogen haben. Sogar Eichendorff hat Dich zum Narren gehalten. Dass Deutschland in Dir einen Fremden sehen würde, daran hattest Du nicht gedacht. Die Menschen haben sich von Dir abgewendet. Auch Dein Lachen haben sie überhört. Vom Leben wollen sie nichts mehr wissen, sie haben aufgehört, nach Schönheit zu streben. Dir war, als ob Du mit jedem Tag dahinstürbest.

Du fuhrst zurück in die Heimat, und trotzdem war uns beiden nicht wohl dabei. Wir hatten uns nicht geirrt. Zwei Wochen später standest Du (wieder) an der Tür. Du hattest beschämt den Blick gesenkt. Als ich Dich bat, mich anzusehen, sagtest Du nur: „Lieber Fremder in der Fremde als Fremder im eigenen Land.“³²

5 Fazit

Die Literatur türkischer Autoren der 1980er-Jahre zeigt eindrücklich, wie sich das Deutschlandbild der Gastarbeiter der ersten Generation zunehmend wandelt. Was als türkisches Märchen begann, wird allmählich zum Albtraum. Das Wohl-

³² Emircan (1984), S.20.

standsversprechen lässt sich auch bei immer wieder verlängerter Aufenthaltsdauer nicht einlösen. Als die Männer schließlich ihre Frauen und Kinder nach Deutschland holen, wird die ferne Heimat zum jährlichen Urlaubsort, dem man sich immer mehr entfremdet. In Deutschland heimisch zu werden, gelingt nur wenigen, denn die kulturellen Differenzen sind groß und die Aversion der Deutschen gegen „Ausländer“ ist abschreckend. Was bleibt, sind zerbrochene Träume, Entwurzelung und Heimatlosigkeit.

6 Literaturverzeichnis

- Akçam, Dursun (1982): *Deutsches Heim, Glück allein. Alaman Ocağı. Wie Türken Deutsche sehen. Türkisch-Deutsch*. Aus dem Türkischen von Helmut Oberdiek. Bornheim-Merten: Lamuv.
- Aktoprak, Levent (1984): Entwicklung. In: Ackermann, Irmgard (Hrsg.): *Als Fremder in Deutschland. Berichte, Erzählungen, Gedichte von Ausländern*. München: dtv.
- Baklan, Melek (1984): Unmärchen. In: Ackermann, Irmgard (Hrsg.): *Türken deutsche Sprache. Berichte, Erzählungen, Gedichte*. München: dtv, S. 130–148.
- Barin, Ertunç (1984): Der Tag, an dem Andreas zu Ali kam. In: Ackermann, Irmgard (Hrsg.): *Türken deutsche Sprache. Berichte, Erzählungen, Gedichte*. München: dtv, S. 171–175.
- Dikmen, Şinasi (1983): Hurra, ich lebe in Deutschland, neben den Deutschen oder Die Ergänzung des Märchens. In: Sinasi Dikmen: *Wir werden das Knoblauchkind schon schaukeln. Satiren*. Bearbeitung Ellen Imhof / Gisela Klump. Berlin: Express Edition, S. 12–23.
- Dikmen, Şinasi (1983): Mein Geburtstag. In: Sinasi Dikmen: *Wir werden das Knoblauchkind schon schaukeln. Satiren*. Bearbeitung Ellen Imhof / Gisela Klump. Berlin: Express Edition, S. 24–38.
- Dikmen, Şinasi: Wohnungssuche. In: Şinasi Dikmen: *Wir werden das Knoblauchkind schon schaukeln. Satiren*. Bearbeitung Ellen Imhof / Gisela Klump. Berlin 1983, S. 99–106.
- Emircan, Tülin (1984): Entfremdung. In: Ackermann, Irmgard (Hrsg.): *Als Fremder in Deutschland. Berichte, Erzählungen, Gedichte von Ausländern*. München: dtv, S. 20.
- Engin, Osman (1991): *Der Sperrmüll-Efendi. Geschichten zum Lachen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Ören, Aras (1986): *Aras: Paradies kaputt. Erzählungen*. München: dtv.
- Ören, Aras (1983): *Bitte nix Polizei*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Özakin, Aysel (1982): Kleinbürgers Leiden. In: Aysel Özakin: *Soll ich hier alt werden? Erzählungen*. Hamburg: Goldmann, S. 67–73.
- Tekinay, Alev (1984): Die Heimkehr oder Tante Helga und Onkel Hans. In: Ackermann, Irmgard (Hrsg.): *Türken deutsche Sprache. Berichte, Erzählungen, Gedichte*. München: dtv, S. 40–51.

DERYA GÜR-ŞEKER

Migrations(liebes)geschichten an Rhein und Ruhr

Als mein Vater im September 1972 mit 16 Jahren seine Familie und schließlich seine mit nach İstanbul gereiste Mutter verließ, allein in einen Flieger stieg und nach Deutschland kam, um in einem Bergwerk in Duisburg eine Lehre als Knappe zu beginnen, war ihm noch nicht klar, welche Möglichkeiten er für seine Familie und seine noch nicht geborenen Kinder schaffen würde.¹ Migration ist aber nicht nur ein Vehikel für Möglichkeiten. Migration ist gelebte Freiheit. Sie ermöglicht neue Perspektiven, Optionen, Zugänge, Zusammenhalt, Freundschaft, Liebe und Zuversicht. Sie bedeutet auch Herausforderungen, Generationen- und Identitätskonflikte, Veränderung im Stillen. Ein nie enden wollendes Heimweh, das unbändig auf die Bremse drückend mal antreiben, mal unsichtbar Grenzen an Rhein und Ruhr setzen kann. Dynamiken, die leicht übersehen werden, wenn Menschen, die migriert sind, von außen oder medial beurteilt werden. Dabei sind diese, um die sich der Beitrag dreht, zu bewundern, denn sie beherrschten meist weder Sprache noch waren sie vorher je ins Ausland gereist. Sie sind ins kalte Wasser gesprungen. Mit dem Wunsch, es besser zu haben. Für sich und ihre Familien.

Es kamen Menschen, die bis heute in Deutschland, an Rhein und Ruhr, leben und dieses Land prägen. Dieser Blickwinkel, der eingenommen wird, ist eine Intropektive, die in all den Medien- und Social-Media-Diskursen kaum bis gar nicht vorkommt und keinen Raum findet. Eine Einordnung in aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen ist jedoch elementar. Denn der Beitrag beginnt an einem historischen Tag, dem 29.01.2025, an dem im Deutschen Bundestag ein Antrag über eine „verschärfte“ Begrenzung von Migration eingebracht und mit einer mittlerweile als

¹ Der Beitrag ist allen Gastarbeitern, die vor uns kamen, um unter Tage zu arbeiten, gewidmet. Mit größtem Respekt und größter Anerkennung für ihre Leistungen und ihre Opfer, damit die nächsten Generationen auf diese bauen und ihren Weg gehen können.



Abb. 1: Cavit Laçın, Cuma Gür und Osman Çinkılıç im April 2025 vor dem ehemaligen Bergwerk Walsum in Duisburg (von links) (Foto: D. Gür-Şeker)



Abb. 2: Turmgerüst des Bergwerks Walsum im April 2025 (Foto: D. Gür-Şeker)

rechtsextrem eingestufteten Partei beschieden wurde.² Wobei Wochen und Tage zuvor öffentlich hitzige Debatten über Migration geführt wurden (und werden). Es sind Kontinuitätsstereotype, die wiederkehrend kontext- und situationsübergreifend über Jahrzehnte hinweg funktionieren und Vorstellungen über Migration in Deutschland verbreiten und verfestigen. Muster, die sich ins kollektive Gedächtnis einbrennen. Das Positive hingegen bleibt im Verborgenen. Wenn aber Positives Negativem weichen muss oder bewusst verdrängt wird, ist es umso wichtiger, der Spur des Positiven nachzugehen, sie zu zeichnen und immer wieder auf die Bühne ins Rampenlicht zu rücken. Allein der Blick in die Geschichte von Rhein und Ruhr zeigt, wie unwider-ruflich verwoben sie mit diesen einst anatolischen Jungen ist. Daher bietet der Beitrag Einblicke in das Leben früherer 16-Jähriger und ihrer Freunde, die den Spagat zwischen neuer und alter Heimat geschafft haben und sich jetzt im Ruhestand mit Zufriedenheit zurücklehnen (könnten). Der Beitrag führt drei Menschen zusammen:

² Vgl. <https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2025/kw05-de-regierungserklaerung-1041594>, Stand: 06.06.2025. Am 06.06.2025 wurde im Deutschen Bundestag über den Stopp des Familiennachzugs von subsidiär Schutzberechtigten beraten. Im Kontext der Gastarbeiter:innengeneration ermöglichte der Familiennachzug, dass Ehepartner:innen oder Kinder nachgeholt werden konnten. Als mein Vater in der Türkei meine Mutter heiratete, zog sie 1977 nach Duisburg. Das war der Beginn unserer Familiengeschichte in Deutschland, wo wir Kinder zur Welt kamen.

Cavit Laçın (geb. 21.03.1952), Cuma Gür (geb. 18.08.1956) und Osman Çinkılıç (geb. 20.08.1956) (siehe Abb. 1). Allesamt ehemalige Bergarbeiter des Bergwerks Walsum im Duisburger Norden, wo bis 2008 Kohle gefördert wurde (Abb. 2).

Die Schachtanlage ist in unmittelbarer Rheinnähe und somit ist der Rhein auch eng verwoben mit dem Leben der Bergarbeiter. Sie und ihre Familien fanden später dort Erholung, sei es beim Spaziergang, Picknick oder Schlittenfahren im Winter.

Der Beitrag, der in Duisburg geführte Gespräche vom 20. April 2025 zusammenfasst, ist in drei Teile gegliedert: den Beginn, die Heimatfindung und das Heute. Während der Beginn zeigt, wie die drei jungen Männer nach Duisburg kamen, steht die Heimatfindung für die Entscheidung, zu bleiben, der Abschluss gewährt Einblicke in das Heute.

1 Der Beginn

Osman amca³ und baba⁴, mein Vater, kommen 1972, in unterschiedlichen Regionen der Türkei verwurzelt, in Deutschland an. Ein Jahr danach, 1973, beschließt die Bundesregierung den sogenannten ‚Anwerbestopp‘ und bietet den Gastarbeitern Rückkehrprämien an, die viele – auch von den neu Angereisten – später annehmen sollten. Angekommen in Deutschland, führte die weitere Reise sie direkt zu den Unterkünften, die für die angehenden Lehrlinge oder Arbeiter bereitstanden. Ihr erstes Zuhause war ein Wohnheim in Duisburg-Hamborn, wo sie zunächst im Schacht 2/5 ein halbes Jahr arbeiteten. Danach ging es im Mai 1973 nach Duisburg-Walsum ins Bergwerk Walsum und damit in eine neue Unterkunft an der Karlstraße.

Im April 2025, also fast 52 Jahre später, besuchen wir gemeinsam die ehemalige Bergarbeiterunterkunft (siehe Abb. 3). Dieses Wohnheim lag mitten in einem Wohngebiet, wo auch Walsumer in Zechenhäusern lebten. Alle minderjährigen Lehrlinge der Zeche wurden hier in relativer Bergwerksnähe untergebracht. Zum Bergwerk Walsum sind es rund zwei Kilometer und damit ca. 30 Minuten zu Fuß. In unserem Gespräch beschwerte sich niemand über den Zwei-Kilometer-Fußmarsch früh am Morgen und nach getaner Arbeit unter Tage. Dort an der Karlstraße lernen sie Cavit amca kennen, der einige Jahre zuvor nach Deutschland gekommen war.

Das Gebäude ist mittlerweile eine Baustelle und schon lange kein Wohnheim mehr für junge anatolische Lehrlinge. Dennoch ist es ein Ort, mit dem viele positive Erinnerungen verbunden werden: vom strengen Heimleiter zur Köchin, die später durch Cavit amca auch lernen sollte, warum sich die Essgewohnheiten der Heimbewohner in der Fastenzeit änderten und sie trotz ersten Unverständnisses für Cavit

³ Im Türkischen bezeichnet das Wort ‚amca‘ (dt.: Onkel) nicht nur den leiblichen Onkel väterlicherseits, sondern wird auch allgemein als respektvolle Anrede für ältere männliche Personen verwendet. Das weibliche Pendant ist ‚teyze‘ (dt.: Tante), das analog für ältere Frauen gebraucht wird – unabhängig von tatsächlicher Verwandtschaft.

⁴ ‚baba‘ (dt.: Vater).



Abb. 3: Im Hintergrund das ehemalige Bergarbeiter-Heim⁵ in Duisburg-Walsum, wo sich die drei Freunde kennenlernten (Foto: D. Gür-Şeker)

amcas Bemühungen doch Rücksicht nehmen sollte. Da Telefonate zur damaligen Zeit teuer waren und viele nur durch Briefe den Kontakt zur Familie pflegten, gab es im Heim regelmäßig türkische Filmvorführungen. „Ein willkommenes Angebot. Alle versammelten sich im Filmraum, um die Heimat aus der Ferne zu betrachten und der Raum füllte sich immer“, erinnert sich Osman amca.

Im damaligen Heim, berichtet mein Vater, bahnten sich Freundschaften an. Es ermöglichte Begegnungen außerhalb des klassischen ‚Hemşeri‘-Daseins, womit Personen gemeint sind, die aus derselben Region stammten und so fast automatisch eine Verbundenheit fühlten. Die Familien in der Türkei beruhigte der Gedanke, dass die Söhne in der Ferne nicht alleine waren, sondern gemeinsam mit Kindern aus der beheimateten Region im ‚Gurbet‘⁶ (dt. Leben fern der Heimat) arbeiteten. Deshalb teilten sich die meisten ihre Zimmer mit anderen Personen aus derselben Region der

⁵ Im weißen Gebäude rechts war im Untergeschoss der Speisesaal. Im anderen Backsteingebäude (links) befand sich im obersten Stockwerk der Filmraum.

⁶ ‚Gurbet‘ bezeichnet nicht nur das physische Leben fern der Heimat (z. B. im Ausland), sondern ist oft mit Gefühlen von Heimweh, Einsamkeit, Entwurzelung und Sehnsucht verbunden. Es hat eine tiefe emotionale Bedeutung.



Abb. 4: Osman Çinkılıç (Erster von links), Cuma Gür (Dritter von rechts) und Mitbewohner 1973 im Gemeinschaftsraum des Walsumer Wohnheims an der Karlstraße (Foto: C. Gür)



Abb. 5: Cuma Gür (Erster von links) und Osman Çinkılıç (Zweiter von rechts) mit Mitbewohnern im Wohnheim an der Karlstraße (Foto: C. Gür)

Türkei. Doch Freundschaften entstanden auch unabhängig davon in geselligen Runden, wo gemeinsam gegessen und gelacht wurde (Abb. 4 und 5).

Die Freundschaften, um die es im Beitrag geht, erstreckten sich vom zentralanatolischen Kayseri über Kırşehir nach Malatya im Südosten der Türkei. Mit im Bunde waren aber auch noch andere Freunde wie Eyüp Özcan⁷ aus Kırşehir oder Servet Turhan (Abb. 4, Dritter von links), der in den 1990er-Jahren mit seiner Familie zurück nach Mersin ziehen sollte.

2 Über Migration, Freundschaft und Arbeit – „Stell dir vor, du bist 16 Jahre alt.“

Die Kumpels im Heim und im Bergwerk waren eine Art Familienersatz. So beantwortet mein Vater die Frage, mit welchen Gefühlen er heute hier vor dem Heim steht, sehr klar: „Stell dir vor, du bist 16 Jahre alt. Du bist in einem fremden Land, kennst weder Sprache noch Kultur – und, du malochst unter Tage. Da war dieser Ort ein Segen und ein Raum, der sich wie Heimat und ein sicherer Hafen mit bekannten Gesichtern anfühlte.“ Auch deshalb war die Zeche für ihn immer mehr als nur Arbeit (siehe Abb. 6). Es war ein Ort der Begegnung und Unterstützung. Der Leitspruch meines Vaters „Unter Tage sind wir alle gleich“ wurde uns Kindern mit in die Wiege gelegt. Er bringt das zum Ausdruck, was den Zusammenhalt auf der Zeche ausgemacht hat. Ein großer Teil der neuen Freunde wurde im Wohnheim an der Karlstraße mit Speisesaal, gemeinsam geteilten Waschräumen und Toiletten untergebracht. Es gab aber

⁷ Eyüp amca ist am 27. April 2016 in Duisburg verstorben, beigesetzt wurde er in Kırşehir. Allah rahmet eylesin. Mekânı cennet olsun. (dt.: „Gott habe ihn selig. Möge sein Platz das Paradies sein“).



Abb. 6: Für Cuma Gür war die Zeche mehr als nur Arbeit (Foto: D. Gür-Şeker)



Abb. 7: Cavit Laçın übersetzte ins Deutsche und erleichterte vielen den Alltag (Foto: D. Gür-Şeker)

auch Lehrlinge, die bei deutschen Familien lebten, die sich für einen monatlichen Betrag um die jungen Männer kümmerten und diese versorgten. Die Letzteren hatten es wohl aufgrund des Familienalltags leichter mit Blick auf die neue Sprache und Kultur. „Wir im Heim hatten es etwas schwerer, Deutsch zu lernen, weil wir alle unter uns waren. Aber auf der Berufsschule oder Arbeit, wenn dann malocht

wurde, hatten wir unsere Vorgesetzten und Kumpels, mit denen wir Deutsch lernen konnten“, so Cavit amca, der als der Übersetzer bekannt war und überall dort aushalf, wo unterstützt werden konnte. Von Briefen bis Amtsgängen half er, wo er konnte (siehe Abb. 7).

Mit diesen Eindrücken erscheinen die Fotos dieser Männer, die ihre Familien in jungen Jahren verlassen hatten und nun eine Lehre im Bergwerk machten, auch in einem anderen, vielleicht neuen Licht (siehe Abb. 8).



Abb. 8: Bergarbeiterlehrlinge 1972 (Foto: C. Gür)



Abb. 9: Von Aufregung bis Hoffnung – Osman Çinkılıç erinnert sich an den Tag seiner Abreise (Foto: D. Gür-Şeker)

Wie es ihnen als 16-Jährige ergangen ist, konnte ich nur ansatzweise während meines Auslandsstudiums in Großbritannien nachvollziehen, und das, obwohl ich die Sprache und Kultur zumindest aus den Schulbüchern kannte und zum Studieren – nicht arbeiten unter Tage – für eine kurze Zeit im Ausland leben konnte. Das ist definitiv kein guter Vergleich, denn im Unterschied zu ihnen konnte ich die Sprache und hatte mich auf die Zeit gezielt vorbereiten können. Aber diese Perspektive hilft, die Erfahrungen dieser jungen Menschen, die mittlerweile fast oder über 70 Jahre alt sind, besser zu verstehen und sich in sie hineinzusetzen. Als die Drei nach Deutschland kamen, waren sie 16 Jahre alt, kannten weder Sprache noch Kultur und hatten keine Eltern oder Verwandten vor Ort, von denen sie hätten unterstützt werden können.

3 Der Flug nach Deutschland

Der Moment, in dem sie in den Flieger stiegen, ist ihnen noch heute lebhaft in Erinnerung geblieben. Auf die Frage, ob er sich noch an den Tag seiner Abreise erinnere, sagt Osman amca (siehe Abb. 9): „Aufregung, Unsicherheit und Hoffnung lagen dicht beieinander.“ Mein Vater war mit seiner alleinerziehenden Mutter von

seinem Heimatdorf nahe Kırşehir nach İstanbul gereist, um in den Flieger zu steigen und sie dann alleine zurückzulassen. Er war das jüngste Kind der Familie. Was für ein Gefühl musste das gewesen sein? Das Hintersichlassen und Verlassen sollte sie von nun an ein Leben lang begleiten.

In Duisburg-Hamborn und später in Walsum war der Alltag klar geregelt. Der Start in den Tag begann sehr früh mit lautem Weckruf des Heimleiters und führte sie morgens zu Fuß, später auch mal mit dem Fahrrad, zum Bergwerk. Das Ausbildungsgehalt wurde vom Heimleiter, einer Art Vormund, streng verwaltet. Nur nach Vorlage eines Kassenbons oder nur begründet durften die jungen Männer ihr Gehalt ausgeben. „Man musste sogar Kassenbons als Nachweis vorlegen, dass man das Geld für den täglichen Bedarf und nicht beispielsweise für Zigaretten ausgegeben hatte. Einige haben dann mal auch einen Kassenbon mit Lebensmitteleinkäufen mehrfach vorgelegt. Bis sie aufgefallen sind“, berichtet Cavit amca schmunzelnd. Ein Großteil des Gehalts wurde angespart – dabei half der Heimleiter durch diese strengen Regeln indirekt. Osman amca weiß noch genau, wie es war, mit seinem ersten ersparten Verdienst in die Türkei zu reisen, es auszugeben oder seine Familie damit zu unterstützen. Er beschreibt ein Gefühl von Freiheit, aber auch ein Bewusstsein, durch ein gutes Gehalt bereits in jungen Jahren finanziell unabhängig sein zu können. Die Selbstständigkeit gepaart mit Verantwortungsbewusstsein, diesen Weg in der neuen Heimat zu beschreiten, davon berichten die Drei indirekt. Dies lässt sich heraushören, wenn man genau hinhört. Osman amca und mein Vater schlossen im Juni 1975 mit 18 Jahren ihre Ausbildungen zu „Knappen“ (so steht es im Prüfungszeugnis) erfolgreich ab. Sie bildeten sich danach noch weiter fort und stiegen auf der Karriereleiter auf. Einige Knappen wurden Betriebsräte, Steiger oder Reviersteiger.

4 Die Heimatfindung – „Etwas Neues aufbauen.“

Während viele ihrer ersten Kumpel und Verwandten nach einigen Jahren in die Türkei zurückkehrten, entschieden sich die drei Freunde zu bleiben. Warum? Vielleicht war es der Wunsch nach einem besseren Leben für die Familie, vielleicht die Hoffnung auf eine gute Zukunft für die Kinder. Trotz der Härte der Arbeit fanden sie etwas, das sie hielt. Es war eine Idee, sich etwas Neues und Gutes aufzubauen. Nach dem Gespräch mit ihnen würde ich das, was sie hielt, Pioniergeist nennen. In ihren heute fast über 70-jährigen Blicken konnte ich dieses Funkeln sehen. Die Gespräche jedenfalls haben mir gezeigt, wie wichtig Beiträge wie diese sind, die Raum bieten, Geschichten der Gastarbeiter:innengeneration im Ruhrgebiet zu erzählen. Sie sind untrennbar verwoben mit Rhein und Ruhr. Herausforderungen begleiteten sie auf ihrem Weg: Fremdheit, Heimweh, sprachliche Hürden und die Suche nach Zugehörigkeit bestimmten mehr oder weniger ihren Alltag. Nichtsdestotrotz haben alle drei die Frage, ob sie den Schritt wieder gehen würden und ob sie angekommen seien,



Abb. 10: Denkmal in Duisburg-Aldenrade zur Erinnerung an die Bergleute zum „Dank für ihre schwere Arbeit“ (Foto: D. Gür-Şeker)

mit einem klaren Ja beantwortet. Das ist der Grund, warum wir – ihre Kinder – nie in Frage gestellt haben, Teil dieses Landes zu sein. Sicherlich auch, weil unsere Väter und Mütter uns ein Gleichgewicht zwischen alter und neuer Kultur *vorgeliebt*⁸ haben. Mit einer Selbstverständlichkeit, die sie uns mitgegeben haben.

Osman amca beantwortet die Frage, warum sie geblieben sind, für alle mit nur einem Satz: „Wir waren von Tag eins an im Hier und Jetzt und wollten uns etwas Neues aufbauen.“ Dieser Satz hat mich in diesem Moment getroffen. Im Positiven. Mir wurde bewusst, was unsere Eltern geleistet hatten. Nicht nur, dass sie etwas Neues aus dem Nichts geschaffen, sondern, dass ihre Blicke, die wir als Kinder wahrgenommen haben, immer voller Mut waren. Nichts konnte sie brechen, auch die harte Realität der Migration nicht, denn sie wussten, was sie in jungen Jahren, mit 16 Jahren, erreicht hatten. Die Heimatfindung haben sie sich leicht(er) gemacht, denn sie lernten zügig, sich gegenseitig zu unterstützen. Gemeinsam konnten sie sich

⁸ *Vorgeliebt*, weil die Erwachsenen in unserem Umkreis Rhein und Ruhr liebten. Sie nahmen uns Kinder mit, verreisten, fuhren Fahrrad am Rhein entlang von Walsum bis Voerde oder erkundeten Grenzregionen in die Niederlande hinein. Immer, wenn unsere Väter ihre Schichten hinter sich hatten und wir Kinder aus der Schule zurück waren, gingen wir meist los in Richtung Rhein zum Steinewerfen, Schwänefüttern oder Spaziergehen.



Abb. 11: 50 Jahre IGBCE-Mitgliedschaft im Jahr 2022 (Foto: D. Gür-Şeker)

Halt geben, übersetzen, aus Erfahrungen und Erlebtem neues Wissen ziehen und an andere weitergeben. Mit ihnen ist nicht nur der Rhein verwoben, sondern auch das Streben nach einer solidarischen (Arbeits-) Gesellschaft.

Sowohl Osman amca als auch mein Vater wurden mit ihrer Ankunft im Bergwerk Partei- und Gewerkschaftsmitglieder. Beide bekamen 2022 Post von der IGBCE⁹ zu ihrer 50-jährigen Mitgliedschaft (Abb. 11). Sie engagierten sich in Vereinen, Initiativen, nahmen an Demonstrationen für den Erhalt von Bergwerken und jedes Jahr an Kundgebungen zum 1. Mai im Duisburger Landschaftspark Nord teil (Abb. 12). Gerade, als ich Rücksprache zum Beitrag halte, warf Osman amca den Grill in Voerde für seine IGBCE-Kumpel an. Er war lange Jahre im Walsumer Bergwerk als Betriebsrat aktiv. In diese Strukturen zu wachsen, teilzuhaben, Arbeitsplatz und Gesellschaft zu gestalten, dies prägte diese Männer. Auch nach ihrer Rente engagieren sie sich.



Abb. 12: 1. Mai-Kundgebung im Landschaftspark Nord in Duisburg (Foto: C. Gür)

⁹ IGBCE: Industriegewerkschaft für Bergbau, Chemie und Energie.

5 Das Heute

2005 war für Osman amca und meinen Vater das letzte Arbeitsjahr (Abb. 13). Heute, nach 53 Jahren, blicken sie auf ein Leben in Deutschland zurück, das längst zur Heimat geworden ist. Für sie ist Heimat kein einzelner Ort mehr, sondern ein Gefühl, das sich aus Erinnerungen und Beziehungen zusammensetzt. Wenn sie an Heimat denken, dann denken sie an ihre Familien, den Stadtteil, in dem sie arbeiteten und leben, an die alten Straßenzüge ihrer ersten Wohnung oder an die Geräusche aus der Kaue vor Schichtbeginn.



*Abb. 13: Schicht im Schacht – Cuma Gürs (Dritter von links)
letzte Schicht und Abschied unter Tage im Jahr 2005 (Foto: C. Gür)*

Nun, im Ruhestand, blicken sie mit Stolz auf ihre Zeit im Bergbau zurück. Die Kameradschaft unter Tage. Der Zusammenhalt. All das fehlt ihnen manchmal, auch wenn sie sich noch gelegentlich mit alten Kumpeln treffen und über ihre Zeit im Bergwerk sprechen (siehe Abb. 14).

Wenn sie heute ihrem jüngeren Ich etwas sagen könnten, würde Osman amca ihnen raten: „Hab Mut, hab Geduld und halte an deinen Zielen fest“. Den Leserinnen und Lesern ihrer Geschichte möchten sie mit auf den Weg geben, dass hinter jeder Migrationsgeschichte mehr steckt als Zahlen und Statistiken. Es sind Geschichten von Mut, Entbehrung und unerschütterlicher Hoffnung auf ein besseres Leben. Für mich ist diese Geschichte eine Liebeserklärung an unsere Väter und Mütter, die den Mut hatten, ihre Kindheit hinter sich zu lassen, um an Rhein und Ruhr zu wachsen und zu verwurzeln.



Abb. 14: Kohlewagen in Duisburg-Aldenrade zur Erinnerung an das Bergwerk Walsum (Foto: D. Gür-Şeker)

RALF-PETER FUCHS

Lokalgeschichte und Migration

Ein Projekt zum Leben der ehemaligen „Gastarbeiter“ und ihrer Angehörigen in Moers

1 Einleitung: Was gehört zur Lokalgeschichte?

Der letzte größere Versuch, einen chronologischen Überblick zur Geschichte der Stadt Moers zu geben, ist noch nicht gar so lange her.¹ Im Jahr 2000 wurde ein zweibändiges Werk veröffentlicht, das, ausgehend von der naturräumlichen Gliederung über die Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit in die Moderne führte.² Sozialhistorische Konzepte wurden angewendet, die Zeit des Nationalsozialismus beleuchtet und zu guter Letzt wurden, mit Blick auf die Epoche nach 1945, „Konzepte für die Stadtentwicklung“³ aufgezeigt. – Das Echo der örtlichen Presse war zurückhaltend, zum Teil sehr negativ. Insbesondere die Geschichte der letzten 50 Jahre wurde als nicht hinreichend berücksichtigt angesehen. In der *Rheinischen Post* erschienen gleich drei Artikel, in denen Leerstellen etwa im Hinblick auf das Internationale New Jazz Festival oder wichtige politische Persönlichkeiten beanstandet wurden.⁴

Man muss der Herausgeberin und den Autoren der beiden Sammelbände hingegen zugutehalten, dass sie das Wissen über die Vergangenheit der Stadt Moers erheblich bereichert haben. Zudem ist den Kritikern entgegenzuhalten, dass die Fülle an Quellen, die seit der Nachkriegszeit für eine Stadtgeschichte allgemein vorhanden ist, kaum noch überschaut werden kann und enge Auswahlkriterien angelegt werden

¹ Unveränderte Fassung meines bereits im Niederrhein-Magazin veröffentlichten Beitrags. Siehe NRM 1/2023, S. 1–19.

² *Moers. Die Geschichte der Stadt* (2000).

³ Siehe den vom Landschaftsverband Rheinland herausgegebenen Text zu dem Werk unter: https://rheinische-landeskunde.lvr.de/de/geschichte/geschichte_publicationen/moers_publication.html (1.6.2023).

⁴ Tückmantel (2000); Irmgard Bernrieder (2000); „Geschichte verfälscht“ (2020).

müssen. Über die Relevanz von Themen, die hineingehören, gerade was die jüngste Geschichte angeht, wird voraussichtlich immer heftig gestritten werden. Andererseits müssen künftig Aspekte der Migration noch stärker in die Lokalgeschichten integriert werden, als dies in Moers zurzeit noch der Fall ist. Dass sich durch die Zuwanderung von Arbeitskräften aus Italien, Spanien, der Türkei und anderen Ländern in die deutschen Orte seit den 1960er-Jahren, teilweise auch schon etwas früher, eine neue Vorstellung davon, wer zu den Bürgern und Bürgerinnen einer Stadt gehört, längst herausgebildet hat, ist ein bedeutender Punkt, der unbedingt künftig in einschlägigen ortsgeschichtlichen Konzepten zu berücksichtigen sein wird. Im Vorwort einer ebenfalls im Jahr 2000 erschienenen „Geschichte der Gastarbeiter in München“ formulierte Julian Nida-Rümelin als dortiger Kulturreferent das Erfordernis, einer diversen Stadtgesellschaft, was die Herkunft ihrer Mitglieder anbetrifft, Rechnung zu tragen, mit den Worten: „Ehemalige Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter werden ihre Geschichte, ihre Ursprünge als gesellschaftliche Gruppe in München wiederfinden, und die deutschen Münchnerinnen und Münchner werden eine bislang verborgene Perspektive der Geschichte ihrer Stadt kennenlernen.“⁵

Wie sich die Geschichte einer Stadt und ihrer Einwohner⁶ unter solchen Vorzeichen in Zukunft schreiben lässt, kann in dem folgenden knappen Beitrag nicht erschöpfend behandelt werden.⁷ Dass migrantisches Erleben ein Teil der Lokalgeschichte sind, kann an dieser Stelle nur exemplarisch anhand einiger Beobachtungen demonstriert werden. Die Stadtgeschichte von Moers wird damit immerhin noch einmal um einige Facetten erweitert, die in einem Hauptseminar der Landesgeschichte/Neuere Geschichte an der Universität Duisburg-Essen (UDE) zutage gefördert worden sind. Der Titel der Veranstaltung, die im Sommersemester 2021 von mir durchgeführt wurde, lautete: „Auf den Spuren der ‚Gastarbeiter‘. Migration im Raum Moers seit den 1960er-Jahren“.

Das Seminar fand unter denkbar ungünstigen Voraussetzungen statt. Die Corona-Pandemie stand einer normalen, direkten Kontaktaufnahme aller Beteiligten im Wege. Sowohl die Seminarsitzungen als auch die Befragungen von Zeitzeugen waren online durchzuführen. Das Gleiche galt für die Gespräche, die zur Organisation der Befragungen und für die Recherche ergänzender Informationen abgehalten wurden. Mit der Hilfe von Diana Finkle, Leiterin des Grafschafter Museums in Moers, entstand eine „Multiplikatorenkonferenz“, auf der die Suche nach geeigneten Kandidaten für Interviews vorgenommen wurde. Weitere wertvolle organisatorische Unterstützung leistete Luisa Röhrich als Kustodin des Instituts für niederrheinische Kulturgeschichte und Regionalentwicklung (InKuR). Das Seminar war Teil eines größeren InKuR-Projektes, das von Gaby Herchert, Professorin für Germanistik an der UDE, ins Leben gerufen worden war. In diesem Projekt mit dem Titel „Eine Stadt

⁵ Dunkel; Stramaglia-Faggion (2000), S. 10–11 (Vorwort).

⁶ Aus pragmatischen Gründen wird das (generische) Maskulinum verwendet.

⁷ Hinzuweisen ist darauf, dass viele Möglichkeiten erprobt werden, so etwa auch, indem auf Orte hingewiesen wird, aus denen besonders viele Zuwanderer stammen, die damit eine besondere Verwandtschaft zum lokalgeschichtlich behandelten Ort aufweisen. Siehe etwa jetzt: *San Fratello und Trappeto* (2020).

erinnert sich“ führten Studierende der Germanistik weitere Befragungen von Moerser Bürgern ganz unterschiedlicher Generationen durch. Beteiligt am Projekt war u. a. auch der Schriftsteller Feridun Zaimoglu, der dazu beitrug, dass die entstandenen Interviewtexte als Buch erscheinen und vom Schlosstheater in einer Aufführung auf eindruckliche Weise vorgestellt werden konnten.⁸

Im vorliegenden Beitrag sollen vier Interviews (in einem davon wurden zwei Personen befragt) im Mittelpunkt stehen, die die Geschichte der „Gastarbeiter“ in Moers thematisieren. Sie sind bereits zum Gegenstand von Bachelor- und Masterarbeiten geworden, auf die sich dieser Aufsatz zum Teil beziehen kann.⁹ „Gastarbeiter“ soll dabei als historischer Begriff verstanden werden, analog zur Sprache der Zeit der ersten großen Migrationsbewegungen in die Bundesrepublik. Er entspricht natürlich, sofern dies jemals der Fall gewesen sein mag, längst nicht mehr den Realitäten in einer Gesellschaft, in der Menschen, die ursprünglich aus verschiedenen Kulturkreisen stammten, auf Dauer zusammenleben. In unserer Multiplikatorenkonferenz wurde wiederum deutlich, dass der Begriff „Gastarbeiter“ durchaus Anklang unter einigen der betroffenen Personen fand. Ein älterer Herr, der aus der Türkei nach Deutschland gekommen war, gab an, ihn mit Stolz wahrzunehmen und anzuerkennen. Für die in den 1960er- und 1970er-Jahren nach Deutschland als Arbeitskräfte angeworbenen Männer soll im Folgenden von „Gastarbeitern“ die Rede sein, wobei die Anführungszeichen auf die historische Dimension des Begriffes hinweisen sollen.

Sowohl im Seminar selbst als auch bei seiner Vorbereitung, in der Multiplikatorenkonferenz, zeigte sich ein sehr breites Interesse am Thema auf Seiten von Menschen migrantischer Herkunft. Aber auch Bürgerinnen und Bürgern sowie Studierenden deutscher Herkunft war das Thema ein Anliegen, wobei einige Institutionen dazu beitrugen, die Kreise der mitarbeitenden Personen zu vergrößern: In Moers konnten Kontakte über Mitglieder der lokalen Organisation „Bunter Tisch“ ausgeweitet werden. Ein „Internationaler Kulturkreis Moers e. V.“ (Cemil Mayadali) war vertreten, zudem war die Stadtteilarbeiterin der SPD in Meerbeck, Anja Reutlinger, präsent. Aus den Geschichtsvereinen waren Jürgen Stock und Peter Boschheidgen sowie André Thissen aktiv an der Beschaffung von Materialien beteiligt. Auch rein private Initiativen waren förderlich: Esra Yüzlü aus Essen, die sich mit ihrem „Großvater, dem Gastarbeiter“ beschäftigt hatte, gab wichtige erste Impulse. So zeigte sich in der Bereitschaft aller Beteiligten, das Projekt zu unterstützen, dass durchaus ein Bedarf an einer Geschichte der „Gastarbeiter“ in Moers besteht.

2 Das Seminar: Methodische Grundlagen und Grenzen des Machbaren

Am Hauptseminar nahmen 26 Studierende wöchentlich einmal über die Online-Plattform ZOOM teil. Obwohl die Zahl während des Semesters geringfügig sank,

⁸ *Moers erinnert sich* (2022).

⁹ Pudlo (2022); Özbek (2023); Thiele (2023).

war eine hohe Motivation feststellbar. Meiner Bitte, sich über Kameras zu zeigen, um die Kommunikation zu fördern, wurde zu Beginn in größerem Ausmaß entsprochen. Nach einigen Sitzungen sank auch hier etwas die Bereitschaft dazu. Darauf angesprochen, antworteten einige der Teilnehmer, dass die Verbindungen über die von ihnen benutzten Geräte zu labil seien, um die Kameras einzuschalten.

Die ersten Sitzungen waren grundsätzlichen Überlegungen zur Relevanz des Themas gewidmet. Geschlossen wurde zum Ausdruck gebracht, dass das Thema „Gastarbeiter“ als zur lokalen wie auch regionalen Sozial- und Kultur- wie auch Alltagsgeschichte gehörig betrachtet wurde. In zahlreichen Äußerungen wurde deutlich, dass die Teilnehmenden, sofern Migrationshintergrund vorhanden war, sich selbst und ihre Angehörigen dadurch aufgewertet sahen, weil sie bzw. ihre Familienmitglieder als geschichtliche Akteure gesehen wurden. Vertieft wurden diese Diskussionen über die Beschäftigung mit Konzepten der Inter- und Transkulturalität.¹⁰

Es folgte ein Seminarabschnitt, in dem über methodische Probleme und Konzepte der „oral history“ gesprochen wurde. Vorgestellt wurde die Zeitschrift BIOS, die seit 1988 regelmäßig erscheint und als Plattform zum Teil auch der Erforschung migrantischer Lebenserfahrungen gewidmet wurde.¹¹ Die Seminarteilnehmer wurden damit zugleich auf das an der Fernuniversität Hagen ansässige „Institut für Geschichte und Biographie“ aufmerksam gemacht, womit sich Möglichkeiten ergaben, eigene Internetforschungen anzustellen. Auch wurde auf das an der UDE ansässige Interdisziplinäre Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (InZentIM) hingewiesen, mit dem ich zuvor in Kontakt getreten war. Eine Reihe von Publikationen verschiedener Provenienz, die ebenfalls in einschlägigen Forschungsbereichen angesiedelt sind, wurde ebenfalls vorgestellt und als PDF-Dateien oder bibliographisch zugänglich gemacht,¹² sodass eine hinreichende Grundlage an Informationen, auf die die Studierenden zurückgreifen konnten, gesichert war.

Parallel zum Unterricht wurden in den Vorlesungswochen die Kontakte, die über die Multiplikatorenkonferenz entstanden waren, genutzt, um geeignete Kandidaten für die Interviews zu suchen. Dabei war es elementar wichtig, auch das altbewährte Telefon immer wieder einzusetzen, um in Gesprächen deutlich zu machen, worum es ging, und die Bereitschaft, sich befragen zu lassen, zu fördern. Ausgewählt wurden für das Seminar letztlich sechs Personen, fünf Männer und eine Frau: Herr Alberto D. hat spanische Wurzeln, Herr Halil S., Herr Mevlut U. wie auch Herr Sait T. und seine Frau Ummihan T. sind aus der Türkei nach Deutschland zugewandert. Ihre

¹⁰ Der Umfang der Anmerkungen soll im Folgenden sehr klein gehalten werden, sodass auf breitere Hinweise zur Fachliteratur verzichtet wurde.

¹¹ BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen siehe weitere Informationen unter der URL: <https://www.fernuni-hagen.de/geschichteundbiographie/bios/index.shtml> (13.7.2023).

¹² Hinzuweisen ist hier vor allem auf Hunn (2011); Höhne; Linden; Seils; Wiebel (2014); Migration im Bergbau (2016); Cöster (2012).

Befragungen, somit fünf von ursprünglich sechs, stehen im Folgenden im Mittelpunkt, da sie den Blick auf die Generation der eigentlichen „Gastarbeiter“ gewähren. Herr Amar A., der 1977 aus Algerien über Frankreich nach Deutschland gekommen ist, hat eine spezifische Lebensgeschichte vorzuweisen, die deutlich macht, dass Migration mittlerweile längst maßgeblich durch völlig andere Kriterien veranlasst werden kann als die reine Suche nach Arbeit.

Man wird zu Recht an der Auswahl kritisieren, dass der weibliche Erfahrungsraum in den Befragungen wesentlich zu kurz kam. Andererseits mussten wir den schwierigen Bedingungen der Pandemie und dem Zeitdruck, der sich durch die Vorlesungszeiten ergibt, Rechnung tragen. Zudem waren es zunächst Männer, die als „Gastarbeiter“ angeworben worden waren. Das Hauptziel der Interviews war vor dieser Folie auch keineswegs eine repräsentative Datenerhebung. Vielmehr sollten Menschen ihre Geschichte erzählen, die sie mit ihrer Migration insbesondere nach Moers verbanden. Damit sollten lebendige Bilder entstehen, die Einzelschicksale vor dem Hintergrund größerer geschichtlicher Prozesse erkennen lassen.

Auf die erste Generation der „Gastarbeiter“ der 1960er-Jahre können die Interviews allenfalls indirekt verweisen. Besonders Alberto D. aus Spanien ging jedoch intensiv auf seinen Vater ein, der ihr klar zuzurechnen ist. Insgesamt liegt der Schwerpunkt der Erzählungen auf den 1970er-Jahren, einer Zeit, in der bereits Versuche aus der deutschen Politik wie auch aus anderen europäischen Staaten ergingen, der „Gastarbeit“ über einen Anwerbestop ein Ende zu setzen (1973).¹³ Wiederum lassen Ausnahmen bestimmter Branchen wie etwa dem Bergbau von dieser Maßnahme es nicht unbedingt durchweg geboten erscheinen, hier schlichtweg vom Ende des „Gastarbeiters“ zu sprechen. Die Studierenden, die zuvor im Seminar über die gesetzlichen Rahmenbedingungen der Arbeitsmigration informiert wurden, konnten über die Interviews ermitteln, dass die Akteure selbst keineswegs von einer strengen Zäsur ab 1973 ausgingen. Für sie selbst wurde immer klarer, dass ihre Verbindung zum Ruhrgebiet/Niederrhein noch stärker wurde. Sie holten ab diesem Jahr ihre Frauen und Kinder nach Deutschland, um hier, nun umgeben von ihren Familien, weiterhin ihren Arbeiten nachzugehen.

Zur Methodik wurde ein Aufsatz von Harald Welzer über die Schwierigkeiten, historischen Fakten über Befragungen auf den Grund zu gehen, in den Mittelpunkt gestellt.¹⁴ Welzer hat mit seinen wichtigen quellenkritischen Überlegungen auf die Gefahren der „oral history“ hingewiesen, die dadurch entstehen, auf der Basis von Interviews von Zeitzeugen pure Tatsachen oder auch Gefühle der Vergangenheit abrufen zu wollen. Erinnerung wird bei ihm als ein emotionaler Vorgang¹⁵ beschrieben, darüber hinaus der Wunsch von erzählenden Personen, Sinngebungen

¹³ Berlinghoff (2013).

¹⁴ Welzer (2000).

¹⁵ Welzer (2000), S. 56.

über Bezugnahme auf aktuelle Werte und Normen zu erzeugen, beleuchtet, sodass solche Erzählungen immer in einem „evaluativen Rahmen“ zu verorten sind.¹⁶ Vor diesem Hintergrund kann die Erinnerung an ehemalige Gefühle sogar für die befragte Person selbst trügerisch sein. Welzer kommt dabei zu dem Ergebnis, dass „in der Sicht des Historikers [...] das Zeitzeugeninterview nicht als Quelle dafür zu betrachten ist, wie etwas gewesen ist, sondern wie etwas von heute als vergangenes Ereignis wahrgenommen wird.“¹⁷

Dies ist sicherlich im Kern richtig. Dennoch verweisen bei aller notwendigen Quellenkritik Zeitzeugeninterviews auf Ereignisse und Zustände der Vergangenheit und ermöglichen es, ähnlich wie schriftliche Zeugnisse aus der Vergangenheit, sich dieser anzunähern. Genau darum sollte es in den Befragungen gehen. Letztlich entstanden lebhaft erzählte Geschichten über eine Zeit, in der Menschen ihre Heimat verließen, um sich im Raum Moers niederzulassen und dort neue Erfahrungen zu machen, wo sie allerdings die Brücken zu ihren Herkunftsländern aufrechterhielten. Vielen von ihnen wurde erst mit geraumer Zeit deutlich, dass sie dauerhaft in Moers bleiben würden.

Die Ergebnisse sollen hier summarisch dargelegt werden. Auf die Analysen, die die Studierenden im Rahmen ihrer Arbeiten vorlegten, werde ich, wie erwähnt, ebenfalls kurz Bezug nehmen.

3 „Gastarbeiter“ und ihre Familien in Moers

3.1 Vor- und Frühgeschichten

Alberto D. aus Spanien sieht sich als „Gastarbeiterkind der zweiten Generation“.¹⁸ Sein Vater war bereits zu Anfang der 1960er-Jahre nach Deutschland gekommen, nachdem er in Andalusien angeworben worden war. In jenem Ort, in dem er lebte, war die Arbeitslage schlecht. Antonio D. berichtet, dass sein Vater ursprünglich „eigentlich nur für ein kleines Fahrrad“ hatte sparen wollen. Hinzu war aber dann das Projekt eines Hausbaus für die Familie mit vier Kindern gekommen. Er habe als 27-jähriger Mann im heimischen Rathaus von den Anwerbungen erfahren und sei dann in einen Zug eingestiegen, um von Madrid nach Frankfurt zu gelangen. Direkt am Bahnsteig seien von Firmenvertretern die arbeitsfähigen Männer ausgesucht worden, um zu veranlassen, dass sie per Bus und Bahn zu ihren neuen Arbeitsstätten gebracht wurden. Alberto D. erzählt dies dermaßen plastisch, als habe nicht sein Vater, sondern er selbst dies alles erlebt:

¹⁶ Welzer (2000), S. 55.

¹⁷ Welzer (2000), S. 61.

¹⁸ Die Interviews liegen als von den Studierenden angefertigte Manuskripte und PDF-Dateien vor. Im Folgenden wird darauf verzichtet, die Zitate, die aus diesen Dateien rekonstruierbar sind, mit Seitenangaben oder Ähnlichem zu versehen. Unter Umständen werden wir zu späterer Zeit einen Band mit den Interviews herausgeben.

„Dann kam er hier in Moers an, hier war ja viel Bergbau, direkt nach Pattberg (Moers), die Zeche, die Schachanlage von Rheinpreußen hieß Pattberg 6, und dann kam er in so ein [...] Sammellager wo junge Männer waren, also auch alle Nationalitäten. Da hast du so eine Pritsche gekriegt und so ein Zimmer und am nächsten Tag konnte er direkt beim Reviersteiger antreten mit einem Dolmetscher und sofort in Grube, also am nächsten Tag waren die direkt in der Grube. Also das ging ratzfatz.“

Alberto D. griff, auch wenn er dies nicht explizit erwähnte, sicherlich auf Erzählungen seines Vaters zurück, um etwas über die ersten Tage, die dieser auf der Zeche zubrachte, sagen zu können. Er ist darüber hinaus in eigener Person geschichtlich nicht nur höchst interessiert, sondern auch engagiert. Gerade im Bereich der lokalen Bergbau- bzw. Arbeitergeschichte sichert er noch heute Material und forscht. Zusammen mit seinem Kollegen André Thissen hat er uns Bilder und Artikel aus alten Werkszeitschriften zugänglich gemacht. In einer Ausgabe des Periodikums „Werk und Mensch“ aus dem Jahr 1958 werden hier mit einem gewissen Stolz Fotos von Unterkünften für italienische Gastarbeiter vorgestellt,¹⁹ die etwa vermitteln mögen, dass die hygienischen Verhältnisse in Ordnung waren. Gleichzeitig wirkt die Szenerie jedoch trostlos. Deutlich wird insbesondere, dass bei der Einrichtung der Räumlichkeiten allenfalls an eine (kurze) Übergangsphase im Leben der Gäste, deren Arbeitskraft man benötigte, gedacht wurde.

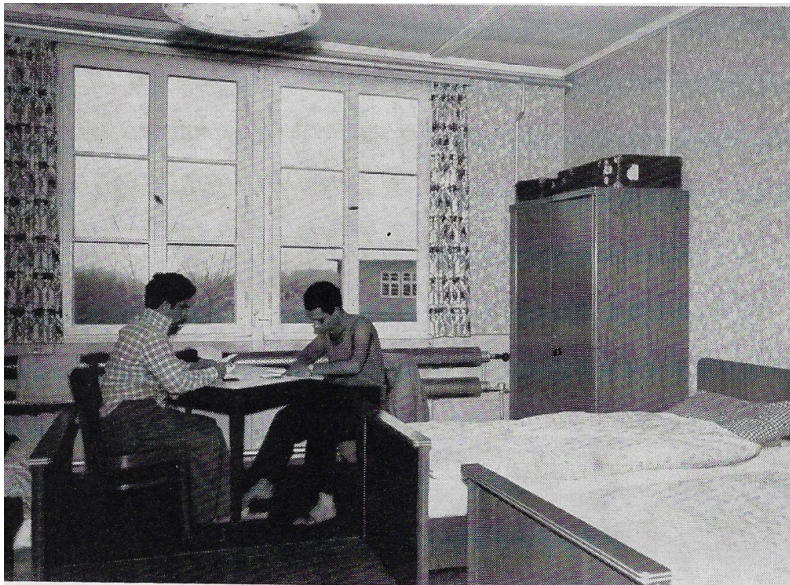


Abb. 1: Unterkunft für italienische Gastarbeiter (Werkszeitung der Rheinpreussen Aktiengesellschaft für Bergbau und Chemie "Werk und Mensch" (1958, Foto von Paul Kuhnt)

¹⁹ Werk und Mensch (1958).

Zunächst sollen jedoch noch weitere „Vorgeschichten“, die die Befragten erzählten, aufgegriffen werden: Eindrücklich ist etwa die Erinnerung von Herrn Halil S. aus der Türkei daran, wie er, noch nicht ganz erwachsen, von der Möglichkeit, „Gastarbeiter“ zu werden, etwa im Jahr 1970 erfahren hatte. Am Tage eines Europapokalspiels von Galatasaray Istanbul sei er in die Stadt Eskişehir gefahren, um dort das Match sehen zu können. Dort sei ihm eine überaus große Schlange von Menschen aufgefallen, die er zunächst mit dem Fußballspiel in Verbindung gebracht hatte. Sie hatte jedoch zum Arbeitsamt geführt. Dem an der Möglichkeit, im deutschen Bergbau arbeiten zu können, interessierten, technisch affinen jungen Mann war es anschließend ermöglicht worden, sich erfolgreich als Auszubildender zu bewerben, nicht zuletzt, weil auch seine Eltern ihn unterstützten.

Derartige Berichte, die die Erinnerungsforschung dem „anekdotischen Gedächtnis“²⁰ zuordnet, sind mit Sicherheit durch mehrmaliges Erzählen nicht nur aufgefrischt, sondern möglicherweise auch im Laufe der Zeit abgewandelt worden. Sie lassen jedoch deutlich erkennen, dass die Weichenstellungen, die das Leben der Menschen veränderten, in den hier angeführten Beispielen mit Zufällen in Verbindung gebracht wurden und werden. Sait T. aus dem türkischen Şavşat an der Grenze zu Georgien wies im Interview auf einen Freund hin, dem selbst der Wunsch, in Deutschland zu arbeiten, verwehrt worden war, weil er Brillenträger war. Dieser Freund habe ihn selbst jedoch mit seiner Begeisterung dazu veranlasst, selbst sein Glück in der Fremde zu versuchen.

Auch Sait T. berichtete von seiner ersten Unterkunft in Deutschland, die er als 16-Jähriger in einem Duisburger Lehrlingsheim fand. Seine Bemerkung, dass er sich diesbezüglich nur an Positives erinnern könne, präziserte er auf Nachfrage, indem er zunächst auf seine bereits in der Türkei gemachten Erfahrungen vom Leben mit Gleichaltrigen in einer Unterbringungsstätte und auf eine für diese Zeit relativ moderne Ausstattung in Duisburg hinwies:

„Es gab einen Unterschied zwischen unserem Lehrlingsheim und von Gastarbeitern, die nur als Arbeiter beim Bergbau gearbeitet haben. Da war ein kleiner Unterschied. Unser Heim war etwas besser ausgestattet. Wir hatten einen Fernsehraum. Essen war für mich wenigstens in Ordnung. Das Bett war besser als das, was ich in Artvin mit meinen Freunden im Zimmer teilte. Der Heimleiter und das ganze Personal, die im Heim gearbeitet haben, mit denen kam ich sehr gut klar. Für mich war das nichts anderes, als wenn ich von Artvin nach Rize gekommen bin und die anderen gesehen habe, so ungefähr. Nur die Sprache war anders, das konnte ich nicht. Über die Sprache hatten wir auch kein Vorurteil. Etwas anders zu sein, war für uns normal und auch ganz selbstverständlich.“

²⁰ So im Hinblick auf protokollierte Zeugenaussagen aus dem Mittelalter formuliert von Marchal (1988), S. 300.

Halil S., der aus Domaniç in der türkischen Provinz Kütahya stammt, hatte ebenfalls bereits in der Türkei Erfahrungen im Zusammenleben mit Gleichaltrigen außerhalb der Familie gemacht, sodass die Unterbringung in einem Jugendheim nicht ganz neu für ihn war. In jedem Zimmer waren zwei Jugendliche untergebracht, die für die Sauberkeit darin selbst verantwortlich gemacht wurden:

„Wir haben uns [gegenseitig] gezeigt, wie das Bett gemacht wird und morgens, wenn wir aufgestanden sind um fünf Uhr bis sechs Uhr, sollten wir unser Frühstück fertig haben und um sieben Uhr sollten wir an der Arbeitsstelle sein. Ehrlich gesagt, haben die uns richtig erzieherisch Ordnung und Sicherheit in Heim und am Arbeitsplatz beigebracht.“

Seine Ausbildung als Mechaniker erfuhr Halil S. im Duisburger Bergbau bis 1973. Die Arbeitsangebote im Bergbau waren mit Versprechungen verbunden, in Deutschland bleiben zu können. Dennoch arbeitete er zwischendurch auch kurz in einer Metallfabrik in Mettmann und einer Fernseherfabrik in Aachen, bevor er sich an der Zeche Rheinpreußen in Moers als Aufseher etablieren konnte. Sein Wohnort wurde damit Moers-Homburg.

Insgesamt zeigen die Aussagen der vier Männer, die sich noch der „Gastarbeitergeneration“ zurechnen, dass sie ihre erste Zeit in Deutschland stark mit dem Übergang vom Kind zum Erwachsenen verbinden. Antonio D. aus Andalusien war ein vierjähriger Junge, als er von seinem Vater zusammen mit seiner Mutter und seinen vier Geschwistern nach Moers geholt wurde, um dort aufzuwachsen. Er musste als 14-Jähriger erleben, dass seine Mutter bei einem Autounfall ums Leben kam, was alle Hinterbliebenen vor besondere Schwierigkeiten stellte, die es durch höhere Disziplin zu überwinden galt. Die drei befragten Männer aus der Türkei waren als Auszubildende bereits 16 bzw. 15 Jahre alt gewesen. Zwei von ihnen hatten zunächst ihre ersten Erlebnisse in der Fremde mit Gleichaltrigen, teilweise auch aus anderen Ländern als der Türkei stammend, geteilt. Sait T. glaubt rückblickend, dass er selbst und seine Heimgefährten durch den Zwang zur Eigenverantwortlichkeit „irgendwie erwachsener“ als die Gleichaltrigen deutscher Herkunft gewesen seien. Direkt im Anschluss an diese Phase hatte sich sowohl für Halil S. als auch Sait T. die Frage nach der Gründung einer Familie gestellt. Seine Frau, Ummihan T., kam, wie sie sich selbst erinnerte, im August 1975 nach Deutschland. Auch die Mutter von Mevlut U., ebenfalls aus der Türkei stammend, kam zu dieser Zeit nach Moers, nachdem er zunächst als 15-jähriger Junge allein mit seinem Vater dort gelebt hatte.

3.2 Längerfristige Perspektiven in der neuen Umgebung

Für die in Deutschland arbeitenden Männer bzw. Jugendlichen waren zunächst die Betriebsräte eine wichtige Anlaufstelle, um über verschiedene Probleme zu reden

und ihren Anliegen Nachdruck zu verleihen. Der Vater von Antonio D., der Hilfschlosser im Bergbaubetrieb wurde, fand über einen Betriebsrat eine Wohnung in Moers-Meerbeck. Sait T. wandte sich ebenfalls auf der Suche nach einer Wohnung an einen seiner Betriebsräte, um heiraten und seine Frau nach Deutschland holen zu können. Für ihn wie auch Halil S. stellte sich allerdings die Wohnungssuche bzw. ein Wohnungswechsel als sehr schwierig dar. Nicht immer war das Angebot so, dass er es annehmen wollte.

Ummihan T. erinnerte sich im Interview daran, zum ersten Mal ihre Wohnung gesehen zu haben:

„Vom Dorf nach Deutschland, das war eine ganz andere Welt für mich. Als ich hier ankam, hat mein Mann die Schlüssel genommen und die Tür aufgemacht. Mir hat dieses Haus gar nicht gefallen. Ich war daran gewöhnt, in einem Holzhaus (ahşap evler) zu leben. Hier, das war ganz was anderes: überall Kabel, Elektrizität. So was hatten wir damals im Dorf nicht. Alles war anders für mich. Die ersten paar Tage waren ganz anders, langweilig. Ich wollte immer wieder zurückkehren. Aber ich hatte so gute [wohl deutsche] Nachbarn gehabt, ehrlich. Das sage ich immer noch, sie waren wie eine große Familie. Alle kamen und sagten: „Du bist noch so klein“, ich war noch 17 und er [Sait T.] war ja auch jung. Sie haben uns ans Herz genommen. Wir hatten damals einen Kohleofen und sie haben mir alles gezeigt.“

Es deutet sich in dieser Aussage an, dass das Kennenlernen der Fremde im Bewusstsein, die Heimat zu verlassen, Verlustgefühle hervorbrachte, die auch neue Technik nicht aufwiegen bzw. sogar verstärken konnte. Das Ehepaar T. erläuterte im Interview später diese Bemerkung mit Hinweisen auf die Naturschönheiten ihrer Herkunftsregion, insbesondere den Blick aus dem Haus der Eltern von Ummihan T., ihrem „Vaterhaus“, wie sie dies selbst formulierte. Aus ihrer Aussage lässt sich zudem entnehmen, wie wichtig der Kontakt für die noch junge Frau mit Nachbarn war, um sich elementar mit neuen Gegebenheiten im alltäglichen Leben zurechtfinden zu können. Ummihan T., die im Elternhaus georgisch sprechend erst später die türkische Sprache gelernt hatte, konnte zunächst überhaupt kein Deutsch, lernte jedoch schon früh einige deutsche Nachbarn kennen, die ihr beim Kochen, das sie auch noch grundsätzlich lernen musste, behilflich waren. Dies war vor allem angesichts der Fremdheit von Küchengeräten und Speisen sehr wichtig. Eine der älteren deutschen Nachbarinnen brachte ihr die Zubereitung von Salatspeisen bei. Kohl und Rüben waren ihr dagegen ebenso kulturell vertraut wie Kartoffeln.

Dies war in der Familie von Antonio D. etwas anders, wo eine deutsche Frau als Haushaltshilfe, die nach dem Tod der Mutter den hinterbliebenen sieben Kindern Frikadellen mit Kartoffeln und Sauce anbieten wollte, schnell damit konfrontiert wurde, dass die Kinder ihr Essen selbst zubereiten wollten. Halil S. erzählte, dass er im Ausbildungsheim grundsätzlich keine Probleme mit den angebotenen Speisen hatte. Aus anderen Aussagen von ihm wird aber auch ersichtlich, dass er, bereits verheiratet, den Geschmack türkischer Speisen immer wieder vermisste, sodass er sich gelegentlich

aus dem Urlaub etwas mitbrachte. Erst allmählich entstanden Läden mit türkischen Waren in Duisburg und Essen, die einem durchaus dringenden Bedarf nachkamen. Zuvor hatten er und seine Frau sich immer wieder über deutsche Metzger mit Hähnchen- oder Hackfleisch [Rind] versorgt, um damit zu kochen.

Das Problem des Spracherwerbs lag in den Familien der Befragten auf unterschiedlichen Ebenen. Der Vater von Antonio D. erwarb nur Grundkenntnisse im Deutschen. Er selbst lernte dagegen als Kind die neue Sprache, wie er sich erinnert, recht schnell: „Wir Kinder – innerhalb von ein paar Monaten konnte man schon Deutsch.“ Auch Ummihan T. sieht heute den Spracherwerb in den ersten Jahren in Deutschland nicht als Problem, sondern sieht ihre Erfahrungen damit, wie auch den vorübergehenden Behelf der Verwendung von Körpersprache, als etwas an, das sie in ihrem Leben weitergebracht hat. Nie hat sie einen Sprachkurs besucht, vielmehr die Sprache von Nachbarn gelernt, sodass sie sich als „Bergmannsdeutsch“ sprechende Frau sieht. Halil S. erinnert sich daran, Deutschkurse besucht zu haben, nachdem er zwar deutsche Grundkenntnisse im Alltag erworben hatte, sie wiederum noch als unzureichend betrachtet hatte:

An Wochenenden, Samstag und Sonntag, haben wir in der Freizeit Deutschkurse selber bezahlt. 5 Mark damals. Am Wochenende haben wir einen Lehrer gehabt, es mussten zwölf Jugendliche am Deutschkurs teilnehmen, wir haben 5 Mark monatlich bezahlt. Da haben wir so Deutsch gelernt.

Das Erlernen der deutschen Sprache sehen sämtliche befragten Personen als elementare Voraussetzung für die Alltagsbewältigung. Umgekehrt sehen sie Kontakte mit deutschsprechenden Nachbarn als eine der Grundlagen für Sprachkenntnisse. Dass in den Antworten der Befragten die positiven Erinnerungen an Nachbarn überwiegen, mag man zum Teil darauf zurückführen, dass sie sich heute selbst als Moerser Einheimische und integrierte Menschen in der Stadt sehen. Andererseits machten viele der zugewanderten Personen der Generation der „Gastarbeiter“ auch ganz andere Erfahrungen. Dies zeigen etwa die in München zusammengetragenen Informationen zu den dortigen Zuwanderern dieser Jahre.²¹ Auch Sait T. erfuhr geraume Zeit, nachdem er eine bessere Wohnung in einem Haus mit sechs Wohnparteien deutscher Herkunft erhalten hatte, dass eine Reihe von Nachbarn sich darüber beschwert hatten, dass „ein Türke hier einzieht.“ Er betont wiederum, dass sich trotzdem viele Nachbarn freundlich verhalten hätten und beschreibt ablehnende Haltungen ihm und seiner Frau gegenüber eher als Einzelfälle: „Nur mit einem Nachbarn konnte ich nicht wirklich klarkommen. Er wollte einfach nicht. Aber alle anderen waren wirklich sehr gut, mit denen kamen wir sehr gut klar.“ Auch A. Dominguez erinnerte sich im Gespräch fast ausschließlich an Hilfeleistungen durch deutsche Nachbarn wie etwa die Versorgung der Familie mit Möbeln. Die unfreundliche Haltung einer älteren

²¹ Dunkel/Stramaglia-Faggion (2000), S. 315–330.

Frau, einer Obersteigerwitwe, ihm selbst gegenüber führt er darauf zurück, dass sie generell keine Kinder gemocht habe. Insgesamt tritt auf diesem Feld sehr deutlich die Notwendigkeit der vertiefenden Befragung zutage. Im Rahmen eines einmaligen Interviews ließen sich die Befragten nur wenig über Diskriminierungserfahrungen mit Nachbarn aus. Allerdings soll hier nicht unerwähnt bleiben, dass die tödlichen Anschläge auf aus der Türkei stammende Familien in späteren Jahren, unter anderem auf die Familie Genc in Solingen 1993, von Halil S., einem politisch denkenden und engagierten Menschen, als einschneidende Ereignisse eingestuft werden. Er sah sich veranlasst, direkt nach Solingen zu reisen, um zu helfen, und sieht eine Wende der Beziehungen von Deutschen und Türken mit diesen Vorkommnissen verbunden.

Zu den Bedingungen, unter denen die Männer in den 1970er-Jahren arbeiteten, müssten ebenfalls noch zahlreiche weitere Informationen erhoben werden. Immerhin können wir die Einschätzung von A. Dominguez, dass er die Sicherheitsbedingungen im Bergbau, in dem er seit seinem 15. Lebensjahr arbeitete, durchaus als hoch wahrnahm, anführen. Arbeitsschutzkleidung wurde ihm in der Zeche Rheinpreußen, wo er zum Elektriker ausgebildet wurde, gestellt. Halil S. sieht die Arbeitssicherheit in Deutschland ähnlich: „Arbeitssicherheit in Deutschland war das A und O. Sicherheit, Ordnung, Sauberkeit [...]. Wenn du die Ausbildung hier absolviert hast, gemacht hast, dann lernst du Arbeitssicherheit, Sauberkeit, Ordnung. [...] Das war in Ordnung hier.“ Sait T., der ebenfalls zeitweise für Rheinpreußen, allerdings über Tage in der Schlosserei gearbeitet hat, schätzt die Arbeitnehmerrechte, die die Bundesrepublik Deutschland bot, als recht fortschrittlich ein: „Die Arbeiterklasse in Deutschland oder die Klasse, die kein gutes Einkommen hatte als Arbeiter, egal welcher Branche, die hatten viele Rechte, die wir in der Türkei nicht kannten.“ Er selbst brauchte allerdings eine geraume Zeit, um etwas über seine Rechte als Arbeitnehmer zu erfahren. Mevlut U. wies im Interview auf die schwere Arbeit im Bergbau hin, sieht im Nachhinein allerdings seine eigene Entlohnung dafür, im Gegensatz zu „Gastarbeitern“, die bereits vor ihm in Deutschland tätig waren, als gerechtfertigt an:

Wenn ich für mich persönlich spreche, war alles gerecht. Aber wenn ich jetzt allgemein sprechen soll: Die von der ersten Generation, die haben mehr und schwer gearbeitet. (Natürlich habe ich auch schwer gearbeitet, dafür habe ich meinen Lohn bekommen.) Aber die erste Generation, die hat noch schwerer gearbeitet und die haben nicht den richtigen Lohn bekommen, also weniger bekommen. Und später sind die in Rente gegangen, die haben schon tatsächlich in der Rente wahrscheinlich 20/30 Prozent weniger bekommen, obwohl sie schwer gearbeitet haben, länger gearbeitet haben.

Letztlich verwies auch Ummihan T. auf ihr Arbeitsleben als wichtiges Moment ihres Lebens. Obwohl es Ehefrauen von „Gastarbeitern“ verboten war, selbst einer Erwerbstätigkeit nachzugehen, schaffte sie es nach unzähligen Behördengängen, 1980 eine Stelle in einer Brotfabrik zu finden. Ihre Erzählungen lassen hervortreten, dass auch sie mit Stolz auf ihre Tätigkeiten zurückblickt:

Später habe ich auch andere Sachen gemacht. Z. B. Restaurant, Kurse geführt, Krankenschwestern im Krankenhaus geholfen. Ich habe ganz viele Zertifikate bekommen. Und all zuletzt habe ich in einem interkulturellen Kulturzentrum gearbeitet. 25 Jahre als Kontaktperson für die ausländischen Frauen.

Trotz der neuen Wurzeln, die sich für die Befragten aus den Arbeitsplätzen und ihrem Wohnen und Leben in Moers und Umgebung ergaben, blieben die Herkunftsorte wichtige Anker, gerade in den ersten Jahren. In der Erinnerung nehmen sich nicht wenige Erlebnisse, über die die Befragten zuweilen amüsiert berichteten, als recht kurios aus. Die Familie des Vaters von Alberto D. fuhr wie zahlreiche „Gastarbeiterfamilien“ von Zeit zu Zeit zurück in ihren andalusischen Heimatort, um dort Urlaub zu machen. Die mitgebrachten Devisen ermöglichten es, einen Fernseher zu kaufen. Einen solchen konnten sich, so Alberto D., zu dieser Zeit nur noch der Bürgermeister, die Hebamme und der Arzt leisten. Mit ihrem erworbenen Opel Rekord gehörte die Familie nun zu den Reichen im Ort. Ihre Mitglieder wurden entsprechend bewundert:

Also, die wurden gut angesehen, die im Ausland waren. Da wurde gesagt: Da kommen die Deutschen. (...) Das war immer gut. [Wir waren] auch immer willkommen, die Nachbarn kamen zum Grüßen und zur Verabschiedung; die ganze Straße stand da am Wagen, wenn wir losgefahren sind. Das war schon toll. Richtig toll.

In ähnlicher Weise nahm auch Sait T. seinen Status im Heimatort als stark verbessert wahr, nachdem er in der Bundesrepublik Arbeit gefunden hatte. Er selbst war zunächst als 16-jähriger junger Mann, aus dem „einmal etwas werden würde“, stark in den Mittelpunkt des Interesses der dortigen Nachbarn gerückt. Viele Bekannte in der Türkei seien darüber hinaus neugierig auf Informationen über Deutschland gewesen. Mevlut U. weist aber auch auf Neid gegenüber den „Deutschländern“ hin, die ihre alten Heimstätten besuchten: „Wir waren für die Reichen.“ Er erzählt zudem, dass er, nachdem er sich in Deutschland der dortigen Mode entsprechend die Haare hatte länger wachsen lassen, auf seinen Reisen in die Türkei schief dafür angesehen wurde.

Letztlich nannten die Befragten ihre Verwandten, unter ihnen die Eltern, als wichtigste Verbindungspersonen. Kontakte zu ihren Heimatorten pflegen sämtliche der vier befragten Personen über mehr oder weniger regelmäßige Reisen, phasenweise jährlich, zu ihren Verwandten und Freunden. Gerade in der Vergangenheit war es wegen technischer Schwierigkeiten nicht einfach, wie Halil S. betont, die Kontakte zu halten. Telefonverbindungen mit seiner mittlerweile über hundertjährigen Mutter waren oftmals schwer herzustellen. Antworten auf abgesandte Briefe kamen erst nach 3 Monaten bei ihm an.

3.3 „Wir wurden langsam einheimisch ...“

Gedanken, Deutschland wieder zu verlassen und in die alte Heimat zurückzukehren, waren den Befragten nicht fremd. Sie wiesen in den Gesprächen auf Kollegen hin, die sich nach kurzer Zeit im Bergbau dafür entschieden hatten. Sait T. erklärt, dass seine eigenen Kinder, die in Deutschland zur Schule gingen, in den 1980er-Jahren ein durchaus noch erwogenes Rückkehrprojekt ausschlossen. Seine Frau Ummihan bekräftigt dies mit dem Hinweis, dass ihre Kinder in Deutschland geboren worden waren. Das Gefühl, sich selbst etwas in Deutschland aufgebaut zu haben, indem sie die Wohnung, in der sie mit ihrer Familie lebte, eingerichtet hatte, kam für sie hinzu: „Wir haben alles neu gemacht. [...] Ich musste dann bleiben, ich konnte nicht anders.“ Auch war ein neuer Freundeskreis in der neuen Heimat entstanden.

Halil S. hebt hervor, dass seine Kinder hier [in Moers und Umgebung] groß geworden seien. Antonio D., der selbst als Kind nach Moers kam, weist auf die Geburt dreier seiner Schwestern in Deutschland hin. Sein Vater habe aus Rücksicht auf seine Kinder darauf verzichtet, nach Spanien zurückzukehren:

Dann waren wir noch alle in den Schulen, die hätten uns gar nicht überreden können, nach Spanien zu ziehen, wo wir gar keinen kennen. [...] Und dann hat sich das natürlich so zerschlagen. Man gewöhnt sich einfach so dran, dann bleibt man einfach.

Erschwerend für einen Umzug nach Spanien kam zudem hinzu, dass eine der Schwestern von Antonio D. gelähmt war. Bessere medizinische Versorgung und Betreuung sah die Familie in Deutschland gegeben. Auch sah man in der Knappschaft eine Stütze bei Schwierigkeiten jeglicher Art.

Antonio D. sieht seine Kindheit in Deutschland als zentrale Grundlage für seine Sozialisation, wobei anzumerken ist, dass sein Vater einer der frühen „Gastarbeiter“ in der Gegend war und die großen Zuwanderungswellen noch ausstanden. Er erinnert sich gern an 10 bis 15 Kinder, die vor der Haustür miteinander spielten, und stellt die Internationalität heraus. Neben deutschen Kindern nennt er konkret

Italiener, Spanier und vielleicht Jugoslawen. Zu meiner Zeit gab es [noch] nicht viele [Herkunftsländer]. Die Jugoslawen kannte ich weniger. Eine Jugoslawin war in meiner Klasse. Den ersten türkischen Mitschüler habe ich damals in der sechsten Klasse mitgekriegt. Mädchen sah man zu meiner Zeit gar nicht in der Grundschule und in der Hauptschule. Bis zur siebten Klasse gab es keine türkischen Mädchen. Die wurden schön zuhause gehalten. Den ersten türkischen Schulkollegen haben wir behütet und gepflegt ohne Ende. Dem haben wir alles beigebracht, was er wissen musste.

Neben eigenen Kindern verstärkten berufliche Aufstiegsmöglichkeiten wesentlich die Bindungen ehemaliger „Gastarbeiter“ zur Region Niederrhein/Ruhrgebiet. Halil S., der eine Fachausbildung als Bergmechaniker absolviert und früh eine entsprechende

Arbeitsstelle in Moers bekommen hatte, wurde selbst Ausbilder und erörterte bereits aktiv mit der Betriebsführung die schwierige Lage im Bergbau, nachdem der Nachwuchs in der Branche allmählich ausgeblieben war. Für die Kinder der „Gastarbeiter“ sei nämlich der Bergbau nicht attraktiv gewesen, wie Antonio D. erklärt: „Da haben die Väter schon gesagt: „Nein, du studierst, du gehst nicht in den Bergbau. [...] Das war nicht die Topadresse.“ Er berichtet zudem von Kollegen, die auf Bergbauschulen gingen und Steiger, Fahrsteiger und Obersteiger wurden. Er selbst gehörte als ausgebildeter Elektriker zu den höher angesehenen Arbeitern.

Sait T., der ebenfalls wie Halil S., anders als viele „Gastarbeiter“, die nur zum vorübergehenden lukrativen Arbeiten im Kohleabbau unter Tage gekommen waren, eine berufliche Ausbildung genossen hatte, entschied sich nach seiner Tätigkeit im Bergbau als Schlosser, die Fachoberschulreife zu erlangen. Anlass war die Information, dass Rheinpreußen schließen würde. Es folgte ein Maschinenbaustudium in Duisburg, seit 1983 gefördert von der Hans-Böckler-Stiftung, das zeitweilig unterbrochen werden musste, da die Familie mit zwei Kindern zu ernähren war. Nach seinem Studienabschluss gelang es ihm, dreißig Jahre im Ingenieurwesen Fuß zu fassen, wo er allerdings die „Kumpelkultur“ als soziale Basis vermisste.

Sämtliche der fünf befragten Personen waren sozial in ihrem Umfeld tätig, was ebenfalls das Gefühl stärkte, in Moers zu Hause zu sein. Sait T. und Halil S. waren im Betriebsrat und kümmerten sich um die Anliegen ihrer Kollegen; auch Mevlut U. war in der Gewerkschaft. Insbesondere die Integration ihrer türkischen Landsleute war und ist ihnen allen besonders wichtig. Der Moschee-Verein, den Halil S. selbst mit aufgebaut hat, ist für ihn nicht zuletzt auch in diesen Zusammenhang zu stellen. Er hat dafür die intensive Kommunikation mit Parteien, Kirchen, Stadtverwaltung und den Gewerkschaften gesucht.

Auch ist die Betätigung im Sport und in den Vereinen als Hebel für ein Hineinwachsen in die neue Umgebung zu nennen. Mevlut U. wurde schon früh Mitglied in einem Moerser Fußballverein. Antonio D. trat kurzzeitig in einen Tischtennisverein ein. Halil S. war nach seiner Betätigung als Fußballspieler 8 Jahre lang Fußballabteilungsleiter im MSV Moers, einem Bruderverein des MSV Duisburg. Antonio D. ist heute, wie bereits erwähnt, für einen Moerser Geschichtsverein tätig beim Erschließen von Quellen zur Bergbaugeschichte. Er führt interessierte Besucher zu den ehemaligen Arbeitsstätten wie etwa „Schacht 4“ und erzählt ihnen Grundlegendes zur früheren „Maloche“. Mittlerweile sind die Befragten längst in Rente und blicken mit einem gewissen Stolz auf das von ihnen Erreichte zurück. „Gastarbeiter“ sehen auch sie längst als einen rein historischen, mittlerweile überholten Begriff an.

4 Ausblicke

Die hier vorgestellten Ergebnisse, die aus dem Seminarprojekt hervorgegangen sind, weisen noch zahlreiche Lücken auf, die an dieser Stelle nicht geschlossen werden

können. Zusätzliches Material ist durchaus vorhanden. Christian Thiele hat in seiner Masterarbeit auf ein Interview, publiziert 1984 in der Zeitschrift „Ruhrkohle“ (Werkzeitschrift der Ruhrkohle AG), hingewiesen, an dem drei aus der Türkei stammende Bergarbeiter der Zeche Pattberg in Moers teilgenommen haben.²² Auch Entscheidungen für die Rückkehr in die türkische Heimat werden darin thematisiert.

Methodisch wäre, wie dies Selin Özbek in ihrer Bachelorarbeit hervorgehoben hat,²³ in künftigen vertiefenden Untersuchungen zu berücksichtigen, dass einmalige Interviews unter ihrem starken Zeitdruck kaum ausreichen, um die befragten Personen dazu zu bringen, nicht nur knapp auf Fragen zu antworten, sondern sich auch gelegentlich noch freier und ausführlicher auf bestimmte Themen einzulassen. Christina Agatha Pudlo hat angeregt, zusätzlich mit Fragebögen zu arbeiten, um die dortigen Antworten mit denen abzugleichen, die in den Interviews gegeben werden.²⁴

Wiederum haben die von sämtlichen Studierenden des Hauptseminars in den Online-Interviews erhobenen Auskünfte zahlreiche Details hervorgebracht, die für den Alltag der Menschen, die in den 1970er-Jahren als „Gastarbeiter“ in Moers lebten, zentral waren und eine Reihe von Praktiken der Vergangenheit sichtbar werden lassen. Unter den schwierigen Umständen, die bereits eingangs benannt wurden, haben sie innerhalb eines Semesters nicht wenig damit erreicht. Für künftige stadtgeschichtliche Abhandlungen in Moers liegt nun weiteres Material vor. Wie bereits kurz erwähnt, ist ein weiteres Interview in diesem kleinen Überblick nicht behandelt worden. Dieses macht einmal mehr deutlich, dass die Zeit der „Gastarbeiter“ längst vorbei ist. Die Befragung von Amar A. zur Moerser Initiative „Der runde Tisch“ gewährt Einblicke in die 1990er-Jahre, in denen Migration noch vielfältiger wurde und Initiativen entstanden, um Zuwanderern bei Schwierigkeiten etwa mit Behörden zu helfen und sich politisch für ihre Interessen einzusetzen.

Dass sie sich mittlerweile in Moers heimisch fühlen, haben die hier der Generation der „Gastarbeiter“ zugeordneten Personen sämtlich zum Ausdruck gebracht. Alle haben mittlerweile Enkel in Deutschland, die in Deutschland leben und verschiedensten Berufen nachgehen. Der Sohn von Mevlut U. ist selbst Lehrer und hat das Interview seines Vaters begleitet. Einige Themen, die ebenfalls in den Befragungen erörtert wurden, wie etwa zur doppelten Staatsbürgerschaft, gehen bereits über den hier vorgegebenen Rahmen hinaus.

Den Interviewpartnern soll an dieser Stelle noch einmal Dank ausgesprochen werden. Das Gleiche gilt für die Studierenden, die auch Übersetzungsarbeiten durchgeführt haben und hiermit zum Schluss genannt werden: Burcu Demir, Farja Geran, Emine Sahna, Dennis Löschmann, Michelle Downar, Anna-Maria Merholz, Christian Thiele, Stephan van den Berg, Atalay Gücer, Merve Martkaya, Elif Sofu, Seda Tekcan, Selin Özbek, Nils Stuckenberg, Dimitra Nemtsa, Marlena Schröder, Seyma

²² Thiele (2023), S. 43–44.

²³ Özbek (2023), S. 35.

²⁴ Pudlo (2022), S. 79.

Aksoy, Christina Agatha Pudlo, Ilayda Topcu, Meriam El Morabiti, Kristina Wolf und Angelina Celine Gallidabino.

5 Literaturverzeichnis

- Berlinghoff, Marcel (2013): Das Ende der ‚Gastarbeit‘. Der Anwerbestopp in Westeuropa 1970–1974 (= Studien zur Historischen Migrationsforschung; Bd. 27), Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Bernrieder, Irmgard (2000): „Moers von der Weimarer Republik bis 1945“, in: *Rheinische Post* v. 30.9.2000.
- Cöster, Anna Caroline (2012): Das „Gastarbeiter“-System: Arbeitsmigration und ihre Folgen in der Bundesrepublik Deutschland und Westeuropa. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Dunkel, Franziska (2000): Stramaglia-Faggion, Gabriella: „Für 50 Mark einen Italiener“. Zur Geschichte der Gastarbeiter in München. München: Buchendorfer Verlag.
- „Geschichte verfälscht“ (Interview mit Burkhard Hennen), in: *Rheinische Post* v. 30.9.2000.
- Höhne, Jutta; Linden, Benedikt; Seils, Eric; Wiebel, Anne (2014): Die Gastarbeiter – Geschichte und aktuelle soziale Lage (pdf), WSI Report, Nr. 16, September 2014.
- Hunn, Katrin (2011): Arbeitsplatz Deutschland, Heimat Türkei? Die Anwerbung von Arbeitskräften aus der Türkei im Kontext der bundesdeutschen Ausländerbeschäftigungspolitik. Ein Policy-Paper mit Empfehlungen für die künftige Gestaltung der Zuwanderung im Auftrag der Bertelsmann-Stiftung. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Marchal, Guy P. (1988): Memoria, Fama, Mos Maiorum. Vergangenheit in mündlicher Überlieferung im Mittelalter, unter besonderer Berücksichtigung der Zeugenaussagen in Arezzo von 1170/80, in: *Vergangenheit in mündlicher Überlieferung*, hrsg. v. Jürgen Ungern-Sternberg und Hansjörg Reinau. Stuttgart: De Gruyter Brill, S. 289–320.
- Migration im Bergbau (2016), bearb. v. Karl Lauschke, Katja Schlecking und Johannah Weber (= Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Quellen in Westfalen 1). Münster: Aschendorff Verlag 2016.
- Moers erinnert sich ... Moerser Bürgerinnen und Bürger erzählen ihre (Stadt)geschichten, hrsg. v. Feridun Zaimoglu, Gaby Herchert und Sevgi Filiz (ersch. 2022 als Book on Demand).
- Moers. Die Geschichte der Stadt von der Frühzeit bis zur Gegenwart* (2000), hrsg. v. Margret Wensky. 2 Bände, Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag.
- Özbek, Selin (2023): Lebensgeschichte im Interview. Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen in Moers und Umgebung. Duisburg-Essen (Bachelorarb./Manusk.).
- Pudlo, Christina Agatha (2022): „Meine Heimat, wo ich mein Brot verdiene, wo ich mich wohl fühle, ist Deutschland“. Die Geschichte der „Gastarbeiter“ in der Bundesrepublik Deutschland, erzählt von MigrantInnen aus dem Raum Moers. Duisburg-Essen 2022 (Masterarb./Manusk.).
- San Fratello und Trappeto. Zwei Dörfer auf Sizilien und ihr Beitrag zur Solinger Migrationsgeschichte (2020), hrsg. v. Ralf Rogge und Bettina Vollmer. Solingen: Stadtarchiv Solingen.
- Thiele, Christian (2023): Oral History und Zeitzeugeninterviews – Zur Lebenssituation von Gastarbeitern in Moers in den 1960er-Jahren. Duisburg-Essen (Masterarb./Manusk.).
- Tückmantel, Ulli (2000): „Wo bitte geht’s zur Historie?“, in: *Rheinische Post* v. 30.9.2000.
- Welzer, Harald (2000): Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, oral history und Lebensverlaufsanalysen* 13, S. 51–63.
- Werk und Mensch. Werkszeitung der Rheinpreußen-Aktiengesellschaft für Bergbau und Chemie 8 (1958, 1. Februar).

Geschichte(n) von Migration, Mobilität und Flucht

Bericht zu einem fächervernetzenden Lehr-Lern-Projekt

1 Einleitung

Im Folgenden stellen wir unser fächervernetzendes Projekt ‚Geschichte(n) von Migration, Mobilität und Flucht‘¹ vor, das Perspektiven auf ein hochaktuelles Thema aus dem Bereich der Neueren Deutschen Literaturwissenschaft und der Mediävistik zusammenführt. Ziel des Projekts war es, Studierenden sowohl in der Bachelor- als auch in der Masterphase den Komplex von Migration, Mobilität und Flucht als lebensweltlichen historischen und gegenwartsgeschichtlich-politischen Zusammenhang sowie als literarisches Thema zu vermitteln. Über die Vernetzung neu- und altgermanistischer Zugänge zu dem Thema wurden aktuelle Perspektiven auf Migration und Flucht mit Formen der Migration und Mobilität in der mittelalterlichen Lebenswelt, Kultur und Literatur kontrastiert.

Das Projekt wurde in jeweils zwei Seminaren aus beiden Teilfächern im Sommersemester 2024 und im Wintersemester 2024/25 durchgeführt. Im Sinne einer Vernetzung von Theorie und Praxis wurden die in den aufeinander bezogenen Seminaren erarbeiteten Inhalte jeweils durch eine Exkursion vertieft und von den Studierenden schließlich in Form eines Ausstellungskonzepts, für das wir den Arbeitsbegriff „Digitale Wanderausstellung“ gewählt haben, aufbereitet.

Der Themenkomplex Flucht, Migration und Integration nimmt im öffentlichen Diskurs seit langem einen zentralen Platz ein. Aus diesem Grund ist die Auseinandersetzung damit insbesondere für Lehramtsstudierende mit Blick auf ihre Professionalisierung für ihren zukünftigen Lehrberuf besonders relevant. Auf welche Weise das Thema jede und jeden betrifft und berührt und in welcher Form es für unterrichtliche Kontexte aufbereitet werden kann, erscheint gerade in Zeiten zunehmender Irritationen darüber, wie gesellschaftlich mit Fluchtbewegungen umgegangen, wie ihren Auswirkungen begegnet werden kann, hochrelevant und wird glücklicherweise immer mehr auch Teil der Curricula für die unterschiedlichen Schulformen, was schon seit vielen Jahren empfohlen wird (vgl. die Handlungsempfehlungen in der Lehrplanstudie Migration und Integration 2021, S. 84 f.). Die Tatsache, dass mittlerweile eine große Anzahl zugewanderter Kinder und Jugendlicher – mit teils traumatischen

¹ Siehe hierzu auch die Informationen auf der Homepage von Liane Schüller: <https://www.uni-due.de/germanistik/litdid/schueller/migration.php>.

Fluchterfahrungen – in schulischen Lerngruppen sind, erfordert dabei einen sensiblen Umgang mit der Thematik (vgl. Qua-Lis NRW Schulentwicklung: Materialien zum Thema Flucht und Asyl 2025). Dass die mit Migration zusammenhängenden Themen vielfach in literarischen Texten der Gegenwartsliteratur, aber auch in anderen medialen Formaten (z. B. Filmen, Theaterproduktionen, Performances, Podcasts, Hörspielen) aufgegriffen werden, ermöglicht in Lehrveranstaltungen des Faches Deutsch ein breites didaktisches und methodisches Spektrum der Aufbereitung und Vermittlung sowie einen Zugang auch zu traumatischen Erfahrungen; in vielerlei Hinsicht kann an Themenfelder wie Auswanderung, Flucht und Vertreibung angeknüpft werden, die in unterrichtlichen Kontexten in der Vergangenheit häufig insbesondere mit Blick auf die Zeit des Nationalsozialismus und den Holocaust besprochen wurden. In der gegenwärtig angespannten gesellschaftlichen Debatte um das Thema Migration wird oftmals nicht wahrgenommen, dass Migration die menschliche Geschichte von ihren Anfängen an geprägt und in sämtlichen Epochen stattgefunden hat: „Menschen waren immer in Bewegung und sind gewandert“ (Hahn 2023, S. 33). Um diese ebenso alltägliche wie historische Dimension von Migration zu erfassen, würde häufig bereits ein Blick in die eigene(n) Familiengeschichte(n) genügen. Die vergleichende Einbeziehung einer älteren Epoche ermöglicht, sich mit dem Thema Migration aus einer emotional größeren Distanz heraus zu beschäftigen und dadurch u. a. einen analytischeren Blick, z. B. auf (Negativ-)Stereotypisierungen, Freund-/Feindbilder etc., einzuüben.

2 Konzeption des Projekts

Im Rahmen der Lehrkooperation wurde den Studierenden ein multiperspektivischer Zugang zum Themenfeld Migration in der Literatur des Mittelalters und der Gegenwart ermöglicht. Dabei wurden Verbindungen zwischen dem lebensweltlichen (zeitgenössischen und historischen) Erfahrungsbereich und seinen Fiktionalisierungen ausgelotet. Hierauf zielt auch der Projekttitel ‚Geschichte(n) von Migration, Mobilität und Flucht‘. Diese Themenstellung kann aus der Doppelperspektive von neuerer und älterer Literaturwissenschaft heraus besonders gut behandelt werden, weil die historische Distanz sich nicht nur in den darin aufscheinenden unterschiedlichen lebensweltlichen Erfahrungswelten, sondern auch in ihrer literarischen Verarbeitung zeigt. Dies ermöglicht eine Alteritätserfahrung zusätzlich zu derjenigen, die mit dem Thema Migration von vornherein verbunden ist.

Geschichte(n) von Migration, Mobilität und Flucht

Politische und zivilgesellschaftliche Bildung

PD Dr. Simone Loleit | Dr. Liane Schüller

Institut für Germanistik – Mediävistik und Neuere Deutsche Literaturwissenschaft

Projektbeschreibung / Ziel

Im fächervernetzenden Projekt ‚Geschichte(n) von Migration, Mobilität und Flucht‘ werden Perspektiven auf das hochaktuelle Thema aus dem Bereich der Neueren Deutschen Literaturwissenschaft und der Mediävistik zusammengeführt. Über die Verbindung neu- und altergermanistischer Zugänge zu dem Thema werden zeitgenössische Aspekte von Migration und Flucht mit Formen von Mobilität und Migration in der mittelalterlichen Lebenswelt, Kultur und Literatur kontrastiert.

Ziel ist es, mit den Studierenden literarische Formen der Auseinandersetzung mit dem Komplex von Migration, Mobilität und Flucht sowie damit verbundene lebensweltliche, historische wie gegenwartsgeschichtlich-politische Kontexte zu diskutieren.

Das Projekt wird gefördert durch QV-Mittel der Fakultät für Geisteswissenschaften der UDE.

Seminarthemen

1. *Geschichte(n) von Migration und Mobilität im Mittelalter* (SoSe 24)
2. *Interkulturalität, Mobilität und Migration in ‚Der gute Gerhard‘* (WiSe 24/25)

Simone Loleit – Mediävistik

Zur Diskussion standen u. a. die Situation umherreisender Berufsautoren, das Spannungsfeld lebensweltlicher Mobilitäts-/Migrationserfahrungen und ihrer rhetorischen Inszenierung, der Konnex von Fernhandel, Mobilität und interkulturellen Begegnungen sowie von räumlicher und sozialer Mobilität.

1. *Flucht erzählen* (SoSe 24)
2. *Migrationsgeschichte(n)* (WiSe 24/25)

Liane Schüller – Neuere Deutsche Literaturwissenschaft

In den Seminaren wurden anhand ausgewählter literarischer Texte und Filme verschiedene Facetten der Darstellung von Flucht – u. a. narrative Verfahren wie Zeitdehnung und Verdichtung von Ereignissen, etwa durch introspektives Erzählen – in den Blick genommen und diskutiert.

Ereignisse



Exkursion zum DOMID in Köln

Die Studierenden besuchten im SoSe 2024 und im WiSe 2024/25 das Dokumentationszentrum und Museum für Migration in Deutschland (DOMID). Sie setzten sich am Beispiel ausgewählter Gegenstände aus dem Archiv und den damit verbundenen persönlichen Geschichten mit migrationsgeschichtlichen und erinnerungskulturellen Fragestellungen auseinander. Hierdurch erhielten die Studierenden die Gelegenheit, ihre in den Seminaren erworbenen Kenntnisse zum Thema Migration und Flucht zu vertiefen.



Gespräch mit dem Dramaturg des Schauspiel Essen

Im Anschluss an einen gemeinsamen Theaterbesuch war am 20.11.2024 der Dramaturg des Schauspiel Essen, Maximilian Löwenstein, zu Besuch im Seminar von Liane Schüller. Er gab der Seminargruppe spannende Einblicke in den Entstehungskontext der Bühnenadaption des Romans ‚Der Reisende‘ von Ulrich A. Boschwitz, die am 13.09. Premiere hatte. Der Regisseur Hakan Savaş Mican hat den hochaktuellen Stoff auf sehr persönliche Weise mit eigenen Texten ergänzt und kontrastiert.

Ergebnisse



Workshop: Digitale Wanderausstellung

In einem gemeinsamen Workshop am 17.01.2025 wurden die von den Studierenden für eine Digitale Wanderausstellung konzipierten Poster vorgestellt und diskutiert.



Kontakt



Simone Loleit



Liane Schüller

Fakultät für Geisteswissenschaften

Institut für Germanistik

simone.loleit@uni-due.de

liane.schueler@uni-due.de

Weitere Hinweise zum Projekt:

<http://www.uni-due.de/geisteswissenschaften/fakultaet/fachbereich/migration.php>



Tag der Bildungsforschung 2025
18.02.2025



Abb. 1: Poster zur Vorstellung des Projekts ‚Geschichte(n) von Migration, Mobilität und Flucht‘ am Tag der Bildungsforschung 2025 der UDE, erstellt von Liane Schüller und Simone Loleit

Unter didaktischem Gesichtspunkt wurde das Konzept des Lehrenden Lernens mit einem produktionsorientierten Ansatz verbunden, und zwar einerseits als hochschuldidaktisches Konzept, andererseits mit Blick auf künftige Berufsfelder, die von den Studierenden in den Studiengängen Lehramt und Fach-Master angestrebt werden. Um den Studierenden aus beiden Studiengängen gleichermaßen gerecht zu werden und überdies eine Vernetzung mit dem Seminarthema zu erzielen, haben wir als übergreifendes Ziel die Erstellung einer Digitalen Wanderausstellung gesetzt. Die hierfür im Laufe der beiden Semester von den Studierenden erstellten Poster wurden als Projektabschluss am 20. Januar 2025 bei einem gemeinsamen Workshop ausgestellt, von den Gruppen jeweils thematisch durch einen Impulsvortrag vorgestellt und im Plenum diskutiert. Bei der Idee der Digitalen Wanderausstellung ging es uns darum, innerhalb der Seminare ein – sowohl für die Schul- wie auch für die Museumspraxis – geeignetes und möglichst realitätsnahes, praxisorientiertes Projektziel zu haben. Es war nicht geplant, die Materialien auf Anfrage zu verleihen oder online, z. B. als Open Educational Resource (OER), verfügbar zu machen.

Über den Workshop wurde das auf die Lehrveranstaltungen mit unterschiedlicher thematischer Ausrichtung verteilte Projektthema als Gesamthema erfahrbar und der Austausch zwischen den Seminargruppen angeregt. Darüber hinaus gab es weitere, teils seminarübergreifende Aktivitäten, nämlich in beiden Semestern themenbezogene Exkursionen sowie im Wintersemester, passend zu einer der Schwerpunktlektüren innerhalb des neugermanistischen Seminars von Liane Schüller, den Besuch des Theaterstücks *Der Reisende* im Schauspiel Essen und daran anknüpfend ein Gespräch mit dem Dramaturgen des Schauspiel Essen, der die Produktion des Theaterstückes begleitet hatte (s. u.).

Das Gesamtkonzept wurde im Februar 2025 am Tag der Bildungsforschung² zum Thema „Wie gelingt Demokratiebildung in der pluralen Gesellschaft?“ im Rahmen einer Posterausstellung innerhalb der Sektion „Zivilgesellschaftliche und politische Bildung I“ vorgestellt (s. Abb. 1).

3 Zugrunde gelegter Migrationsbegriff

Die gegenwartspolitische Migrationsdebatte konzentriert sich mehrheitlich auf Formen der internationale Ländergrenzen überschreitenden unfreiwilligen bzw. halbfreiwilligen Migration infolge von Kriegen, Verfolgung, Klimakrisen und wirtschaftlicher Not. In dieser Debatte liegen die Begriffe von Migration und Flucht eng beieinander. Für die historische Migrationsforschung bietet sich indes ein weiterer Migrationsbegriff an. Dieser berücksichtigt auch die „Binnenmigrationen innerhalb eines Nationalstaats“ (Hahn 2023, S. 20) bzw. von Territorialgrenzen innerhalb föderaler Strukturen. Mit Migration lassen sich in dieser weiter gefassten Definition

² Siehe dazu auch: https://www.uni-due.de/izfb/tdb2025_poster.php.

„alle Wanderungen [...], die mit der Aufgabe des bisherigen Aufenthaltsortes bzw. Wohnsitzes und der Findung eines neuen Aufenthaltsortes verbunden waren bzw. sind“ (Hahn 2023, S. 20), bezeichnen. Migration ist damit relativ eindeutig von der zeitlich begrenzten Reise zu unterscheiden (vgl. Hahn 2023, S. 21). Weniger klar ist allerdings die Abgrenzung zu Pendelwanderungen, insbesondere zu solchen, die mit einer längeren Abwesenheit vom Heimatort, wie es z. B. bei sogenannten Saison- und Wanderarbeiterinnen und -arbeitern der Fall ist, einhergehen (vgl. Hahn 2023, S. 21).

Der Terminus *Migration* leitet sich vom lateinischen Verb *migrare* (‚wandern, auswandern, übersiedeln‘) ab und ersetzt ab den 1930er-Jahren die ältere Begrifflichkeit der ‚Wanderung(sbewegung)‘ (vgl. Hahn 2023, S. 18). Über ‚Wanderung‘ rückt die mit der Migration verbundene Mobilität stärker in den Fokus. Migrationsbewegungen sind an eine Vielzahl von Fortbewegungsmitteln gebunden, die vom Zu-Fuß-Gehen über die Reise mit (je nach Epoche) Kutsche, Fahrrad, Auto, Schiff, Flugzeug usw. reicht. Neben der physischen Wegstrecke, die zurückgelegt wird, und den damit verbundenen Anstrengungen, Kosten und Gefahren, ist auch der (psychologische und soziale) Integrationsprozess zu berücksichtigen, welcher mit der Ankunft am neuen Aufenthaltsort längst nicht abgeschlossen ist.

Das Auswandern bedeutet neben dem Ortswechsel einer Person bzw. Personen-Gruppe in der Regel auch, dass andere Personen (z. B. Familienmitglieder) in der alten Heimat zurückbleiben. Auch die Situation der Zurückgebliebenen, Nicht-Migrierten, sollte in einer Diskussion über Migration Erwähnung finden.

Hinter dem abstrakten Terminus der Migration verschwindet die Vielfalt an Einzelschicksalen. Neben Nationalität und Religionszugehörigkeit sind Geschlecht, Alter und sozialer Status zentrale Kriterien, die in der Migrationsforschung bislang allerdings nicht gleichermaßen untersucht wurden. So stellt z. B. die weibliche Migration weiterhin weitgehend ein Forschungsdesiderat dar (vgl. Hahn 2023, S. 54 f. u. 64 f.; für die mittelalterliche Zeit siehe besonders Borgolte 2024 und 2026 zu adligen ‚Heiratsmigrantinnen‘).

4 Seminarschwerpunkte ‚Migration und Flucht‘ / ‚Migration und Mobilität‘

Aus den Perspektiven neuerer und älterer Literaturwissenschaft boten sich, ausgehend von den behandelten Werken, unterschiedliche Schwerpunkte an. Während in Literatur und Film des 20. und 21. Jahrhunderts der Komplex von Migration und Flucht facettenreich thematisiert wird, lassen sich in der hoch- und spätmittelalterlichen Literatur vor allem Beispiele für den Zusammenhang von Migration und Mobilität finden. In den Seminaren wurde dementsprechend auch mit unterschiedlichen Migrationsbegriffen gearbeitet.

4.1 Neuere Deutsche Literaturwissenschaft

Fluchtbewegungen waren und sind ein Phänomen der Menschheitsgeschichte. Kriege, Vertreibung und politische Verfolgung, demografische Entwicklungen, geografisch ungleich verbreitete (relative und absolute) Armut, die Übernutzung natürlicher Ressourcen, Klimawandel und Wohlstandsgefälle sind starke Triebkräfte zur Migration (vgl. Schmidt 2023, o. S.). Motive von Flucht und Migration werden in literarischen Texten der Gegenwartsliteratur, aber auch in Filmen, Theaterstücken und bildender Kunst auf vielfältige Weise aufgegriffen und verarbeitet. Diese erzählen auf fiktionalisierte Weise und mittels heterogener (narrativer) Formen von Fluchtgründen und Fluchtverläufen, vom Einzelfall, der nicht selten stellvertretend für Erfahrungen vieler steht. Dabei kommen Orten als Stationen eines Fluchtverlaufs, Zeiträumen sowie Handlungsräumen eine wesentliche Rolle zu.

Künstlerische Arbeiten, die sich mit Migration auseinandersetzen, haben sich in den vergangenen Jahrzehnten als Teil des kulturell-gesellschaftlichen Dialogs fest etabliert. Dabei sind bspw. massenhafte Zuwanderungen Ereignisse, die entsprechend oft sprachlich in Kollektivsymbolen („Das Boot ist voll“) und bildlich etwa in Karikaturen ihren Ausdruck finden; Aspekte von Flucht und Migration schlagen sich aber auch in unterschiedlichen ästhetischen Darstellungsformen, Erzählweisen und -strukturen nieder. Hierbei scheinen immer auch Perspektiven von Gesellschaften, ihre Konzepte zum Umgang mit Migration, aber auch ihre Vorurteile und Stereotype auf.

In den Seminaren wurden Motive im genannten Themenspektrum, aber auch sprachliche Phänomene (Metaphern, Symbole, Vergleiche), damit verbundene Stereotype sowie verschiedene Facetten der Darstellung von Flucht – narrative Verfahren wie Zeitdehnung und Verdichtung von Ereignissen, etwa durch introspektives Erzählen – anhand ausgewählter literarischer Texte, Filme und Theaterstücke in den Blick genommen und vor dem Hintergrund ihres Entstehungskontextes, aber auch mit Blick auf aktuelle Diskurse analysiert.

Als Basislektüre des Seminars im Sommersemester stand der Roman *Kind aller Länder* von Irmgard Keun auf dem Programm, im Wintersemester wurde der Seminarplan um den Roman *Der Reisende* von Ulrich Alexander Boschwitz ergänzt.

Irmgard Keun publizierte ihren Roman *Kind aller Länder* (KL), den sie ein Jahr zuvor im Exil begonnen und unter dem Eindruck der eigenen Exilerfahrungen sehr schnell vollendet hatte, im Jahr 1938. Der Roman schildert aus der Perspektive der 10-jährigen Protagonistin Kully, wie sie die einzelnen Stationen des Exillebens mit ihren Eltern erlebt (hat): von der Emigration aus Deutschland über die Aufenthalte an verschiedenen Orten bis zur Reise durch Europa, die sich als moderne Odyssee beschreiben lässt. Im Roman werden also gleichermaßen Aspekte von Migration wie von Unterwegssein/Reisen behandelt, die sich in Teilen überlagern und durchmischen. Fast nebenbei werden dabei die Erfahrungen zahlreicher Autorinnen und Autoren des literarischen Exils reflektiert: „Wir sind aus Deutschland fortgefahren, weil mein Vater es nicht mehr ausgehalten hat, denn er schreibt Bücher und für Zei-

tungen. Wir sind in die allgemeine Freiheit gewandert. Nach Deutschland gehen wir nie mehr zurück. Das brauchen wir auch nicht, denn die Welt ist sehr groß“ (KL, S. 8). Das Motiv für die Flucht aus Deutschland wird also unmittelbar erläutert. Es handelt sich um eine selbst gewählte, politisch motivierte Entscheidung, weil der Vater sein eigenständiges Denken und seine freie Meinungsäußerung als Schriftsteller gefährdet sieht. Dies wird an späterer Stelle im Roman u. a. dazu führen, dass Kully als „Luxus-Emigrantin“ bezeichnet wird: „Du bist ja gar keine richtige Emigrantin, ihr seid ja noch nicht mal Juden [...]“ (KL, S. 174).

Der Roman bietet sich in besonderer Weise als Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit Migration und Flucht an, er liefert einen Einblick in das Leben von Emigrantinnen und Emigranten in den 1930er-Jahren, es finden sich an verschiedenen Stellen im Roman deutliche Bezüge zum historischen Geschehen (vgl. Schüller 2017, S. 124). Geschildert werden aus der kindlichen Perspektive der Hauptfigur der Alltag einer Emigrantenfamilie und unterschiedliche Facetten von Emigration, in denen sich ein permanentes Changieren zwischen Vertrautem und Unbekanntem zeigt. Es wird durch den Filter des kindlichen Blicks deutlich, wie sich Alltag im permanenten Unterwegssein auf der Flucht (nicht) einstellt und welche unterschiedlichen Strategien von den Figuren entwickelt werden, mit Unsicherheit, Unbehaglichkeit und ständig neuen Umgebungen und Eindrücken umzugehen. Anhand der kleinen Familie lassen sich Rückschlüsse ziehen, wie dramatisch Heimatlosigkeit und Flucht den Alltag der Flüchtenden in den 1930er-Jahren prägten. Kullys Wahrnehmung von der unsteten Welt ist dabei äußerst aufschlussreich. Neugierig und mit hintergründigem Humor reflektiert das Mädchen auch bedrohliche und riskante Situationen auf scheinbar naive Weise, durch ihren Blick werden heterogene Akkulturationsprozesse reflektiert, u. a. in der Konfrontation und im Umgang mit neuen Sprachen, Gebräuchen und Wertvorstellungen (vgl. Schüller 2018, S. 217).

Im Seminar wurden nach der literarhistorischen Einbettung des Textes zunächst die zentralen Motive und Themen des Romans zusammengetragen, hier lag ein Schwerpunkt auf den Motiven der Reise und der Grenze sowie auf der Funktion und besonderen Bedeutung von Alltag(sdingen). Im Anschluss bearbeiteten die Studierenden kooperativ verschiedene Leitfragen und Aufgaben zum Text, in denen sie sich den Figuren im Roman und ihrer Beziehung untereinander ebenso widmeten wie den in diesen Beziehungen aufscheinenden Geschlechterverhältnissen, denn u. a. die Mutter und der Vater der Protagonistin gehen sehr unterschiedlich mit der Erfahrung von Flucht um. Ein Augenmerk wurde zudem auf die verschiedenen Stationen und Orte gerichtet, an denen die Familie sich aufhält, da sich daran Aspekte von Topografie und ihrer Bedeutung in literarischen Texten erörtern ließen.

Im Zuge der Auseinandersetzung mit diesen Aufgaben konnten die Studierenden ihren Blick für die Fiktionalisierung von Flucht- und Exilerfahrung schärfen und mit ihren vorhandenen Kenntnissen der realen historischen Ereignisse abgleichen.

Ebenfalls im Jahr 1938 schrieb der 23-jährige jüdische Autor Ulrich Alexander Boschwitz in nur wenigen Wochen den Roman *Der Reisende* als unmittelbare Reaktion auf die Ereignisse rund um den 9. November. Erzählt wird das Schicksal

des jüdischen Kaufmanns Otto Silbermann aus Berlin, der die Novemberpogrome erleidet und sich in den folgenden Tagen zu retten versucht. Er wird von seiner Familie getrennt, sein Geschäft wird ihm genommen und er reist fortan auf der Suche nach Rettung in Zügen durch Deutschland, kann diese aber nicht in einem Staat finden, der ihm abspricht, ein Bürger zu sein wie alle anderen. Seine Hoffnung, in einem anderen Land aufgenommen zu werden, scheitert, es schließen sich „nach und nach alle Türen. Die legale Einreise in europäische Länder wie Frankreich, England oder die Schweiz wird für Juden nahezu unmöglich“ (Graf 2021, S. 297).

Boschwitz' Roman ist bereits 1939 unter dem Titel *The man who took trains* unter dem Pseudonym John Grane in England erschienen und wurde später auch in den USA veröffentlicht. In Deutschland erfolgte die Publikation erst im Jahr 2018, achtzig Jahre nach seiner Entstehung. Nicht allein die Tatsache, dass der Roman eine sehr frühe Auseinandersetzung mit den Novemberpogromen im nationalsozialistischen Deutschland darstellt, machte ihn zu einer im Seminar reizvollen Lektüre, sondern ebenfalls die im Roman aufscheinende Erzählung „vieler anderer Juden, die sich als Deutsche sahen und sich vollständig mit Deutschland identifizierten“ (vgl. Deutschlandfunk Kultur 2019) sowie die Auseinandersetzung mit einer der größten Fluchtbewegungen in der deutschen Geschichte ab 1933 mit der „schrittweisen Errichtung der NS-Diktatur [...] und der damit einhergehenden Verfolgung und Ausgrenzung von Deutschen jüdischer Herkunft, (kultur)politischen Gegnern und anderen Bevölkerungsgruppen“ (Streim 2025, S. 9). Zur Anlage der Hauptfigur ist im Programmheft zur Inszenierung des Romans im Essener Schauspiel zu lesen, dass diese zuweilen durchaus ambivalent wirke, worin die Tatsache, dass der Roman erst so verzögert in Deutschland publiziert werden konnte, begründet sein könnte:

Faszinierend und zutiefst menschlich ist sie aus heutiger Sicht definitiv und sie verdeutlicht geradezu exemplarisch die in jeder Hinsicht schreckliche Willkür, mit der jemand von heute auf morgen zum rechtlosen ‚Anderen‘ erklärt wird. Und was es bedeuten kann, wenn die Mehrheit dazu nur mit den Achseln zuckt. (*Programmheft*)

Vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftspolitischer Debatten wurde im Seminar insbesondere über den Aspekt der Ausgrenzung und der Erfahrung des Fremd- und Anders-Seins diskutiert: Wie geht man damit um, wenn man plötzlich nicht mehr Teil des akzeptierten Systems ist? Wie positioniert man sich in einer als Nirgendwo erfahrenen, nicht einschätzbaren Nische? Daneben beschäftigten sich die Studierenden in Bezug auf den Roman von Boschwitz ebenfalls zunächst mit den zentralen Figuren und identifizierten wesentliche Themen und Motive, wobei die metaphorische Verwendung des Begriffs ‚Reise‘, die bereits im Titel des Romans salient ist, im Fokus stand. Außerdem setzten sie sich in verschiedener Hinsicht mit der komplexen topographischen Grundierung des Romans auseinander, z. B. mit den im Roman vorkommenden Orten, an denen die Hauptfigur verzweifelt versucht, Fuß zu fassen,

sowie mit inneren wie äußeren Räumen und der – nicht immer eindeutigen und leicht auszumachenden – Unterscheidung zwischen ‚privat‘ und ‚öffentlich‘; zudem untersuchten sie die Art und Weise, durch die, literarisch und sprachlich, die Unruhe und Atemlosigkeit der Hauptfigur abgebildet werden.

In beiden Romanen kommt sowohl dem Motiv der Migration als auch dem des Reisens eine zentrale Bedeutung zu. Hier wie dort scheint das für die Moderne zentrale Paradigma der Dynamik auf, sowohl die Familie in Keuns Roman als auch Otto Silbermann bei Boschwitz sind als Getriebene mit dem „Dazwischen der Ein- und Auswanderung, dem Gefühl der Passage, des Unterwegsseins“ (Schlör, 2005, S. 236) vertraut. In beiden Texten markiert der Zug gleichermaßen eine Schwelle und Übergangssituation, die Übergänge werden zur alltäglichen Erfahrung, „ohne jegliche Form von Verlässlichkeit und Stabilität sind sie [für die Figuren] Falle und Ausweg zugleich“ (Schüller 2018, S. 220).

Ergänzend zu der Schwerpunktlektüre, ihrer zeitgeschichtlichen Kontextualisierung und Analyse im Seminar suchten die Studierenden in Gruppen und jeweils zu unterschiedlichen Themenclustern eigenständig zeitgenössische literarische Text- oder Filmbeispiele heraus, die sie im Seminar vorstellten und zu denen sie für den Abschlussworkshop und die Digitale Wanderausstellung ein Poster erstellten, das der anderen Seminargruppe aus dem Bereich der Mediävistik im gemeinsamen Workshop vorgestellt wurde. Hieraus ergaben sich verschiedene Schnittstellen und Anknüpfungspunkte für Diskussionen (s. u.). Folgende Themencluster, die von der Seminarleitung zuvor festgelegt worden waren, standen den Studierenden für ihre Poster zur Verfügung: Grenzzäune und Mauern, Flucht und Asyl, Flucht und Vertreibung, Frauen und Migration sowie Kinder- und Jugendmigration.

4.2 Mediävistik

Das mediävistische Seminar im Sommersemester beschäftigte sich anhand von Beispielen aus dem Bereich der Sangspruchlyrik (Walther von der Vogelweide, Friedrich von Sonnenburg u. a.) und Liedern Oswalds von Wolkenstein mit literarischen Reflexen auf das Thema Migration und Mobilität, im Wintersemester anhand der Lektüre des Versromans *Der guote Gêrhart* („Der gute Gerhard“) Rudolfs von Ems. Dabei stellte sich in der Seminardiskussion wiederholt die Frage nach der terminologischen Abgrenzbarkeit von Migration und Mobilität. Insgesamt schien der neutralere Terminus Mobilität besser geeignet, um die in den Texten geschilderten Situationen und Erfahrungen des Unterwegsseins (bis hin zur Nicht-Sesshaftigkeit und dem damit verbundenen Gefühl des Unbeheimatet-Seins) einem gemeinsamen Oberbegriff unterzuordnen.

In der mittelalterlichen Feudalgesellschaft war das Unterwegssein ein alltägliches Phänomen (vgl. Müller 2015, S. 192). Dies manifestiert sich auch in der christlich geprägten Vorstellung des Lebens als *peregrinatio* (Pilgerwanderung). Neben religiös motivierten Wanderbewegungen (Pilgerreisen, iroschottische Mission) (vgl. hierzu

Maddrell & Scriven 2016, S. 304–306) lassen sich die unterschiedlich motivierten Formen von Migration grob kategorisieren als Adels-, Bildungs- und Arbeitsmigration (vgl. Hahn 2023, S. 102 f.). Adlige reisten aus wirtschaftlichen, kriegerischen und politisch-diplomatischen Gründen; Migrationsbewegungen ergaben sich besonders im Rahmen der Heiratspolitik (vgl. Hahn 2023, S. 103). Ortswechsel aus Bildungsgründen waren im Rahmen des Studiums üblich (vgl. Hahn 2023, S. 102). Die Gruppe derjenigen, die man in heutiger Terminologie als Arbeitsmigrantinnen und -migranten bezeichnen könnte, setzte sich heterogen zusammen und umfasste u. a. Tagelöhner, Handwerker, Diensthofen, (Fernhandels-)Kaufleute und Berufskünstler (vgl. Hahn 2023, S. 102). Letztere gehören in die große Gruppe der sogenannten Fahrenden, d. h. der von Berufs wegen nicht-sesshaften Menschen (vgl. Dubler 2023, o. S.). Die Berufssänger, die sich in den Dienst verschiedener adeliger Mäzene stellten, suchten sich durch ihr höheres künstlerisches Niveau aus der Gesamtgruppe der Spielleute (Unterhaltungskünstler) herauszuheben.

Im Rahmen der Seminare wurde anhand konkreter Textbeispiele untersucht, in welcher Weise sich die lebensweltliche Situation des Unterwegsseins in mittelalterlichen fiktionalen Texten einerseits widerspiegelt und andererseits rhetorisch-poetisch überformt ist.

Die Sangspruchdichtung bietet sich in besonderer Weise für die Diskussion dieses Themas an, weil es innerhalb der Sprüche wiederholt zu einer Selbstaueinander-setzung mit der Situation der fahrenden Berufssänger kommt, und zwar im Rahmen der (topischen) Fahrendenklage. Dabei wurde u. a. das variantenreich und mit unterschiedlichen Akzentsetzungen bearbeitete *wirt-gast*-Motiv diskutiert. Über den Gegensatz von (adligem) Hausherrn (mhd. *wirt*) und Gast/Fremdem (mhd. *gast*) wird in den entsprechenden Sprüchen die von Abhängigkeiten, Entbehrungen, Unwägbarkeiten und nicht selten wohl auch Demütigungen geprägte Situation der auf die Gunst ihrer Mäzene angewiesenen fahrenden Berufssänger thematisiert (vgl. Obermaier 2019, S. 58 f.); dabei inszenieren sich die Sänger, die auf diese Weise verschiedene Adelshöfe kennenlernen, durchaus selbstbewusst auch als moralische Urteilsinstanz und Spiegel herrscherlicher Qualitäten (s. z. B. Walther von der Vogelweide, L 31,23; Friedrich von Sonnenburg, Mas. 25 u. 26; Der Unverzagte, C.-W. III,4 u. III,8).

In Walthers *Lebensbitte (an Otto)* (L 31,23) etwa werden die sesshafte und die nicht-sesshafte Existenz als diametrale Gegensätze vorgeführt und das hierarchische Gefälle zwischen *wirt* und *gast* in klare Worte gefasst: „wirt und heim sint zwêne unschamelîche namen, / gast und herberge muoz man sich vil dicke schamen“ (Walther von der Vogelweide 2009, S. 194, V. 3 f.). Sinngemäß übertragen bedeutet dies: Während die Begriffe Hausherr und Heim mit Ansehen und Ehrbarkeit verbunden sind, müsse man sich als auf Herberge angewiesener Fremder oftmals schämen. Die Verse sind Zeugnis der „prekären Situation“ (Obermaier 2019, S. 57), in der sich die fahrenden Sänger vielfach befunden haben. Gleichwohl bleibt unklar, inwiefern sie autobiografisch gedeutet werden dürfen. Zwar liegt es nahe, die Ich-Instanz dieses Sangspruchs mit dem historischen Walther von der Vogelweide zu identifizieren und z. B.

in dem Vers „noch müeze ich geleben, daz ich den gast ouch grüeze“ (Walther von der Vogelweide 2009, S. 194, V. 5) die persönliche Hoffnung auf ein eigenes Heim zu sehen. Der Spruch bietet zwar Reflexe auf die Fahrendenexistenz, die wohl auch Walthers Lebensweise war. Allerdings nutzt Walther den Antagonismus von *gast* (Ich-Rolle) und *wirt* (Angeredetem) in dem Sangspruch für eine politische Abrechnung mit (vermutlich) Otto IV. (vgl. Walther von der Vogelweide 2009, S. 432). Aus der eigentlich machtlosen, aber rhetorisch machtvollen Position des Sängers appelliert er an den König, dass dieser ihn aus dem unguten *gast*-Dasein befreien möge, damit Gott im Gegenzug dem König selbst aus seiner politisch misslichen Lage heraushelfen würde. Diese unverhoffte Machtpose des sich zunächst in der Unterlegenheit der *gast*-Rolle (scheinbar) klein machenden Ichs bildet die Schlusspointe dieses Sangspruchs. Eine derartige Diskussion auf Augenhöhe mit dem Herrscher konterkariert das reale Hierarchieverhältnis und entspricht einer poetisch-rhetorischen Selbstermächtigung des Sängers (der zu diesem Zeitpunkt vermutlich schon nicht mehr im Dienst des Welfen Ottos IV. stand).

Aus anderen Gründen weit in der Welt herumgekommen ist der fiktive Kölner Fernhandelskaufmann Gêrhart, der als Protagonist und Erzähler der exemplarartigen Binnenhandlung von Rudolfs von Ems Versroman *Der guote Gêrhart* fungiert. Der dem Selbstruhm verfallene Kaiser Otto soll durch Gêrharts Beispiel selbstloser Güte und wahrer Demut zu Buße und Umkehr bewegt werden. Unter den Aspekten der Inter- bzw. Transkulturalität wird in der Forschung (Schumacher 2010; Crooke 2013; Loleit 2015; Claassen 2018) vor allem derjenige Romanabschnitt diskutiert, in dem Gêrhart auf einer langen Fernhandelsreise im russischen, baltischen und (heutigen) arabischen Raum überaus erfolgreich Geschäfte macht und schließlich, nach einem Schiffbruch, in einer ihm unbekannten muslimischen Handelsstadt seine gesamte Ware gegen eine Gruppe christlicher Adliger, die dort als Schiffbrüchige in Gefangenschaft geraten sind, eintauscht. Dass der Burggraf Stranmûr, der mit dem Fernhandelskaufmann Gêrhart äußerst freundschaftlich verfährt, gleichzeitig kein Problem darin sieht, eine Gruppe gestrandeter Adliger gefangen zu halten, um sie gegen einen angemessenen Preis auslösen lassen zu können, erscheint mit zeitgenössischen Praktiken durchaus vereinbar (vgl. Claassen 2018, S. 146; Schumacher 2010, S. 54). Gleichwohl wäre hier eine Gelegenheit gewesen, das im Roman entworfene Bild des ‚edlen Heiden‘ ins Negative kippen zu lassen – was eben nicht geschieht: Gêrhart bleibt Stranmûr freundschaftlich verbunden und nutzt seinen Reichtum und seine kaufmännische Neutralität, um die Gefangenen auszulösen, und verschafft sich dadurch, unbeabsichtigt, zugleich Zutritt zu den höchsten Kreisen.

Die mit dem Fernhandel verbundenen Möglichkeiten des (auch interreligiösen) Kulturkontakts, der Konnex von räumlicher und sozialer Mobilität sowie der an der Figur Gêrharts exemplifizierte Wertekonflikt zwischen *guot* (weltlichem Besitz) und *guot* (religiösem und moralischem Guten) wurden im Seminar ausführlich diskutiert. Darüber hinaus wurde jedoch auch die weitere Romanhandlung mit Blick auf das Migrationsthema untersucht. So ist das Schicksal der norwegischen Königs-

tochter Êrene, der Braut des englischen Königs Willehalm, die auf der Überfahrt in ihre neue Heimat zusammen mit Willehalm und beider Gefolge Schiffbruch erleidet, bezüglich der mit der adligen Heiratspolitik verbundenen weiblichen Migration von Interesse. Da Willehalm als verschollen gilt und Êrene von Gêrhart nach Köln mitgenommen wird, war im Seminar auch ihr Integrationsprozess in die neue Umgebung Gegenstand der Untersuchung. Trotz ihrer Trauer um den verschollenen Bräutigam empfindet sie große Zuneigung zu Gêrhart und seiner Familie, zeigt sich mit ihren feinen Handarbeitskünsten auch ökonomisch erkenntlich und ist, trotz des damit verbundenen ständischen Abstiegs, bereit, nach Jahresfrist Gêrharts Sohn zu heiraten. Schließlich ist sie so vertraut mit allen, dass es – nach der unverhofften glücklichen Wiedervereinigung mit Willehalm – beim Aufbruch nach England zum emotionsreichen Abschied kommt (vgl. Rudolf von Ems 2022, V. 2905–2931, 3139–3179 u. 5224–5237). Während Gêrhart eine mobile Figur ist (mit dem im Roman positiv konnotierten Potenzial räumlicher, kultureller, religiöser und ständisch-sozialer Grenzüberschreitung bzw. Interaktion), erscheint Êrene als im eigentlicheren Sinne migrantische Figur, weil sie nicht in ihre Heimat zurückkehrt. Schließlich lassen sich an dem Roman, nach dem unverhofften Wiederauftauchen Willehalm und der glücklichen Wiedervereinigung der Liebenden, auch Formen politisch-diplomatisch motivierter Mobilität untersuchen: Gêrhart reist zusammen mit dem ihm inzwischen wie ein eigener Sohn nahestehenden Willehalm nach England, um diesen bei der Restitution seiner Herrschaft zu unterstützen.

5 Exkursionen

In beiden Semestern fand eine Exkursion nach Köln statt, in der jeweils eine Führung durch das DOMiD (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland) auf dem Programm stand. Im Sommersemester war zusätzlich ein geführter Rundgang um die Baustelle des MiQua (LVR-Jüdisches Museum im Archäologischen Quartier Köln) Bestandteil der Exkursion. Neben den thematischen Bezügen zum Projektthema verfolgten die Exkursionen auch das Ziel, die Lehramtsstudierenden mit außerschulischen Lernorten vertraut zu machen. Zudem erschien es, mit Blick auf die studentischen Beiträge zur Digitalen Wanderausstellung, von Interesse, dass die Studierenden auf diese Weise professionelle Ausstellungs- und Vermittlungskonzepte kennenlernen konnten.

5.1 Besuche im DOMiD

Ausgangspunkt des DOMiD ist der 1990 von türkischen Migrantinnen und Migranten, die die Geschichte(n) der Eingewanderten dokumentieren wollten, gegründete Verein DOMiT (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der

Türkei e. V.). Das erste Archiv befand sich in einer Essener Garage, im Jahr 2000 erfolgte der Umzug nach Köln. Dort befinden sich Archiv und Flur Ausstellung des DOMiD seitdem auf der vierten Etage des Bezirksrathauses Köln-Ehrenfeld. Seit langem geplant ist ein zentrales Migrationsmuseum, das in einer ehemaligen Industriehalle in Köln-Kalk entstehen soll (vgl. domid.org).

Das im DOMiD befindliche Archiv kann nur im Rahmen einer Führung besichtigt werden. Anders, als man es von einem herkömmlichen historischen Archiv erwarten würde, handelt es sich um ein Archiv von Dingen und den damit verknüpften persönlichen Geschichten der Leihgeberinnen und Leihgeber. „Eine Geschichtsschreibung von unten, wie sie DOMiD seit Jahrzehnten betreibt, trägt dazu bei, Geschichte ‚gegen den Strich zu bürsten‘, wie der Schriftsteller Walter Benjamin in seinen geschichtsphilosophischen Thesen gefordert hat.“ (Gogos 2021, S. 14). Dass die Zugewanderten ihre eigene(n) Geschichte(n) erzählen, ist besonders wichtig, weil die Deutungshoheit somit bei den Migrantinnen und Migranten selbst liegt. Die im Archiv gesammelten Objekte werden katalogisiert, dokumentiert und in individuellen Schutzverpackungen (Hüllen, Schachteln) und mit Archivnummern versehen in Regalen aufbewahrt. Allein die größtmögliche Bandbreite ist beträchtlich. So beinhaltet die Sammlung z. B. den Schuhputzerschrank des aus der Türkei eingewanderten Armeniers Ahmet Sezer, der nach langwierigen Bemühungen endlich die behördliche Erlaubnis erhalten hatte, in Berlin als Schuhputzer tätig zu sein; Sezer war auch Gründungsmitglied des DOMiD (vgl. Gogos 2021, S. 21 f., 52 f. u. 180). Bei den Objekten handelt es sich um Alltagsgegenstände und um zum Teil sehr persönliche Erinnerungsstücke, z. B. Fotografien, Schriftstücke (Ausweise, Briefe, Tagebücher, Reiseberichte) und Kleidungsstücke, an denen verschiedenste Facetten von Flucht- und Migrationserfahrungen sichtbar werden und die einen tiefen Einblick in die individuelle Erfahrung von Aufbruch und Neuanfang, Abschied, Trauer und Schmerz, aber auch Gewalterfahrung ermöglichen. So werden im Museum auch individuelle und kollektive Traumata, wie z. B. das erschütternde Ereignis des rechtsextremistischen Brandanschlags auf das Haus der Familie Genç in Solingen im Jahr 1993, aufgearbeitet.

Die Studierenden zeigten sich von den Objekten und den – durch die Führung vermittelten – dazugehörigen Geschichten der Zugewanderten sehr beeindruckt und bewegt; vor allem die Tatsache, dass Betroffene ihre Geschichte(n) selbst erzählen können, und der damit verbundene Autonomiegewinn wurden immer wieder hervorgehoben. In den Seminaren von Liane Schüller wurden die Berichte und Geschichten später mit denjenigen, die zuvor anhand der Schwerpunktromane besprochen worden waren, zusammengebracht; im Fokus stand insbesondere die zentrale Bedeutung verschiedener Dinge und Gegenstände, die im Seminargespräch herausgearbeitet worden war (vgl. hierzu den Beitrag von Meyer 2013, S. 71–85), etwa die Küchenutensilien, die der Mutter der jungen Protagonistin Kully im Roman *Kind aller Länder* zumindest zeitweise ein Gefühl von Behausung im ansonsten rastlosen und unstillen Exilalltag ermöglichten, oder die Aktentasche, die für die sich auf der Flucht befindende Haupt-

figur Otto Silbermann in Boschwitz' Roman eine letzte Verbindungslinie zu seiner früheren – und vor der Fluchterfahrung noch sicheren – Identität schafft.

In den mediävistischen Seminaren von Simone Loleit wurde im Anschluss an den Besuch des DOMiD noch einmal über Unterschiede zwischen einem auf Vormoderne und Gegenwart bezogenen Migrationsbegriff diskutiert und über die Anwendbarkeit des Begriffs Migration auf die oben beschriebenen fiktiven Konstellationen nachgedacht. Dabei wurde auch überlegt, welchen Mehrwert die Anwendung dieses Begriffs auf die behandelten mittelhochdeutschen Texte hat. Vielfach würde der allgemeinere Mobilitätsbegriff sicherlich eine ausreichende Beschreibungsgrundlage bieten. Allerdings erfasst dieser nicht im gleichen Maße die Erfahrungen von Unsicherheit, Zurücksetzung und Leid, die eher mit dem Begriff der Migration verbunden sind. Besonders in der sehr emotional geschilderten Begegnung Gêrharts mit den in ‚heidnische‘ Gefangenschaft geratenen Adligen sowie im Schicksal Êrenes könnte man eine fiktionalisierte und stilisierte Darstellung migrantischer Erfahrungen sehen. Der Transfer von den beim Besuch des DOMiD gesammelten Eindrücken auf die Auseinandersetzung mit den mittelhochdeutschen Texten fiel im Rahmen der Beschäftigung mit Rudolfs von Ems Roman leichter als in Bezug auf den Themenschwerpunkt Lyrik. Auch bezüglich der Fahrendenklage, in der sich die Situation der mittelalterlichen Berufsautoren spiegelt, ließen sich grundsätzlich Parallelen ziehen: Die Schilderung erfolgt von den Betroffenen selbst (allerdings in topischer und artifizierter Form), zeugt einerseits von Diskriminierungserfahrungen und andererseits von Selbstermächtigung. Dies allein, so der Konsens im Seminar, ermöglicht aber noch nicht die Ineinsetzung mit modernen Migrationserfahrungen.

5.2 Führung um die Baustelle des MiQua

Im Mittelalter befand sich auf dem Areal des Kölner Rathausplatzes eines der größten und ältesten jüdischen Viertel Mitteleuropas. Die bei Ausgrabungen im Archäologischen Quartier Köln freigelegten Reste der ehemaligen Synagoge konnten in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts datiert werden, womit die Synagoge zu den ältesten nördlich der Alpen zählte (vgl. *Archäologische Zone*). Die mittelalterliche Synagoge sowie das jüdische Ritualbad (Mikwe) gehören zu den archäologischen Denkmälern, die in Zukunft in Form eines unterirdischen Rundgangs zu besichtigen sein werden (vgl. *MiQua*). Der geführte Rundgang um die Baustelle, der Teil des Exkursionsprogramms im Sommersemester war, ermöglichte zwar keine direkten Einblicke in die Ausgrabungen, bot aber Einblicke in das LVR-Museumsprojekt MiQua, Bildmaterial zu den bisherigen Funden sowie Informationen zur Geschichte des mittelalterlichen jüdischen Viertels. Letzteres entstand „im 11. Jahrhundert innerhalb der Stadtmauern auf dem Areal des antiken römischen Statthalterpalastes“ (Potthoff & Wiehen 2023, S. 32). Dabei zeugen die archäologischen Funde (darunter zahlreiche Alltagsgegen-

stände) wie auch die erhaltenen Schriftquellen von einem zunächst „engen nachbarschaftlichen Zusammenleben zwischen Juden und Christen“ (Potthoff & Wiehen 2023, S. 42). Hierfür sprechen die dokumentierten Kontakte zum direkt benachbarten christlichen Goldschmiedeviertel, die Verbindung der jüdischen Gemeinde zum Kölner Erzbischof sowie der ins 12. Jahrhundert fallende Bau des Rathauses in der Judengasse (vgl. Potthoff & Wiehen 2023, S. 33 f. u. 42 f.). Gleichwohl wurden die Kölner Juden auch Opfer von Anfeindungen bis hin zur Verfolgung, wie sich besonders in dem Pogrom von 1349 zeigt, bei dem fast alle Angehörigen der jüdischen Gemeinde in Köln ermordet, die Häuser geplündert und in Brand gesetzt wurden; nur wenigen gelang die Flucht (vgl. Potthoff & Wiehen 2023, S. 56). Parallelen zur Vertreibung, Verfolgung und Ermordung fast der gesamten jüdischen Bevölkerung zur Zeit des Nationalsozialismus drängen sich auf und waren auch Gegenstand der Diskussion während des geführten Rundgangs um die Baustelle des MiQua. Das konkrete Beispiel der Kölner jüdischen Gemeinschaft zeigt in eindringlicher Weise das Spannungsfeld von Anerkennung und Verfolgung, von Integration und Diskriminierung, von Ansiedlung, Vertreibung und Wiederansiedlung, in dem sich jüdisches Leben in Deutschland über Jahrhunderte (bis in die aktuelle Gegenwart hinein) bewegt.

Viele der bei den archäologischen Ausgrabungen geborgenen Alltagsgegenstände stammen „aus den zahlreich vorhandenen Latrinen sowie eine große Menge von Objekten aus dem Zerstörungshorizont des Pogroms von 1349“ (Potthoff & Wiehen 2023, S. 53). Diese Funde vermitteln ein facettenreiches Bild von der mittelalterlichen jüdischen Lebenswelt, z. B. hinsichtlich der ausgeübten Handwerksberufe, der religiösen Praktiken, der Schriftkultur und der Mode (vgl. Potthoff & Wiehen 2023, S. 53–56). Sie sind Zeugnisse eines funktionierenden Miteinanders der christlichen und jüdischen Bürgerschaft Kölns und tragen, soweit sie dem „Brandschutt des Pogroms“ (Potthoff & Wiehen 2023, S. 54) entstammen, zugleich Spuren der Zerstörungskraft und des Hasspotenzials des Antijudaismus/-semitismus.

Die über das im Entstehen begriffene archäologische Museum in Zukunft mögliche Auseinandersetzung mit der dinglich greifbar werdenden (Alltags-)Geschichte der mittelalterlichen Kölner jüdischen Gemeinschaft ist somit auch ein wichtiger Mosaikstein deutscher Erinnerungskultur.

6 Reflexion über die Inszenierung *Der Reisende* im Gespräch mit dem Dramaturgen

Am Mittwoch, den 20.11.24, war der Dramaturg des Schauspiels Essen, Maximilian Löwenstein, zu Gast im Seminar „Migrationsgeschichte(n)“ von Liane Schüller. Er berichtete den Studierenden ausführlich über den Entstehungskontext der

Bühnenadaptation des Romans durch den Regisseur Hakan Savaş Mican, der den hochaktuellen Stoff auf sehr persönliche Weise mit eigenen Texten ergänzt hat. Die Seminargruppe hatte zuvor die Aufführung besucht und erhielt im Gespräch mit Maximilian Löwenstein spannende und vertiefende Einblicke sowohl in den Entstehungskontext und Arbeitsprozess der Inszenierung des Regisseurs Hakan Savaş Mican als auch in die generelle Tätigkeit eines Dramaturgen am Theater. Letzteres war insbesondere für Studierende der Fachwissenschaften von großem Interesse, da ihnen ein Einblick in ein mögliches späteres Berufsfeld gegeben wurde.

Während des Gesprächs mit Maximilian Löwenstein wurde vor allem über den persönlichen Bezug des Regisseurs zum Romanstoff gesprochen, den die Studierenden durch ein zuvor im Seminar besprochenes Interview (*SEM*) bereits kennengelernt hatten. Hierin stellt der Regisseur Hakan Savaş Mican zunächst fest, dass es eine „äußere Reise“ des Protagonisten gebe:

Es geht um den jüdischen Geschäftsmann Otto Silbermann aus Berlin, der nach den Ereignissen der Novemberpogrome 1938 fliehen muss. Mit 41 Tausend Mark in einer Aktentasche, alles, was von seinem Vermögen übriggeblieben ist, reist er in Zügen durch das Deutsche Reich und versucht, aus dem Land herauszukommen. Das ist seine äußere Reise. (*SEM*)

Daneben macht Mican darauf aufmerksam, dass Otto Silbermann versucht, zu verstehen, aus welchem Grund er, „der im Ersten Weltkrieg für Deutschland gekämpft hat“, plötzlich zum ‚Anderen‘ erklärt werde:

Das ist seine innere Reise. Ich finde es sehr wichtig, dass Silbermann sich in erster Linie als Deutscher sieht. Seine jüdische Identität kommt erst danach. Der Autor bringt in diesem Buch ein Gefühl stark auf den Punkt: Die ständige Unruhe, die durch die Angst entsteht, zum ‚Anderen‘ gemacht werden zu können. Dieses große Fragezeichen hinter der eigenen Existenz beschreibt Boschwitz faszinierend. (*SEM*)

Er erläutert, dass er das Gefühl der Rastlosigkeit nachvollziehen könne, da er mit seiner Familie Vergleichbares erlebt habe: „Meine Eltern sind Arbeitsmigrant*innen, die 1969 nach Deutschland gekommen sind. Dieses Gefühl, Deutschland aus dem Blickwinkel der ‚Anderen‘ heraus betrachten zu müssen, dieses ungewollte ‚Draußensein‘ hat mein Leben stark geprägt“ (*SEM*). Das zeigt sich in der Inszenierung auf vielfältige Weise, unter anderem dadurch, dass die Hauptfigur auf der Bühne zeitweise aus ihrer Rolle des Otto Silbermann heraustritt und als Schauspieler, der sich mit eigenem Namen – Mathias Znidarec – vorstellt, Tagebucheinträge und Reisenotizen des Regisseurs vorliest. Hierdurch wird eine weitere (Reflexions-)Ebene eingezeichnet, die einen Zugang zu individuellen Migrationserfahrungen, wie sie von den Studierenden bereits beim Besuch des DOMiD erfahren werden konnten, ermöglicht.

Insbesondere das Thema der ‚inneren‘ und ‚äußeren‘ Reise und die damit verbundenen Implikationen – etwa die Doppelperspektive auf individuelles und kollektives Erleben des erzwungenen Unterwegsseins und die damit verbundenen Gefühle von Verlust, Schmerz und Trauer – führten zu einer intensiven Diskussion und beschäftigten die Studierenden sowohl in den weiteren Seminarsitzungen mit Blick auf die von ihnen ausgewählten literarischen Texte und Filme als auch am seminarübergreifenden Workshoptag. Zudem wurden die theaterspezifischen Ausdrucksmöglichkeiten der performativen Adaption des Romans – u. a. das Bühnenbild, die Kostüme, der Einsatz von Musik, Licht und Video – eingehender betrachtet. Hierzu stellte der Dramaturg Löwenstein fest, dass durch das Bühnengeschehen/die Bühnengestaltung ein assoziativer Raum entstehe, den der Regisseur

als einen Denkraum entwirft, (...) [der sich] reich und emotional durch das intensive Spiel des Ensembles, die Sinnlichkeit von zahlreichen Liedern und Musiken, dem Kostüm- wie Bühnenbild sowie den expressiven Videobildern, die auf einer Recherchereise durch Europa entstanden sind [, entfaltet]. In diesem Raum tritt die Vergangenheit mit den Ereignissen und Gedanken der Gegenwart in Dialog. (*Programmheft*)

Im Gespräch mit dem Dramaturgen wurde aber auch herausgearbeitet, auf welche Weise Hakan Savaş Mican in seine Theaterfassung von *Der Reisende* seine eigene Perspektive als Mensch, Zeitgenosse und Künstler mit Rassismuserfahrungen mit eingeschrieben hat:

Die schreckliche Geschichte der Shoah steht dabei für sich in ihrer Einzigartigkeit. Sie bleibt weiterhin ein absoluter Tiefpunkt in der Geschichte Deutschlands. Im Erinnern kann sie aber auch etwas Paradigmatisches, Beispielhaftes haben, an dem sich heutige Erfahrungen orientieren können. Es gibt viele Stufen der Entmenslichung, auch wenn nicht jede Treppe gleich beginnt oder gleich endet. (*SEM*)

Es werde, schreibt Löwenstein, in der Inszenierung „immer wieder die Frage umkreist, welche Folgen es hat, wenn eine Gesellschaft akzeptiert, dass es in ihr ‚die Anderen‘ als minderwertige Gruppe geben kann“ (*SEM*). Wichtig sei jedoch, dass sich neben der bedrückenden und traurigen Geschichte Otto Silbermanns in der Inszenierung auch Humor und Lebensfreude in den Figuren zeigten:

Diese Widerständigkeit und Vitalität der Figuren erinnern daran, dass Resignation meist denen in die Hände arbeitet, die sie an ‚Anderer‘ legen wollen. Und dieser Gedanke kann unserer demokratischen Gesellschaft, die ganz aktuell in ihrer Existenz von Hass-Politik bedroht wird, vielleicht auch gut tun. (*Programmheft*)

7 Digitale Wanderausstellung / Workshop

Wanderausstellungen, d. h. bewegliche, ausleihbare und an verschiedenen Orten präsentierbare Ausstellungen, gehören zu den didaktisch-pädagogischen und (bildungs-)politischen Vermittlungsformen. Dabei wird in der Regel das Ausleihmaterial, z. B. Tafeln oder Banner, – teilweise auch kostenpflichtig – verliehen. Über das Konzept einer Digitalen Wanderausstellung, so unsere Idee, sollte der Ausleihprozess vereinfacht werden: Sämtliche erstellten Materialien liegen in digitaler Form vor und können vor Ort dann teilweise in analoger Form ausgedruckt und klassisch ausgestellt, teilweise an Notebooks o. ä. in elektronischer Form gezeigt, teilweise über eigene Endgeräte (Smartphones, Tablets) abgerufen werden.

Im Rahmen des Projektes sollte mit dem Arbeitsziel ‚Digitale Wanderausstellung‘ ein gemeinsamer Bezugspunkt der Seminare geschaffen und die Studierenden dazu motiviert werden, Seminarinhalte an die anderen, mit den jeweiligen Themen noch nicht vertrauten Studierendengruppen zu vermitteln. Es war von den Seminarleiterinnen dabei nicht geplant, die Materialien später tatsächlich auszuleihen. Mit dem Workshop wurde allerdings ein wichtiger Schritt unternommen, um die erstellten Materialien einem Praxistest zu unterziehen und dabei zu erproben, ob sie für sich alleine ‚sprechen‘ können. Aus diesem Grund erfolgte zunächst eine eigenständige Begehung der ausgestellten Plakate, bevor die Studierenden die von ihnen, oftmals in Teams, erstellten Plakate vorgestellt haben. Die auf den Postern bewusst knapp zusammengestellten Informationen und die intermediale Aufbereitung durch Bilder, Grafiken, Links auf Hördateien, YouTube-Videos u. ä. regten zu einer eingehenden Betrachtung und zum individuellen Austausch an. Die zusätzlich mündlich gegebenen Erläuterungen leisteten im Anschluss einen wichtigen Wissenszuwachs zu den Informationen und Eindrücken, welche die Studierenden aus dem zunächst eigenständigen Betrachten der Plakate gewinnen konnten. Die Posterausstellung innerhalb des Workshops erfüllte das gesteckte didaktische Ziel einer Vertiefung und Vernetzung des in den Seminaren erworbenen Wissens auch insofern, als die Studierenden in der Anschlussdiskussion verknüpfende Fragen zu den verschiedenen Themen, fiktionalen Ausgestaltungen und Zeitkontexten entwickelt haben.

Die äußeren Bedingungen von Migration und Flucht im 20. und 21. Jahrhundert, die häufig mit strapaziösen und gefährlichen Fluchtwegen sowie unüberwindbaren Grenzen verbunden sind, wurden im gegenwartsbezogenen Teil der Posterausstellung ausführlich in den Blick genommen und in Beziehung zu den individualisierten und emotionalen Perspektiven der fiktionalen Darstellungen gesetzt. Letzteres gab, bezogen auf den Mittelalter-Neuzeit-Vergleich, den Anstoß zu einer Diskussion zur Emotionalität bzw. Emotionsdarstellung. Dass Emotionen in der mittelalterlichen Literatur anders – einerseits reduzierter, andererseits affektbetonter – dargestellt werden, bildet (aus moderner Sicht) eine Art Rezeptionshürde. Gleichwohl erwies sich das Phänomen der ‚äußeren‘ und ‚inneren‘ Reise (s. o.) auch für den mediävistischen Zugang interessant, besonders eindrucklich am Beispiel des Romans *Der quote*

Gêrhart. In diesem werden einerseits die physischen Beschwerlichkeiten, Gefahren und Kosten, mit denen das Unterwegssein im Mittelalter generell verbunden war, dargestellt. Gêrharts Handelsreise löst andererseits einen inneren Prozess aus, insofern er entscheiden muss, ob er sein Handeln nach religiösen oder weltlichen Werten ausrichtet.

Im Rahmen des Zugangs aus der Perspektive der Neueren deutschen Literaturwissenschaft verknüpften die Studierenden die von ihnen selbst ausgesuchten literarischen, z. B. auch lyrischen, Texte häufig mit aktuellen politischen Themen; das war einerseits den vorgegebenen Themenclustern (s. o.) geschuldet, andererseits aber auch der – u. a. durch sprachliche Bilder und die Erzählperspektive evozierten – Anmutung von Authentizität innerhalb der Texte.

Die Raumsituation während des Workshops erforderte eine gewisse Flexibilität, da auf professionelle Elemente wie Aufsteller verzichtet und die Poster in einem Seminarraum an zwei Wänden aufgehängt wurden. Hieraus ergab sich eine räumliche Trennung zwischen Gegenwart und Mittelalter, wobei die gegenwartsbezogenen Poster bewusst den Anfang bildeten.

Poster (in der Reihenfolge der Hängung)

- Grenzzäune und Mauern: *Home* (Gedicht von Warsan Shire) (Poster von: Hüseyin Cekic, Sinem Hazar & Filiz Cömert)
- Flucht und Asyl: *Spuren* (Gedicht von Yasser Niksada) (Poster von: Antonia Timphus, Gizem Uyanik, Melissa Bilalli & Laura Rothmann)
- Flucht und Vertreibung: *Als wir Kinder waren* (Roman von Helga Schneider) u. Ulrich Alexander Boschwitz *Der Reisende* (Poster von: Linda Vahlkamp, Julia Baumann & Annika Mosch)
- Frauen und Migration: *Die Schwimmerinnen* (Film von Sally El Hosaini) (Poster von: Ella Yildiz, Pia Schümmelfeder & Laura Spyra)
- Kinder- und Jugendmigration: *Vor uns das Meer* (Roman von Alan Gratz) (Poster von: Dilnaz Akpinar, Sara Pohle & Franziska Schwerdt)
- Kurzüberblick über Migration und Mobilität im Mittelalter (Poster von: Mila Mantaj)
- Walther von der Vogelweide als Sangspruchdichter und das Fahrenndenmotiv in seiner *Lebensbitte* (*an Otto*) (L 31,23) (2 Poster von: Lisa Basten)
- Oswald von Wolkenstein und seine ‚Lebensballade‘ (Kl. 18) unter mobilitätsbezogenen Aspekten (4 Poster von: Mila Mantaj)
- Zentrale Handlungsstationen des Romans *Der guote Gêrhart* von Rudolf von Ems (Poster von: Gila Schättle)
- (Mögliche) Reiserouten in *Der guote Gêrhart* (Poster von: Anastasia Danielzick & Mike Stratmann)
- Relation weltlicher und religiöser Werte in *Der guote Gêrhart* (Poster von: Anastasia Danielzick & Mike Stratmann)

- Der Mehrwert der kaufmännischen Mobilität in *Der guote Gêrhart* (Poster von: Devin Pempe & Sara Pohle)

8 Literaturverzeichnis

8.1 Primärliteratur

- Boschwitz, Ulrich Alexander (2021): *Der Reisende*. Hrsg. u. mit einem Nachwort vers. von Peter Graf. 7. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Friedrich von Sonnenburg (1979) = *Die Sprüche Friedrichs von Sonnenburg*. Hrsg. von Achim Masser. Tübingen: Niemeyer.
- Kermani, Navid (2016): *Einbruch der Wirklichkeit. Auf dem Flüchtlingstreck durch Europa*. München: Beck.
- KL = Keun, Irmgard (2016): *Kind aller Länder*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Oswald von Wolkenstein (2007): *Lieder*. Frühneuhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Ausgewählte Texte hrsg., übers. u. komm. von Burghart Wachinger. Melodien u. Tonsätze hrsg. u. komm. von Horst Brunner. Stuttgart: Reclam.
- Rudolf von Ems (2022): *Der guote Gêrhart / Der gute Gerhart*. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Hrsg., übers. u. kommentiert u. mit einem Nachwort vers. von Norbert Kössinger u. Katharina Philipowski. Stuttgart: Reclam.
- Der Unverzagte (2014) = *Kleinere Spruchdichter des dreizehnten Jahrhunderts. Der Hardegger – Höllefeuer – Der Litschauer – Singauf – Der Unverzagte*. Hrsg. von Esther Collmann-Weiß. Stuttgart: Hirzel.
- Walther von der Vogelweide (2009): *Werke*. Bd. 1: *Spruchlyrik*. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Hrsg., übers. u. komm. von Günther Schweikle. 3., verb. u. erw. Aufl. hrsg. von Ricarda Bauschke-Hartung. Stuttgart: Reclam.

8.2 Forschungsliteratur

- Archäologische Zone* = *Archäologische Zone. Jüdisches Museum Deutschland*. <https://www.museenkoeln.de/archaeologische-zone/> [Aufruf: 19.04.2025].
- Bay, Hansjörg (2017): Migrationsliteratur (Gegenwartsliteratur III). In: Dirk Götsche; Axel Dunker; Gabriele Dürbeck (Hrsg.): *Handbuch Postkolonialismus*. Stuttgart: Metzler, 2017, S. 323–332.
- Borgolte, Michael (2024): *Königin in der Fremde. Frühmittelalterliche Heiratsmigration und die Anfänge der europäischen Bündnispolitik*. Göttingen: Wallstein.
- Borgolte, Michael (2026): *Königinnen zwischen Fremde und Vaterland. Heiratsmigrantinnen des hohen Mittelalters und die politische Integration Europas*. [Im Erscheinen.] Göttingen: Wallstein.
- Classen, Albrecht (2018): Medieval Transculturality in the Mediterranean from a Literary-Historical Perspective. The Case of Rudolf von Ems' *Der guote Gêrhart* (ca. 1220–1225). In: *Journal of Transcultural Medieval Studies* 5,1, S. 133–160.
- Crooke, William (2013): *Der guote Gêrhart*. The Power of Mobility in the Medieval Mediterranean. In: *Postmedieval. A Journal of Medieval Cultural Studies* 4, S. 163–176.
- Delabar, Walter (2005): Überleben in der kleinsten Größe, Einüben ins Weltbürgertum. Zur Perpetuierung des Exils in Irmgard Keuns Roman *Kind aller Länder*. In: Stefanie Arend; Ariane Martin (Hrsg.): *Irmgard Keun 1905 / 2005. Deutungen und Dokumente*. Bielefeld: Aisthesis, S. 205–216.
- Deutschlandfunk Kultur: Ulrich Alexander Boschwitz: „Der Reisende“. Reuella Sachaf und Peter Graf im Gespräch mit Joachim Scholl (15.07.2019): <https://www.deutschlandfunkkultur.de/ulrich-alexander-boschwitz-der-reisende-ein-literarischer-100.html>.
- domid.org = *Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland*. <https://domid.org/> [Aufruf: 19.04.2025].

- Dubler, Anne-Marie (2013): „Fahrende“. In: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 03.10.2013. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/025616/2013-10-03/> [Aufruf: 17.04.2025].
- Gogos, Manuel (2021): *Das Gedächtnis der Migrationsgesellschaft. DOMiD – Ein Verein schreibt Geschichte(n)*. Bielefeld: transcript.
- Graf, Peter (2021): Nachwort. In: Boschwitz 2021, S. 293–303.
- Hahn, Sylvia (2023): *Historische Migrationsforschung*. 2., aktual. u. erw. Aufl. Frankfurt/New York: Campus.
- Lehrplanstudie Migration und Integration*. Hrsg. von der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration. Berlin: o.V., 2021. <https://www.integrationsbeauftragte.de/resource/blob/1872554/1880068/ce14c357416b8c410d5df58050a52c3d/lehrplanstudie-data.pdf?download=1> [Aufruf: 08.05.2025].
- Loleit, Simone (2015): Gefangenschaft in der Fremde als inter- und intrakulturelles Herrschafts- und Beziehungsmodell. In: Johannes Heil; Ludger Lieb; Klaus Oschema (Hrsg.): *Abrahams Erbe: Konkurrenz, Konflikt und Koexistenz der Religionen im europäischen Mittelalter*. Berlin; München; Boston: de Gruyter, S. 585–598.
- Maddrell, Avril; Scriven, Richard (2016): Celtic Pilgrimage, Past and Present. From Historical Geography to Contemporary Embodied Practices. In: *Social & Cultural Geography* 17, 2, S. 300–321; URL: <https://doi.org/10.1080/14649365.2015.1066840> [Aufruf: 08.05.2025].
- Meyer, Anne-Rose (2013): Herd, Feuer und Küchengerät in Exilwerken Anna Seghers', Irmgard Keuns und Aglaja Veteranyis. In: Doerte Bischoff; Joachim Schloer (Hrsg.): *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*. Bd. 31: *Dinge des Exils*. München: edition text + kritik, S. 71–85.
- MiQua = MiQua – LVR-Jüdisches Museum im Archäologischen Quartier Köln Deutschland*. <https://miqua.lvr.de/de/index.html>; Zugriff: 19.04.2025.
- Müller, Harald (2015): *Mittelalter*. 2., überarb. u. aktual. Aufl. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Obermaier, Sabine (2019): Status und Bildungsvoraussetzungen der Sangspruchdichter. In: Klein, Dorothea; Haustein, Jens; Brunner, Horst; Runow, Holger (Hrsg.): *Sangspruch / Spruchsang. Ein Handbuch*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter, S. 56–65.
- Potthoff, Tanja; Wiehen, Michael (2023): Neue Einblicke in das mittelalterliche jüdische Viertel in Köln. Geschichte, Topographie und Archäologie. In: *Geschichte in Köln* 70, S. 31–62.
- Programmheft* = Schauspiel Essen: Programmheft zur Inszenierung *Der Reisende*. Redaktion: Maximilian Löwenstein.
- Qua-Lis NRW Schulentwicklungen – Materialien zum Thema Flucht und Asyl*. Qualitäts- und UnterstützungsAgentur – Landesinstitut für Schule: o.V., 2025. <https://www.schulentwicklung.nrw.de/cms/material-flucht-und-asyl/ueberblick/index.html> [Aufruf: 08.05.2025].
- Rohlf, Sabine (2002): *Exil als Praxis – Heimatlosigkeit als Perspektive? Lektüre ausgewählter Exilromane von Frauen*. München: edition text + kritik.
- SEM* = Schauspiel Essen: Magazin: Gespräch zwischen Hakan Savas Mican und Maximilian Löwenstein: Die Geschichte der „Anderen“. In: Ausgabe 3 09/24-01/25, S. 9.
- Schlör, Joachim (2005): Dinge der Emigration, Eine Projektskizze. In: Claus-Dieter Crohn; Erwin Rottermund; Lutz Winckler; Wulf Koepke (Hrsg.): *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*. Bd. 23: *Autobiografie und wissenschaftliche Biografie*. München: edition text + kritik, S. 222–238.
- Schmidt, Siegmund (2022): Armut und Migration. In: *Informationen zur politischen Bildung* Nr. 353. Online-Version vom 17.01.2023. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/izpb/internationale-sicherheitspolitik-353/517304/armut-und-migration/> [Aufruf: 08.05.2025].
- Schüller, Liane (2017): Irmgard Keun: ‚Kind aller Länder‘ (1938). Ein Leben auf dem Sprung. In: Dieter Wrobel; Jana Mikota (Hrsg.): *Flucht-Literatur. Texte für den Unterricht*. Bd. 1. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 120–126.
- Schüller, Liane (2018): ‚Schreckliche Grenzen‘. Emigration und Alltag in Irmgard Keuns ‚Kind aller Länder‘. In: Thorsten Carstensen; Mathias Pirholt (Hrsg.): *Das Abenteuer des Gewöhnlichen. Alltag in der deutschsprachigen Literatur der Moderne*. Berlin: Erich Schmidt, S. 215–235.

- Schüller, Liane (2011): „Unter den Steinen ist alles Geheimnis“. Kinderfiguren bei Irmgard Keun. In: Gregor Ackermann; Walter Delabar (Hrsg.): *Schreibende Frauen. Ein Schaubild im frühen 20. Jahrhundert*. Bielefeld: Aisthesis, S. 311–326.
- Schumacher, Meinolf (2010): Toleranz, Kaufmannsgeist und Heiligkeit im Kulturkontakt mit den ‚Heiden‘. Die mittelhochdeutsche Erzählung *Der guote Gêrhart* von Rudolf von Ems. In: *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 1, S. 49–58.
- Streim, Georg (2015): *Deutschsprachige Literatur 1933–1945. Eine Einführung*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Weinzierl, Ulrich (1981): *Kinder und Dichter im Exil*. In: *FAZ*, 22.9.1981, S. 26.

Lebensgeschichten

Einleitung

Im Rahmen eines Interviewprojektes, das vom AWO-Kreisverband Wesel e. V. ermöglicht wurde, haben Asiye Koc und Olga Weinknecht im Frühjahr 2023 türkische Arbeitsmigrant:innen der ersten Generation ihre Lebensgeschichten erzählen lassen. Diese berichten von ihren Erlebnissen und Erfahrungen in einem fremden Land, dessen Sprache sie nicht verstehen und dessen Sitten und Gepflogenheiten sie nicht kennen. Sie schildern ihre Versuche, sich zurechtzufinden und herauszufinden, wie sie das Unbekannte deuten und wie sie ihm begegnen sollen. Sie erzählen von ihrem Heimweh und von ihrem Bemühen, sich in Deutschland zu beheimaten.

Aus diesen Interviews sind zwei Veröffentlichungen im Eigenverlag hervorgegangen: Zum einen der Band *Ich bin auf einem langen Weg. Geschichten von Gastarbeiter:innen*, in dem Gaby Herchert die Interviews zu Lebensbildern zusammengefasst hat, und zum anderen der Band *Namenloser Freund. Zwölf kurze Geschichten*, in dem Feridun Zaimoglu die Ängste, Hoffnungen und Erinnerungen zum Anlass genommen hat, literarische Erzählungen zu schreiben, die die Atmosphäre dieser Gedankenwelten einfangen. Die Interview-Geschichten schildern die Eindrücke und Erinnerungen aus der Sicht der Erzähler:innen. Sie lassen nachempfinden, welchen Herausforderungen die Menschen sich stellen und welche Hürden sie überwinden mussten, um sich in der ihnen fremden Kultur zurechtzufinden und schließlich dort heimisch zu werden.

Der Schriftsteller Feridun Zaimoglu legt den Fokus auf das Seltsame, das Sonderbare und das Eigenartige, das aus dem Zusammentreffen differenter Weltdeutungen und Normalitäten resultiert. Die Kollisionen führen zu skurrilen, teilweise surreal anmutenden Begegnungen, die entstehen, wenn das Vertraute aus der Perspektive des Fremden wahrgenommen wird. Die wechselseitige Befremdung der deutschen und türkischen Selbstverständlichkeiten, von Feridun Zaimoglu wortgewaltig, eindringlich und durchaus humorvoll erzählt, regt dazu an, die eigene Sicht zu hinterfragen, indem die des Gegenübers als Möglichkeit erschlossen wird.

Zaimoglu wurde 1964 in Bolu (Türkei) geboren und ist in Berlin und München aufgewachsen. Seit 1985 wohnt er in Kiel. Er gehört zu den bedeutendsten deutschen Schriftstellern der Gegenwart. Für sein literarisches Schaffen wurde er mit zahlreichen Preisen, Ehren- und Gastprofessuren ausgezeichnet. Neben Romanen, von denen viele in mehrere Sprachen übersetzt wurden, schreibt er Drehbücher und Theatertexte. Perspektivwechsel zwischen Weltansichten und zwischen Kulturen sind ebenso zentral für seine Werke wie Blicke auf die Ränder der Gesellschaft. Seine wort-

gewaltige Demaskierung von Verklärungen, Verschleierungen und Vereinfachungen macht Abgründe sichtbar und gerät nicht selten zur Provokation.

Wir danken dem AWO-Kreisverband Wesel e. V., Asiye Koc und Olga Weinknecht sowie Feridun Zaimoglu für die Erlaubnis, die Texte in diesem Band noch einmal veröffentlichen zu dürfen.

GABY HERCHERT

Ich bin auf einem langen Weg Geschichten von Gastarbeiter:innen

Abenteuer

In der Türkei absolvierte ich bis 1970 meinen Militärdienst, vorher hatte ich als Bergarbeiter in Zonguldak, an der türkischen Schwarzmeerküste, gearbeitet. Ich war 22 Jahre alt. Bergarbeiter war in der Türkei ein gefährlicher Beruf, es gab dort keine Sicherheitsmaßnahmen, die bei einem Notfall dafür sorgten, dass man aus der Erde wieder nach oben gelangte. 1971 kamen ungefähr 2.000 Bergarbeiter allein aus Zonguldak nach Deutschland, in den folgenden Jahren weitere. Nach 1972 durften nur noch Elektriker einreisen. Für Menschen, die zu meiner Zeit kamen, war es sehr angenehm, für Menschen, die nach meiner Zeit einreisten, z. B. Asylbewerber, wurde es ungemütlich.

Ich entschied gemeinsam mit meinem Schwiegervater, dass ich mich für eine Stelle in Deutschland bewerben sollte. Ich hatte Glück, denn in meinem zuständigen Arbeitsamt arbeitete der Schulfreund meines Freundes, er nutzte seinen Status und war mir hilfreich. Innerhalb von zwei Monaten durfte ich nach Deutschland reisen. Die Einreise war nicht für alle möglich, denn der zuständige Arzt in Istanbul musste angeben, ob der gesundheitliche Zustand eingeschränkt war. Sogar Operationen, die in der Vergangenheit stattgefunden hatten, machten eine Einreise nach Deutschland unmöglich. Ein Freund von mir hatte Probleme mit dem Magen, auch ihm wurde die Einreise verweigert. Deutschland wollte nur gesunde Menschen haben. Ich war als Bergarbeiter geeignet und reiste am 26. oder am 27. April 1971 nach Deutschland.

Nachts stiegen dreißig oder vierzig Personen in Istanbul in ein Flugzeug und landeten am Morgen in Köln. Die Polizei sprach uns an, aber wir verstanden kein Wort. Plötzlich kam unser Dolmetscher, Ali Polat, und begrüßte uns auf Türkisch. Er erklärte der Polizei, dass wir zu ihm gehörten, unsere Pässe wurden kontrolliert und wir durften den Flughafen verlassen. Er las Namen aus einer Liste vor und die Auf-

gerufenen sollten sich auf die eine oder die andere Seite stellen. Mein Name wurde als zweiter aufgerufen. Mit einem Bus fuhren wir weiter nach Moers. Es war ungefähr 4 Uhr morgens, als wir im Heim ankamen. Wir schliefen, doch schon um 8 Uhr brüllte der Hausmeister von der unteren Etage. Ich verstand ihn zwar nicht, doch ich vermutete, er wollte uns wecken. Wir zogen uns an und ein anderer Dolmetscher, Hüseyin, sagte: „Freunde, herzlich willkommen!“ Im Heim arbeiteten Frauen, sie brachten uns unser Frühstück, bestehend aus Tee, Kaffee, Käse und vielem mehr. Nach dem Frühstück sagte Hüseyin: „Jetzt geht es zur Arbeit.“ Wir kannten ihn nicht, aber wir folgten ihm. Donnerstagabend hatten wir Istanbul verlassen und Freitagmorgen begann unsere Arbeit. Die Arbeitsstelle war nicht weit von unserem Heim entfernt. Wir mussten uns zuerst registrieren lassen. Danach erhielten wir in einem Lager Arbeitskleidung, Schuhe und Unterwäsche. Bei einem anschließenden Rundgang wurde uns alles erklärt. Wir bekamen Stempelkarten und sollten morgens um 7 Uhr mit der Arbeit beginnen, was für uns überraschend war, denn in der Türkei begann die Arbeit um 8 oder um 9 Uhr. Zuerst sollten wir zwei Monate über der Erde arbeiten. Dann begann unsere Ausbildung, sie dauerte über der Erde zwei oder zweieinhalb Monate, danach unter der Erde weitere zweieinhalb bis drei Monate. Vor unserem ersten Arbeitstag erhielten wir Taschengeld in Höhe von 50 Mark.

Wir lebten mit fünfzehn Kollegen im Heim, wachten morgens früh auf, frühstückten gemeinsam und machten uns danach auf den Weg zur Arbeit. Ich war meistens spät dran, ging erst zehn oder fünfzehn Minuten nach den anderen los und kam unpünktlich. Eines Tages verkaufte mir ein Mann ein großes Fahrrad für 10 Mark. Weil ich kein Geld hatte, musste ich es mir von einem Freund leihen. Nun war ich schneller als die anderen, unterwegs ließ ich meine Fahrradklingel ertönen, wenn ich an den Kollegen vorbeifuhr, und erreichte die Arbeit früher als sie.

Abends ging ich in Kneipen oder Diskotheken. Dort habe ich mit vielen Frauen geflirtet, aber das sollte meine Frau am besten nicht erfahren. Ich war ausgesprochen hübsch, und wenn ich gut angezogen war, mit Anzug und Krawatte, waren die Damen sehr nett zu mir. In meiner Stammkneipe arbeitete eine schöne Frau namens Doris, auch sie mochte mich sehr. Mit dem ganzen Geld, das ich in der Kneipe ausgab, hätte ich mindestens zwei Wohnungen kaufen können. Ich rauchte damals drei Packungen von den langen Marlboro, wenn ich trank, sogar vier Packungen. Nach der Arbeit trank ich Bier, mindestens zwei Kisten wöchentlich, am Wochenende Whisky. Wegen des Alkohols habe ich keinen Führerschein gemacht, ich habe immer viel zu viel getrunken.

Vieles schien mir in Deutschland seltsam und fremd. Ich werde nie vergessen, wie wir zum ersten Mal von der Arbeit nach Hause gehen wollten. Wir kamen bis zur Tankstelle und eigentlich hätten wir weiter geradeaus gehen müssen, aber wir bogen ab und konnten unser Heim nicht finden. Wir drehten uns im Kreis und wussten nicht, wohin. Hüseyin, unser Dolmetscher, lief uns nach und rief, dass wir uns verlaufen hätten. Wir mussten umkehren, kamen aber schließlich in unserem Heim an.

Die Kommunikation war sehr anstrengend, da ich kein Deutsch sprach. Ich kannte nur die beiden Begriffe „Ja“ und „Nein“, sonst nichts. Schnell lernte ich die wichtigsten Wörter wie „Brot“, „Poncho“ und „Hose“, auch „Brötchen“ lernte ich. Ich schrieb alles, was ich lernte, nieder. Schreiben und lesen konnten alle, die hierhin kamen, sonst hätte man sie nicht aufgenommen. „Cola“ ist international, das Wort musste ich nicht neu lernen, genau wie „Fanta“. Der Vater eines Freundes sprach sehr gut Deutsch. Er hatte zwar keine deutschen Freunde, doch lernte er mit Hilfe von vielen Büchern Deutsch und half uns manchmal. Später lernte ich Deutsch von meinen Kindern, sie lernten es im Kindergarten und brachten es mir bei. Mein jüngster Sohn, heute ist er 46 Jahre alt, brachte mir am meisten bei. Er erklärte mir immer: „Papa, das ist so ...“ oder „Papa, das geht so ...“, meine Tochter hingegen fragte genervt, ob ich denn Professor werden möchte. Mein ältester Sohn brachte mir ebenfalls vieles bei. Später kamen die Enkelkinder in den Kindergarten, auch von ihnen habe ich viel gelernt. Alle meine Kinder und Enkelkinder sprechen sehr gutes Deutsch.

Im Heim wohnte ich ungefähr ein Jahr, danach lebten wir zu zweit in einer kleinen Einzimmerwohnung. Mein Freund und ich teilten uns 200 Mark Miete. Im Februar oder März 1973 kaufte ich ein Haus, das war damals gar nicht einfach, denn ich brauchte einen Kredit über 5.000 Mark. Ein deutscher Freund hat mir geholfen. Ich habe von dem Kredit 2.000 Mark genutzt, um das Haus einzurichten.

Als ich unser Haus zum ersten Mal sah, mochte ich es sofort. Es ist sehr gemütlich und hat einen Garten mit Gartenhaus. Ich kaufte Möbel für das Schlafzimmer, Teppiche, einen Tisch, einige Stühle, zwei kleine Sofas und eine Küche. Den Ofen habe ich einem Freund abgekauft. Seit 1973 lebe ich in demselben Haus in Pattberg und bin zufrieden damit, es ist von außen und von innen ummantelt, wenn ich die Heizung aufdrehe, wird es extrem warm.

Nachdem ich das Haus gekauft hatte, flog ich in die Türkei, um meine Frau und meine Kinder nach Deutschland zu holen. In Zonguldak haben wir Pässe beantragt, denn damals war die Familienzusammenführung sehr einfach. Später wurde sie erschwert, man musste Deutschkenntnisse nachweisen. Die Pässe wurden genehmigt, meine Frau, die beiden Kinder und ich stiegen in das Flugzeug nach Deutschland. Nun waren wir zu viert, mein jüngster Sohn wurde erst in Deutschland geboren. Ich habe drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne, außerdem sechs Enkelkinder, vier Enkelkinder und zwei Enkelkinder. Ein siebtes Enkelkind ist leider schon verstorben. Meine älteste Tochter hat zwei Kinder, mein mittleres Kind hat ein Kind und mein jüngster Sohn hat vier Kinder. Zwei meiner Enkel sind von Geburt an deutsche Staatsbürger, eine von ihnen hat ihr Architekturstudium abgeschlossen und schon Jobanfragen erhalten. Sie hat aber Prüfungen abgelegt, um ihr eigenes Unternehmen zu gründen. Mein anderer Enkel unterrichtet Englisch, er ist achtzehn Jahre alt und möchte sich ein Auto kaufen. Er scherzte und sagte: „Opa, möchtest du mir nicht ein Auto kaufen?“

Ich habe 22 Jahre als Bergarbeiter gearbeitet. Als ich unter die Erde geschickt wurde, fühlte ich mich wie im großen überdachten Basar in Istanbul, obwohl es ein Arbeits-

platz war. Nirgendwo in der Türkei gab es so große Lampen. Die Sicherheitsvorkehrungen im Bergwerk waren besser als die in den Niederlanden, Spanien, Italien, Frankreich oder England. Es war sehr sicher hier. In Bochum, im Deutschen Bergbau-Museum, sind unsere Maschinen ausgestellt. Mein erstes Monatsgehalt betrug 850 Mark, es war ein sehr guter Lohn. Kollegen, die schon länger dort arbeiteten, erzählten mir, dass sie 1.300 Mark, 1.400 Mark, 1.500 Mark oder gar 1.800 Mark verdienten. Nach zwei oder drei Monaten erhielt ich dank meiner Fortschritte eine höhere Position, plötzlich verdiente ich sogar 1.600 Mark, 1.800 Mark oder 2.000 Mark. Ich hatte nur am Wochenende frei, unter der Woche arbeitete ich immer. Manchmal musste ich auch Schichten am Wochenende übernehmen. Irgendwann arbeitete ich drei Monate durchgehend und verdiente zwischen 5.200 Mark und 5.800 Mark, was sehr viel Geld war.

1978 habe ich mir bei einem Arbeitsunfall das Bein gebrochen, neun Monate war ich krank, danach bekam ich eine leichtere Arbeit. Ich war derjenige, der am besten mit den Deutschen auskam. Meine Kollegen waren zu Beginn zwei Türken und drei Deutsche. Ich hielt zu den Deutschen und sie hielten zu mir, denn ich tat immer das, was sie mir sagten. Wenn ich sie zum Beispiel darum bat, etwas früher gehen zu dürfen, sagten sie nie: „Nein!“ Später war ich auch für deutsche Kollegen zuständig, ich war ihr Meister. Während der Frühschicht arbeiteten vier unter mir und während der Mittagschicht arbeitete eine Person unter mir. Egal, ob Deutsche oder Türken, wir waren fair, sie stahlen nichts von mir und ich nichts von ihnen. Vor Beginn der Arbeit mussten zwei Karten unterschrieben werden. Eines Tages waren meine Kollegen schlecht gelaunt, denn sie hatten ihre Lohnabrechnungen erhalten und ihnen wurden nur 1.090 Mark ausgezahlt. Detlev und Mesut waren für die Auszahlung zuständig, ich fuhr am Abend um 18 Uhr zu ihnen. Ich klopfte an Detlevs Tür und er begrüßte mich freundlich: „Oh, Hasan, komm her, komm her!“ Ich erklärte ihm, dass ich die Unterschriften geleistet, die Kollegen aber trotzdem nur 1.090 Mark erhalten hätten. Er wollte sich darum kümmern. Im nächsten Monat bat ich meine Kollegen, ihre Lohnabrechnungen genau zu kontrollieren, denn das Geld, das letzten Monat nicht ausgezahlt wurde, würde dem nächsten Gehalt aufgeschlagen. Meine Kollegen sagten: „Hasan, vor dir ist keine Rettung!“ Egal, ob Türke oder Deutscher, das Recht steht einem zu. Wenn Kollegen mich fragten, ob sie eine Stunde eher gehen dürften, erlaubte ich es ihnen. Sie sollten mir ihre Karte geben, ich würde trotzdem für die vollen acht Stunden unterschreiben. Auch aus diesem Grund mochten mich meine Kollegen, sie waren zufrieden mit mir.

1984 erließ Deutschland ein Gesetz für Bergarbeiter. Wer zurück in seine Heimat ging, sollte mindestens 50.000 Mark erhalten. Zwei Arbeitskollegen hatten ohne mein Wissen dieses Abkommen unterzeichnet, sie haben beide jeweils 70.000 Mark erhalten. Ein sehr guter Freund sagte mir: „Hasan, ich werde auch gehen!“ Ich riet ihm davon ab, aber nach weniger als einer Woche brachte ihn sein Schwager dazu, das Abkommen zu unterzeichnen. Er kam zu mir und sagte, dass der nächste Tag sein letzter sein werde. Er würde 72.000 Mark bekommen und fragte sich, wann und wie

er sonst solch einen Betrag verdienen könne. Er hatte zwei Töchter, eine davon war Ärztin in Istanbul und die andere Tochter war verheiratet und lebte in Dortmund. Ein Jahr nach seiner Ausreise ließ er mir ausrichten, ich solle keinesfalls zurück in die Türkei, sondern lieber in Deutschland bleiben.

Ein Nachbar, er kam aus der Stadt Soma, war ein schlimmer Mann. Einige Male mussten wir seine Frau vor ihm retten, weil er sie schlug. Er erhielt 58.000 Mark, als er sich entschied, Deutschland zu verlassen. Ein Jahr später traf ich ihn zufällig mit einigen Freunden in Soma. Er hatte in seinem Dorf ein Café eröffnet. Als er uns erkannte, sagte auch er, wir sollten bloß nicht wieder zurück in die Türkei kommen. Bei seiner Abreise dachte er, die 58.000 Mark seien viel Geld, doch er merkte schnell, dass es nicht reichte. Jetzt konnte er nicht mehr zurück nach Deutschland. Ein Bekannter aus meinem Dorf ging mit 500.000 Türkischen Lira zurück und dachte, das Geld würde ihm nie ausgehen, aber zwei Jahre nach seiner Rückkehr war er bankrott. Ich habe nie daran gedacht, zurückzugehen. Warum sollte ich auch? 1982 hatte ich Häuser in der Türkei bauen lassen, dafür brauchte ich Geld.

Eines Tages wurde ich zu einem Gespräch über die Rentenanpassungsverordnung gebeten. Eine Dame fragte mich, ob ich diese nutzen und in Rente gehen möchte. Sie rechnete meine Rente aus. Zu dem Zeitpunkt verdiente ich täglich 232 Mark, außerdem zusätzlich 150 Mark täglich bei einer anderen Arbeit. Sie erklärte, dass es keinen großen Unterschied mache, weiterzuarbeiten oder in Rente zu gehen. Sie war sehr hilfreich und füllte meine Dokumente aus. Innerhalb von anderthalb Wochen erhielt ich 8.700 Mark. Wir haben gutes Geld verdient, wir wurden fair bezahlt. In Deutschland bekommt man keinen Cent mehr, aber auch keinen Cent weniger, sondern genau das, was man verdient. Mein Gehalt war gut, es reichte mir. Meine Frau hat achtzehn Jahre lang gearbeitet, davon nur acht Jahre versichert, deshalb erhält sie heute nur eine Rente in Höhe von 178 Euro. Wir haben damals viel Geld verdient und gespart, um die 270.000 Mark. Meine Söhne verdienten je 1.700 Mark und 1.800 Mark, ich verdiente 4.000 Mark und meine Frau verdiente 1.500 Mark.

Einige Freunde und Kollegen nahmen sich ihre Grubenlampe als Erinnerung mit, als sie in Rente gingen. Ich habe mit Messgeräten, die ich um meinen Hals trug, gearbeitet. Meine Nummer stand auf den Geräten, aber weil sie nicht wirklich mir gehörten, habe ich sie wieder abgegeben. Ich habe keine materiellen Gegenstände zu Hause, die mich an meine damalige Zeit erinnern, nur viele Fotografien. Allerdings weiß ich nicht, wo meine Frau sie aufgehoben hat, wahrscheinlich irgendwo im Keller. Ich habe achtzehn Jahre lang aus der Kantine jeden Monat einen Mopp mitgenommen. Die habe ich später alle in Müllsäcke gepackt und weggeworfen, weil der Keller zu voll wurde.

Mein Alltag ist ruhig, seit ich Rentner bin. Im Sommer sitze ich gerne tagsüber im Garten. Morgens nehme ich mein Frühstück ein, gegen Mittag verlasse ich das Haus, um einen Kaffee zu trinken, manchmal kommt meine Frau mit und manchmal nicht. Ab und zu treffe ich Freunde im Café oder in der Bäckerei. Dort bleibe ich bis 15 oder 16 Uhr. Abends gegen 18 Uhr essen wir zu Abend, aber ich esse kein

Brot, weil ich nicht zunehmen möchte. Meine Frau pflanzt im Garten Paprika, Bohnen, Knoblauch, Zwiebeln, Kartoffeln, Spinat und etwas, das Spinat ähnelt, es ist ganz weich. Alles, was es auf dem Wochenmarkt zu kaufen gibt, gibt es auch bei uns im Garten. Meine Frau kümmert sich um die Pflanzen, ich mische mich da nicht ein. Meine einzige Aufgabe ist es, den Garten zu bewässern. Ich setze mich dazu auf einen Gartenstuhl, nehme den Schlauch in die Hand und verspritze Wasser. Meiner Frau gefällt das nicht, aber ich mache es bewusst so. Sie sieht mich dann streng an und sagt, ich solle es lassen, da ich es nicht gründlich genug mache, und übernimmt. Ich lasse mich in der Zwischenzeit von ihr in die Küche schicken, um Tee zu kochen.

Wir haben noch viele Verwandte in der Türkei, meine Frau und ich kommen aus demselben Dorf. Früher luden sie uns zu sich ein, der Tisch war gedeckt mit vielen Gerichten, doch heute können sie es sich nicht mehr leisten, denn sie müssen ihre eigene Familie ernähren, ihre Wohnungen bezahlen und für die Bildung ihrer Kinder sorgen.

Im Sommer liebe ich es, in der Türkei am Meer zu sein. Ich verbringe vier Monate dort. Ich besitze vier Wohnungen. Die hätte ich nicht kaufen können, wenn ich damals nicht nach Deutschland gekommen wäre. Im Dorf gehört mir außerdem ein dreistöckiges Mehrfamilienhaus mit dreizehn oder vierzehn Wohnungen. Sobald der September endet und es Oktober wird, gefällt es mir in der Türkei nicht mehr, dann muss ich zurück nach Deutschland.

Meine Kinder würden auch nicht freiwillig in die Türkei ziehen, sie machen nur Urlaub dort. Meine jüngere Tochter hat bereits ihr Flugticket für Juli gekauft, ihr Mann wird mit dem Auto fahren und sie werden nach dem Urlaub gemeinsam zurückfahren. Mein Enkel reist für eine Woche nach Istanbul.

Wenn ich in die Türkei reise, dann mit dem Reisebus, denn ich habe Flugangst. Der Bus fährt jeden Samstag um 9 Uhr in Duisburg ab und kommt jeden Mittwoch um 11 Uhr von Istanbul aus wieder in Duisburg an. Als ich das erste Mal nach Deutschland kam, reiste ich mit dem Flugzeug. Es war ein großes Flugzeug der Condor Airline mit zwölf Motoren. Im Flugzeug saßen 500 Passagiere. Ich bemerkte den Start und die Landung nicht, da es so gemütlich war. Danach bin ich einmal im Jahr in die Türkei geflogen, aber seitdem Flugzeuge abstürzen, habe ich Angst. Während eines Fluges geriet das Flugzeug in der Nähe der Marmararegion in Turbulenzen. Wir flogen über das Meer, das Flugzeug sank und hob sich, die Lichter schalteten sich aus und ich dachte nur, dass mein Ende gekommen sei. Ein anderes Mal saß ich mit meinem sechsjährigen Sohn im Flugzeug ganz hinten. Als sich beim Start alle Lichter ausschalteten, konnte ich es nicht aushalten. Weil es im vorderen Teil des Flugzeuges nicht so wackelte wie hinten, fragte eine Flugbegleiterin, ob jemand gerne Zigaretten rauchen und deshalb den Sitz mit mir tauschen wollte. Nun saß ich zum Glück vorne. Nach diesem Vorfall bin ich nur noch ein einziges Mal in die Türkei geflogen, zur Beerdigung meines Vaters. Ich nahm ein Beruhigungsmedikament, aber es hat nicht gewirkt. Ich verbrachte drei Monate in der Türkei und für den Rückflug verschrieb mir ein Arzt ein anderes Medikament. Ich sollte die Tablette dreißig Minu-

ten vor dem Flug einnehmen, schluckte sie aber schon auf der Fahrt zum Flughafen. Im Flugzeug schlief ich tief und fest, zur Landung weckte mich meine Frau. Mein Sohn, der uns abholte, fragte, ob ich betrunken sei, weil ich so berauscht wirkte. Ich habe fast durchgehend geschlafen und brauchte drei Tage, ehe ich wieder völlig zu mir kam. Ein Arzt erklärte mir später, dass ich das Medikament falsch eingenommen hätte. Seit ich erfahren habe, dass es Reisebusse in die Türkei gibt, fahre ich mit dem Bus, es ist eine angenehme Art der Reise.

Ich bin sowohl hier als auch in der Türkei zufrieden. Ich möchte nicht schlecht über Menschen sprechen, die hier nicht zufrieden sind, aber diese Menschen taugen zu nichts. In der Türkei erhält man für 1.000 Euro ungefähr 20.000 Türkische Lira. Mit diesem Betrag kann ich in der Türkei mit meiner Ehefrau sechs Wochen einen schönen Urlaub genießen. Ich werde Deutschland nicht schlechtreden, warum sollte ich auch? Wenn ich meinen Landsleuten erzähle, dass Deutschland meine erste und die Türkei meine zweite Heimat ist, werde ich immer aggressiv gefragt, warum das so sei. Ich habe nur 22 Jahre meines Lebens in der Türkei verbracht, 51 Jahre habe ich in Deutschland gelebt, also ist meine erste Heimat Deutschland. Sie verstehen mich nicht, sie fragen mich, ob ich die Türkei denn nicht lieben würde. Ich erkläre ihnen, dass ich, wenn dies der Fall wäre, nicht in die Türkei reisen würde.

Die deutsche Regierung hat gute Arbeit geleistet. Niemand kann mir etwas anderes erzählen. Deutschland ist ein ausgezeichnete Staat, egal wer etwas anderes behauptet. Den Lügner sollten die Häse platzen! Es gibt andere Länder, die ihre Bürger und Bürgerinnen mit Sozialleistungen unterstützen, wie zum Beispiel die Niederlande, die USA, Spanien, Italien, England oder auch die Türkei, aber den höchsten Betrag zahlt Deutschland. Menschen, die von Sozialleistungen leben, zahlen keine Miete, sie zahlen nur die Strompreise. Man erhält Leistungen, die den Lebensunterhalt und die Nahrung sichern. Es gibt zu viele Menschen, die jahrelang nicht arbeiten und von Sozialleistungen leben, sich aber trotzdem einen Mercedes leisten können. Wie geht das? Ich kann es nicht verstehen. Das ist etwas, das mich wütend macht, wie kann man da den deutschen Staat schlechtreden?

Ich habe in Deutschland nichts Schlechtes erlebt. Die Deutschen sind ruhige Menschen. Wenn Deutsche in der Türkei die Fehler machen würden, die die Türken hier begehen, würden in der Türkei täglich mindestens zehn Deutsche ermordet werden. Rund 70 % der Deutschen mögen die Türken sehr, sie wissen, dass türkische Soldaten die Einzigen waren, die Deutschland im Krieg 1945 unterstützten. Die wahren Deutschen, die dies wissen, mögen die Türken. Die restlichen Deutschen sind Russen, das merkt man an ihren Namen. Ich sage ihnen, dass ich Deutscher bin und dieselben Rechte habe. Wenn sie mich nach meinem Namen fragen und ich ihnen sage, dass ich Hasan heiße, meinen sie, dass ich Helmut oder ähnlich heißen müsste, um Deutscher zu sein.

Hätte ich die Möglichkeit, würde ich alles so machen wie damals. Ich würde wieder nach Deutschland kommen und wieder unter der Erde arbeiten. Als ich nach Deutschland kam, habe ich mir nicht vorstellen können, hier in Rente zu gehen.

Ich kam überhaupt nicht auf den Gedanken, eines Tages Rentner zu sein. Ich stellte mir vor, etwas Geld zu sparen und dann wieder in die Heimat zurückzukehren, um dort auf Ackerfeldern zu arbeiten. Aber für viele, mich eingeschlossen, ist es so: Wir kamen nach Deutschland und saßen im oberen Teil des Flugzeuges, eines Tages werden wir jedoch in einem Sarg im unteren Teil des Flugzeuges, also im Frachtraum, in die Türkei zurückkehren.

Abgefunden

Ich bin im Jahre 1943 geboren, aber in meinen Ausweis wurde 1944 als Geburtsjahr eingetragen. Ich habe neun Geschwister, vier Brüder und fünf Schwestern. Gott sei Dank leben die meisten, nur zwei meiner Schwestern sind verstorben. Einer meiner Brüder war Bezirksgouverneur, ein anderer hat an der Universität Türkisch gelehrt, ein weiterer lebte in Deutschland, ist aber in die Heimat zurückgekehrt. Gott sei Dank geht es ihnen allen sehr gut. Jeder von ihnen ist selbstständig und nicht auf andere Menschen angewiesen.

Als mein Mann nach Deutschland gegangen ist, bin ich zehn Jahre lang mit fünf Kindern in Ankara geblieben. Mein jüngster Sohn wurde 1971 geboren. Die Kinder besuchten die Schule, ich habe sie hingebracht und wieder abgeholt. Ich war für den Haushalt und die Erziehung der Kinder ganz allein zuständig und Geld war immer knapp. Unser einziges Einkommen war das Geld, das mein Mann uns schickte. Diese Zeiten waren sehr schwierig, ich war mit allem überfordert, hatte das Gefühl, dass es keinen Ausweg gibt und habe oft geweint, weil alles zu viel war. Zehn Jahre sind eine sehr lange Zeit. Ich habe meinem Mann viele Briefe geschickt, aber kaum Antworten erhalten. Vermutlich hat er sie gar nicht erst gelesen. Ich musste viele Opfer bringen. Zum Glück habe ich alles überstanden, aber wenn man es überstanden hat, stellt sich auch die Frage, wie man es überstanden hat. Damals wollten alle nur ein oder zwei Jahre in Deutschland arbeiten und dann wieder zurückgehen. Das hatte mein Mann auch so geplant, er wollte zwei Jahre arbeiten, 10.000 Mark sparen und wieder zurückkommen. Mittlerweile leben wir seit 53 Jahren in Deutschland. Es ist nicht so gelaufen, wie er sich das vorgestellt hatte, aber wir haben Geld verdient und konnten auf eigenen Beinen stehen. Als Frauen müssen wir uns mit uns selbst auseinandersetzen. In der Vergangenheit wurden wir unterdrückt und heute erholen wir uns nicht mehr davon. Ich habe viele Erinnerungen nicht mehr im Kopf, man vergisst sie.

Nach zehn Jahren, die ich alleinerziehend in der Türkei verbracht hatte, bin ich mit zwei Töchtern und einem Sohn nach Deutschland gezogen. Die anderen Kinder sind in Ankara geblieben. Eine Tochter hat dort Medizin studiert und ist als Ärztin tätig, die andere ist Anwältin geworden. Unser Schwiegersohn ist ebenfalls Anwalt, unsere Enkelin auch. Sie wohnen in einer schönen Villa, die sie sich vor Kurzem gekauft

haben. Ankara wird heute die Stadt des Lebens genannt, dort leben jetzt die Reichen. Letztes Jahr kam die ganze Familie nach Deutschland und hat uns besucht.

Ich habe es nie bereut, nach Deutschland gekommen zu sein, aber nach meiner Ankunft erlebte ich schwierige Zeiten. Es war nicht einfach, sich an ein neues Land zu gewöhnen, alles fühlte sich fremd an. Mir wurde in der Türkei eingeredet, dass die Deutschen groß seien und dass sie Ungläubige seien. Als ich bereits ein paar Jahre in Deutschland lebte, sah ich ein türkisches Kind, das im Supermarkt an der Kasse wartete, weil die Kassiererin noch nicht da war. Als sie kam, schrie das Kind auf Türkisch: „Mama, Mama, die Ungläubige kommt. Mama, komm, die Ungläubige kommt!“ Ich dachte mir: „Was geht es dich an, was diese Frau ist? Wenn sie eine Ungläubige ist, ist sie eine Ungläubige, aber das hat dich nicht zu interessieren.“

Ich habe in Krefeld einen Sprachkurs besucht, aber anschließend keinen bezahlten Beruf ausgeübt, sondern den Haushalt gemacht, aufgeräumt, gekocht und mich um die Kinder gekümmert. Ich war immer Hausfrau. Wir hatten einen schönen Garten. Dort zu arbeiten, bereitete mir Freude, aber jetzt kann ich nicht mehr laufen und benötige einen Rollator. Ich versuche, mich um mich selbst zu kümmern, ohne die Hilfe von anderen, aber ich habe nicht mehr viel Kraft. Manchmal machen sich mein Mann und ich Sorgen um unser Haus. Wir denken darüber nach, es zu verkaufen, bevor wir bettlägerig werden, denn wer kümmert sich dann um alles? Ich glaube, viele Leute verkaufen ihre Häuser, bevor es zu spät wird.

Meine Kinder hatten keine Schwierigkeiten in Deutschland. Sie haben sich schnell an das Land und an die Sprache gewöhnt und waren glücklich, dass wir hier lebten. Eine Tochter ist Erzieherin in einem Kindergarten geworden, momentan ist sie Tagesmutter und kümmert sich um vier Kinder, die morgens von ihren Müttern gebracht werden. Sie hat in ihrem Garten sogar Hühner, die so viele Eier legen, dass sie welche auf dem Wochenmarkt verkaufen kann. Meine andere Tochter, die Lehrerin war, ist nun im Ruhestand und wohnt im Haus gegenüber.

Jeden Tag rufen mich meine Kinder, die in der Türkei geblieben sind, an: „Mama, komm! Mama, was machst du da? Komm und verbringe Zeit mit deinen Enkelkindern!“ Ich habe Kinder und Enkel in Deutschland und in der Türkei. Deshalb fühle ich mich zwischen zwei Welten. Es ist nicht einfach, Zeit und Kraft für beide Welten zu haben. Ich habe nicht vor, für immer zurück in die Türkei zu ziehen, aber wir fahren ab und zu dorthin. Wir planen es auch jetzt, wissen aber noch nicht, wann. Es wäre mir nicht möglich, für immer in die Türkei zurückzugehen, denn mit dem Leben, das ich hier führe, bin ich sehr glücklich. Solange wir in Deutschland bleiben, ist das Leben gut. Wir haben unsere jungen Jahre an die Arbeit und an das Leben verloren. Wären wir in der Türkei geblieben, hätten wir unser Leben verloren, das ist meine Überzeugung. Dank Deutschland sind wir gesund und haben ein hohes Alter erreicht, wir haben gute Ärzte, Zugang zu Medikamenten und alle haben geregelte Arbeitszeiten. Jeder erhält Urlaub, was ihm ermöglicht, zu verreisen und wieder Kraft zu tanken. Wenn die Menschen in der Türkei nicht ständig arbeiten, können sie sich

kein Brot und keine Nahrung leisten. Sie arbeiten sehr hart und können sich und ihre Familien trotzdem kaum ernähren. Eine Zwiebel kostet 25 Lira bis 30 Lira. Die Türkei war auch früher kein Paradies, aber heute dort zu leben, ist unmöglich geworden, alles ist viel zu teuer.

Angekommen

Ehe ich nach Deutschland kam, lebte ich in der Türkei in einem Dorf. Ich habe die erste Klasse der Sekundarschule besucht, in Deutschland müsste dies die 5. oder 6. Klasse sein. Mein Vater war Ende 1970 nach Moers gegangen, um als Bergwerker zu arbeiten. Er hatte diesen Beruf vorher in Zonguldak ausgeübt, der Hauptstadt des Bergbaus der Türkei.

Als ein neues Gesetz in Kraft treten sollte, das Jugendlichen, die älter als sechzehn Jahre waren, die Einreise nach Deutschland verweigerte, hatte es mein Vater eilig, mich nach Deutschland zu holen. Ich hätte die Sekundarschule noch zwei Jahre besuchen müssen, habe sie aber abgebrochen. Meine Mutter und meine Geschwister sind in der Türkei geblieben.

Ich erinnere mich an den Tag meiner Einreise, es war der 6. Dezember 1974. Zuerst war ich geschockt, der Dezember war in Deutschland sehr kalt, es regnete und das Flugzeug hatte Schwierigkeiten zu landen. Ich trug nur ein T-Shirt und habe mich gefragt, was das alles sollte. Als ich aus dem Flugzeug stieg, begann meine Langeweile. Ich wohnte mit meinem Vater in einer Zwei-Zimmer-Wohnung, alles war teuer und die Sonne schien nie. Meine Mutter und meine Geschwister waren nicht da. Wer würde für mich kochen? Wer würde die Wohnung putzen und sauber halten? Würde mein Vater dies alles tun? Mein Vater und ich hatten kein gutes Verhältnis, er war ein starker und harter Mann, so wie es von ihm zu seiner Zeit erwartet wurde. Die Langeweile überkam mich täglich, nach knapp einem Monat hielt ich es nicht mehr aus. Ich bat meinen Vater, mich zurück in die Türkei zu schicken, weil ich nicht verstand, warum ich überhaupt hier sein sollte. Als er das verweigerte, bat ich ihn, mich mit auf seine Arbeit zu nehmen. Ich konnte noch am selben Tag anfangen. Im Rathaus wurde ich angemeldet und es verging keine Stunde, da befand ich mich im Bergwerk Pattberg als Bergmannslehrling. Nach sechs Monaten, die wir über der Erde verbrachten, begann die Arbeit unter der Erde. Wir trugen einen gelben Schutzhelm, vorn war eine Lampe befestigt. Gott verhüte, dass einem Arbeiter ein Stein von oben auf den Kopf fällt! Es wird einem zwar nicht den Kopf zertrümmern, aber man hat eine Gehirnerschütterung. Wir hatten eine harte Zeit unter der Erde, wir arbeiteten schichtweise, es war sehr staubig, heiß und nass. Morgens war es stickig, das war unser größtes Problem. Mit achtzehn Jahren beendete ich meine Ausbildung.

Wir verdienten gutes Geld, wussten jedoch nicht recht, wie man mit Geld umgehen sollte. Wir gaben vielleicht 5 bis 10 Mark aus, unsere deutschen Freunde gaben mehr aus. Sie kauften täglich einen Kasten Bier und wir fragten uns, was sie damit machten.

Wir haben unsere Freizeit mit Fußballspielen verbracht. Während des Trainings bauten wir uns ein soziales Umfeld auf, fanden Freunde und es ging uns gut. Wir reisten in andere Städte, aßen und tranken und hatten Spaß. Wir feierten sogar gemeinsam Karneval. Mein Verein wollte mich und zwei Freunde in der Altersgruppe der 17- bis 18-Jährigen trainieren lassen und uns zu Profis machen, wenn wir positiv auffallen würden. Ich war mir sicher, dass es funktionierte. Mein Vater war immer dagegen, dass ich Fußball spielte, und hat es mir verboten. Ein alter deutscher Mann, er war um die siebzig Jahre alt und oft zu Fuß mit einem Gehstock unterwegs, war für uns verantwortlich. Eines Tages kam er an unsere Tür, er klingelte nicht, sondern klopfte. Ich erinnere mich, wie er mit seinem Gehstock vor der Tür stand und wütend fragte, warum ich nicht mehr käme. In der Zwischenzeit kam mein Vater an die Tür. Der Mann hat mit ihm geredet, aber er hat es nicht verstanden. Er versteht es immer noch nicht. An dem Tag musste ich einen Schritt zurückgehen. Der Wunsch, Profifußballer zu werden, ist immer noch in mir. Ich hätte sehr gerne gespielt, damals galt die dritte Liga in Deutschland so viel wie die erste Liga in der Türkei. Wenn ich professionell gespielt hätte, hätte ich gerne für Fenerbahçe gespielt, obwohl ich nie ein Spiel von Fenerbahçe live gesehen habe. Ich habe die Spiele immer nur im Radio verfolgt. Nachdem der Traum vom professionellen Fußball geplatzt war, habe ich es als Hobby betrachtet. Wir haben später einen Verein gegründet, aber leider hat es mit einer türkischen Mannschaft nicht funktioniert. Die türkischen Jugendlichen haben keine Disziplin, sie kommen nicht und wenn sie kommen, kommen sie zu spät.

Als ich in Deutschland eintraf, gab es keine Lebensmittel wie Paprika und Auberginen. Dafür gab es Bananen, Kartoffeln, Äpfel. Selbst Birnen wurden selten verkauft. Später, als mehr ausländische Arbeiter aus der Türkei, aus Italien und aus Spanien hierherkamen, wurden Gemüsesorten aus deren Heimatländern importiert, weshalb die Gemüsevielfalt in Deutschland zunahm. Auch das Frühstück veränderte sich und mehr Vielfalt war zu erkennen. Das neue Frühstück und das Gemüse, das wir jetzt haben, stammen aus anderen Ländern, das meiste davon aus dem Mittelmeerraum. Ein Problem war, Fleisch zu kaufen. Es gab keine muslimischen Metzger und den deutschen Metzgern trauten wir nicht. Mit bloßem Auge konnten wir nicht erkennen, was Rindfleisch und was Schweinefleisch ist. Mittlerweile können wir das Fleisch unterscheiden, Schweinefleisch ist etwas heller, weißlicher und blasser. Rindfleisch ist rot, viel rötlicher als Schweinefleisch. Diejenigen, die als Erste nach Deutschland kamen, haben wahrscheinlich alle unwissend Schweinefleisch konsumiert. Meine Schwägerin hat immer bei „Schätzlein“ Hackfleisch gekauft. Wir haben erst im Nachhinein erfahren, dass Schweinefleisch enthalten war. Wir haben es nicht mit Absicht gegessen, die fehlenden Sprachkenntnisse waren schuld.

Die Probleme meines Vaters in Deutschland beruhten hauptsächlich auf Missverständnissen, er wurde oft betrogen oder schlecht behandelt, weil er kein Deutsch sprach. Sie ließen ihn schwere Arbeit verrichten und gaben ihm nicht den verdienten Lohn, sondern weniger. Die Arbeitgeber zahlten niedrige Beiträge in die Kranken- und Rentenkasse ein, was den Arbeitern im hohen Alter zum Nachteil wurde. Heute

sind die Renten der ersten Generation der ausländischen Arbeiter sehr niedrig. Ehemalige Bergwerkarbeiter bekommen monatlich nur 1.000 Euro. Sie wurden damals hintergangen, haben dies jedoch erst später erfahren. Die Schwierigkeiten und Probleme der ausländischen Arbeiter aus der Generation meines Vaters waren größer als unsere. Als sie nach Deutschland kamen, waren sie ganz allein, sie wohnten in Heimen, wurden dort gepflegt und erhielten saubere Bettwäsche, es war wie in einem Hotel. Die muslimischen Arbeiter bekamen schweinefleischfreie Mahlzeiten und einmal in der Woche gab es sogar ein türkisches Kino. Die Arbeiter sahen sich gemeinsam in der Kantine Filme auf einer Leinwand an. Manchmal wurden Treffen organisiert, die dazu dienten, die Arbeiter zu lehren, wie sie sich benehmen sollten, die Türken wurden von den Deutschen wie kleine Kinder erzogen. Das war natürlich alles Unsinn, aber die Deutschen erachteten es wohl als notwendig. Die Arbeiter dachten, dass der deutsche Arbeitgeber ihnen die Nahrung und Unterkunft schenken würde. Er hat ihnen aber das Geld dafür vom Lohn abgezogen. Das Gehalt meines Vaters betrug 1.000 Mark oder 1.200 Mark pro Monat, 200 Mark davon wurden für Essen und Unterkunft abgezogen. Die meisten wussten das nicht, sie wurden bei ihrer Ankunft darüber nicht informiert und merkten es erst Jahre später. Sie klärten sich untereinander auf, von Arbeiter zu Arbeiter. Es ist eine Schande, dass es nicht ausreichend kommuniziert wurde. Damals ließ man die türkischen Arbeiter zu dicht beieinander leben, einer der größten Fehler der deutschen Zuständigen. Ich glaube, sie haben es absichtlich gemacht, weil sie uns nicht akzeptiert haben, sie haben uns immer als Gäste gesehen und dachten, wenn die ausländischen Arbeiter mit ihrer Tätigkeit fertig wären, würden sie Deutschland wieder verlassen. Danach kämen neue Arbeiter, die auch wieder zurückkehren würden. So denken sie immer noch, sie haben es immer noch nicht verstanden. Man nennt einen türkischstämmigen Deutschen, der deutscher Staatsbürger ist, nicht Deutscher. Zu Franzosen, Engländern oder Niederländern sagen sie es, aber nicht zu Türken. Das beweist, dass Menschen, die aus Frankreich, England oder ähnlichen Ländern kommen, in Deutschland akzeptiert werden. Egal, wie viel Rassismus herrscht, die Deutschen sollten uns als Bürger akzeptieren. Aber so weit ist es leider noch nicht.

Als ich nach Deutschland kam, sprach ich kein Deutsch, vom Arbeitgeber wurden Deutschkurse organisiert. Mein Vater und die Arbeiter in seinem Alter hatten nie die Möglichkeit, richtig Deutsch zu lernen. Sie lernten nur fünf Wörter bei der Arbeit, die sie dort benötigten, und weitere Begriffe in ihrer Freizeit in den Kneipen. Wir hatten einen Dolmetscher aus Eskişehir, der Selahattin hieß. Er war sehr neugierig und ein guter Mensch. Er unterrichtete uns täglich zwei Stunden lang auf der Arbeit. Irgendwann erfuhren unsere Meister davon und waren wütend auf ihn. Sie sagten ihm: „Du hast die Aufgabe von uns erhalten, den Arbeitern beizubringen, wie sie ihre Arbeit machen sollen.“ Er tat dann so, als würde er uns die Arbeit zeigen, brachte uns aber weiterhin Deutsch bei. Er war der Beste. Einer der Kollegen hat Wache gehalten, um zu sehen, ob unsere Meister kamen oder uns beobachteten. Im Sprechen und Hören hatte ich damals keine großen Schwierigkeiten. Die größten Probleme hatte ich im

Schreiben. Ich kann zwar lesen, aber das Schreiben und die Rechtschreibung waren nicht einfach. Ich schrieb nicht perfekt, aber in der Regel reichte es aus. Später sind wir den Gewerkschaften beigetreten, wir nahmen an wöchentlichen Seminaren teil, die auf Deutsch abgehalten wurden. Sie wussten von unseren fehlenden Sprachkenntnissen und erklärten die Themen so, dass wir sie verstehen konnten. Die Kollegen aus den Gewerkschaften waren nette Menschen, die zu Freunden wurden.

Ungefähr sechs Monate nach meiner Ausbildung hatte mein Vater entschieden, mich zu verheiraten. Er hatte sich mit einem seiner Freunde geeinigt und erzählte mir von dessen Tochter. Sechs Monate später reisten wir über Neujahr in die Türkei. Dort wurde ich verlobt und reiste wieder zurück nach Deutschland. Als wir das nächste Mal in die Türkei fuhren, musste ich heiraten. Wir beschlossen, meine Frau mit nach Deutschland zu nehmen. Mein Vater meinte, sie könnte sich um uns kümmern. Wir bekamen unser erstes Kind, unseren ältesten Sohn Özgür. Nach dem nächsten Urlaub in der Türkei sind meine Frau und das Kind dortgeblieben. Um ehrlich zu sein, weiß ich bis heute nicht, warum wir sie in der Türkei gelassen haben. Meine Frau hatte keine Einwände, vielleicht hatte sie sich nicht an Deutschland gewöhnen können oder vielleicht wollte sie ihrer Mutter und ihrem Vater wieder nahe sein. Aber nach drei Tagen hat sie ihre Meinung geändert, sie wollte wieder zurück nach Deutschland kommen. Es vergingen sechs oder sieben Monate, wir telefonierten miteinander, aber das war nicht einfach, denn es musste eine Verbindung hergestellt werden, von Zonguldak zum Bezirk und vom Bezirk zum Dorf. Als das Kind krank wurde, holten wir meine Frau und meinen Sohn wieder nach Deutschland. Ich fand zu mir selbst, als ich die Kinder großgezogen habe. Man fragt sich, ob es ihnen gut geht und ob sie so werden wie die Eltern. In unserer Generation waren unsere Kinder die ersten, die den Kindergarten besuchten. Wenn ich in den Kindergarten ging, begrüßte ich alle Erzieher herzlichst. Es gab Treffen und ich nahm daran teil. Wir haben bei Aktivitäten geholfen und sie halfen uns. Die Kinder haben zu Hause Türkisch gelernt, bevor sie in den Kindergarten kamen. Sie sprachen nur Türkisch, deutsche Wörter zwischendurch waren nicht erlaubt. Mein Vater meinte, dass die Kinder noch genug Zeit hätten, um Deutsch zu lernen. Keines meiner Kinder sprach ein einziges deutsches Wort, bis es in den Kindergarten kam. Irgendwann haben sie auch Deutsch gesprochen und danach die beiden Sprachen gemischt. Der Akzent meines älteren Sohnes hat sich verändert, wir sprechen aber immer noch Türkisch. Unsere Tochter hat einen Dialekt, der klingt wie der von Cem Özdemir. Arda, mein Enkel, kam in den Kindergarten, als er drei Jahre alt war. Er wollte, dass ich ihn morgens in den Kindergarten bringe. Die Erzieherin bat mich, zwei Stunden später wiederzukommen. Er sollte sich daran gewöhnen, mit den anderen Kindern zu spielen. Als ich ihn abholte, war er vertieft ins Spiel. Kurz danach reiste ich für drei Monate in die Türkei und machte Urlaub. Als ich zurückkam, sprach Arda Deutsch. Was mein Vater damals über Kinder sagte, war richtig, die Kinder haben genug Zeit, um später Deutsch zu lernen. Einige unserer Freunde möchten nicht, dass wir mit ihren Kindern Türkisch sprechen. Das solle ihnen helfen, Deutsch zu lernen. Sie sagen, ihre Kinder werden irgendwann auch

Türkisch lernen. Wir hatten Nachbarn, die aus Malatya stammen, sie tun mir leid. Ihre Enkelkinder besuchten sie und ich erfuhr, dass diese kein Wort Türkisch sprechen, sie sprechen nicht einmal Kurdisch, ihre Muttersprache. Die Nachbarin weinte, weil sie sich nicht mit ihren Enkeln unterhalten kann. Sie spricht mit ihren Kindern und Enkelkindern auf Kurdisch und ihr Ehemann übersetzt es ins Deutsche. Viele Großeltern, die älter sind, können sich nicht mit ihren Enkeln, die in Deutschland geboren sind, auf Türkisch unterhalten. Wir haben großes Glück, dass unsere Kinder und Enkel Türkisch lernten.

Nach der Grundschule kamen meine Kinder auf das Gymnasium. In der 10. und 11. Klasse musste ich feststellen, dass ich nicht mehr in der Lage war, ihnen bei ihren Hausaufgaben und ihrem Lernstoff behilflich zu sein. Ich schaute mir den Lernstoff an, aber ich verstand ihn nicht. Es gab damals Kommunisten in Moers, die einen Verein gegründet hatten, sie halfen und gaben Nachhilfe. Dort trafen sich die Kinder und knüpften Kontakte, nahmen an Instrumentalunterricht und Kunstunterricht teil. Es gab sogar eine Theatergruppe. Der Verein wurde berühmt. Es gab alles dort: Kochkurse, Tanzkurse, Erziehungskurse, Deutschkurse, Türkischkurse, Hausaufgabenhilfe, alles, was man sich vorstellen kann. Ich war im Verein aktiv und habe dort gearbeitet. Am Wochenende sind wir oft ins Kino, ins Schwimmbad oder in Parks gegangen oder wir haben Nachbarländer wie Belgien und die Niederlande besucht. Wir haben immer das unternommen, was den Kindern Freude bereitet hat, auch zu Konzerten, Theateraufführungen, Seminaren und Unterhaltungsveranstaltungen haben wir sie mitgenommen.

Meine Kinder gehörten zu den ersten türkischen Kindern aus Moers, die an der Universität studierten. Einer ist heute Türkischlehrer, der andere Sozialpädagoge. Meine Kinder sind gute Menschen, ich habe mein Ziel erreicht. Das Wichtigste im Leben ist nicht Geld. Wir haben einen Weg für unsere Kinder eröffnet, das war unser Ziel. Wir wollten ihnen die Möglichkeit zu einem guten Beruf geben, was uns Gott sei Dank gelungen ist. Ich stehe immer hinter meinen Kindern, sogar hinter meinen Enkelkindern, egal was kommen mag. Wenn der Sohn eines Bergwerkarbeiters Lehrer werden kann, dann können unsere Enkel sogar Professoren werden. Sie sollen erfolgreich und glücklich werden in ihrem Leben. Ich hole die Enkelkinder zwei oder drei Tage die Woche von der Schule ab und kümmere mich um sie. Es ist mir wichtig, dies zu tun, vielleicht werde ich nächstes Jahr nicht mehr dazu in der Lage sein. Auf dem Heimweg unterhalten wir uns zehn bis fünfzehn Minuten lang. Manchmal bringe ich sie nach Hause, manchmal essen wir zusammen bei Oma oder machen die Hausaufgaben zusammen.

Meine Kinder haben keinen großen Bezug zur Türkei, sie reisen nur dorthin, um Urlaub zu machen. Es gefällt ihnen dort, aber fünfzehn Tage im Jahr reichen ihnen. Meine Kinder und Enkelkinder sind in Deutschland geboren und aufgewachsen, sie werden hier arbeiten, bis sie sechzig oder siebenzig Jahre alt sind. Erst nach ihrem Tod werden sie in die Türkei gebracht.

Ich würde nicht zurück in die Türkei kehren, selbst wenn ich im Lotto Millionen gewinnen würde. Ich bin glücklich in Deutschland und will bleiben, denn ich kann mich hier ausruhen. In der Türkei findet man keine Ruhe, man wird müde. Alles in der Türkei ist anders, die Sichtweise der Menschen ist falsch, ihre Gedanken sind falsch. Unser Glaube und unsere Denkweisen sind nicht dieselben. Sie erzählen mir, dass wir Muslime sind und deshalb an dasselbe glauben, doch ich sage ihnen, dass dies nicht stimmt und beende das Gespräch. In der Türkei nennt man uns Deutsche, das stört mich sehr. Dieser Begriff wird auch in den Medien verwendet, um über uns zu sprechen. Wenn ich etwas in der Türkei kaufen möchte, zum Beispiel ein Haus oder ein Auto, und die Preise zu hoch sind, beschwere ich mich. Dann nennen sie mich einen Deutschen und erzählen mir, dass wir schuld an den hohen Preisen seien, weil 60 % der Immobilienkäufe von türkischstämmigen Deutschen getätigt werden. Eigentlich verachten die Menschen in der Türkei die Deutschen nicht, sie sind nur neidisch auf uns. Wer sich in Deutschland sozial eingelebt hat, hat keine Chance, zurückzukehren. Wir sind im Alter von fünfzehn Jahren hierhergekommen, in Deutschland haben wir unser Umfeld aufgebaut, haben unsere Freunde, Bekannten, Nachbarn und Kollegen gefunden. Ich fühle mich in Deutschland zu Hause und gehe jeden Tag in Moers spazieren, manchmal sogar 8 oder 10 Kilometer. Ich grüße jeden Menschen, den ich sehe. Das ist in der Türkei nicht so, wenn du gerade auf der Straße gehst, grüßen sie dich. Wenn du aber krumm gehst, grüßen sie dich nicht.

Meine Familie und ich werden in Deutschland bleiben. Gestern Abend kam mir wieder ein Gedanke. Wo sollen meine Kinder mich beerdigen? Sollten sie mich in Deutschland oder in der Türkei beerdigen? Es lastet schwer auf mir.

Aufopferung

Ich wurde 1940 in einem Dorf bei Erzurum geboren. Ich hatte eine fünf Jahre ältere Schwester, die leider vor fünf Jahren verstorben ist. Meine Mutter hatte viele Kinder, die nicht überlebt haben und bereits in sehr jungen Jahren verstorben sind. Meine Schwester und ich waren die einzigen, die überlebten. Wir waren eine arme Familie, mein Vater war ein einfacher Bauer, schon als Kind musste ich ihm auf den Feldern helfen. Eine Schule habe ich nicht besucht, die Lebensumstände, in die ich geboren wurde, haben es nicht zugelassen. Lesen und Schreiben brachte ich mir selbst bei.

Im Alter von achtzehn Jahren heiratete ich eine Nachbarstochter, die ich sehr liebte. Ihre Familie, also ihre Eltern, Brüder und Schwestern, mochten mich sehr, sie respektierten mich als Mensch und liebten mich wie einen eigenen Sohn. Als Arbeiter für die Staatseisenbahn gesucht wurden, habe ich mich beworben und wurde angenommen. Es war eine sehr schöne Arbeit, die Tätigkeit gefiel mir sehr. Dann zogen wir aus dem Dorf in die Stadt. Als ich erfuhr, dass Arbeiter aus der Türkei nach Deutschland gingen, wollte ich mein Glück ebenfalls versuchen. Also fuhr ich nach Istanbul, um

mich einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen, bei der ich für gesund befunden wurde. So begann meine Reise nach Deutschland.

Ich erinnere mich an den Tag, als ich in Deutschland ankam: Das Flugzeug landete in Düsseldorf, es regnete. Wir fuhren mit dem Bus vom Flughafen zu einem Heim, in dem wir wohnen würden. Mein Zimmergenosse und Arbeitskollege kam aus Adana, wir wurden Freunde und blieben es, bis er vor fünf Jahren verstarb. Die meisten der Leute, die mit mir kamen, sind bereits verstorben. Es ist wirklich sehr viel Zeit vergangen seit meiner Ankunft in Deutschland. Bei meiner Einreise gefiel mir am meisten, dass alles sehr diszipliniert ablief, dass die Deutschen früh aufstanden und zur Arbeit gingen, dass sie fleißig waren und nicht faul. Diese Ordnung und Disziplin habe ich gelernt und in meinem eigenen Leben angewandt. Ich kam nie zu spät zu Verabredungen oder zu irgendwelchen Terminen. Ich war immer zwanzig Minuten früher da, egal ob es sich um einen Arzttermin oder um den Arbeitsplatz handelte.

Zwei Tage nach unserer Ankunft begannen wir mit der Arbeit. Ich habe bei der Stadtverwaltung gearbeitet, als Müllmann. Früher musste man die Tonnen zum Wagen tragen oder schieben, sie dann anheben, warten, bis sie geleert waren, und sie wieder zurückbringen. Jetzt ist diese Arbeit sehr einfach geworden. Früher waren die Tonnen aus Eisen, was das Tragen deutlich erschwerte. Es war viel Kraft nötig, um sie zu heben und zu senken. Jetzt werden die Behälter von automatischen Fahrzeugen mit einer Fernbedienung angehoben. Jeder, der früher in diesem Beruf arbeitete, hatte Rückenschmerzen, es gab niemanden ohne Bandscheibenprobleme. Auch samstags arbeiteten wir, nur sonntags war frei. Diesen Tag nutzten wir, um unsere Wäsche zu waschen, Briefe in die Türkei zu schreiben oder im Heim Tee zu kochen. Abends saßen wir zusammen und haben die türkischen Nachrichten des Kölner Senders im Radio gehört. Das war unsere Möglichkeit, uns über die Welt und unsere Heimat zu informieren. Meine Freunde gingen sonntags in eine Disco, ich ging ein paar Mal mit. Da ich aus dem Dorf nichts anderes als Halay kannte, war es für mich neu und sehr seltsam. Ich fragte mich, was ihnen daran Spaß bereitete. Nach wenigen Malen bin ich im Heim geblieben und meine Freunde sind allein hingegangen. So verging unsere Freizeit. Wir kannten nichts anderes und wussten nicht, wohin wir sonst gehen sollten. In jenen Jahren gab es keinen Überfluss an Unterhaltung wie heute.

Aus dem Heim bin ich erst ausgezogen, als ich merkte, dass ich es nicht mehr alleine schaffte und beschloss, meine Frau durch Familienzusammenführung nach Deutschland zu holen. Wir zogen in ein Haus. Es gab Freunde, deren Frauen schon länger hier lebten, sie gingen nach der Arbeit nach Hause zu ihren Frauen und ihren Kindern. Ich wollte dasselbe tun, schließlich hatte ich vier Kinder. Für meine Frau waren die Auswanderung und das Heimweh nicht einfach, schon in der Türkei war sie ziemlich allein. Sie hatte zwar noch Geschwister, aber ihre Eltern und meine Eltern waren bereits verstorben. Nachdem sie nach Deutschland gekommen war, bekamen wir zwei weitere Kinder, hatten also insgesamt sechs Kinder. Eine unserer Töchter starb 1983 an Blutkrebs. Es zeigt, dass Menschen jeden Schmerz ertragen können. Wie kann man damit leben, sein Kind beerdigen zu müssen? Gott schenkt dem Menschen Geduld!

Ich bin 2002 in den Ruhestand gegangen. Während meines ganzen Berufslebens habe ich keinen einzigen Tag gefehlt, selbst an Tagen, an denen ich krank war, bin ich arbeiten gegangen. Ich dachte nur daran, dass ich eine Familie habe, die auf meine finanzielle Unterstützung angewiesen war. Aber mit dieser Einstellung habe ich meine Gesundheit riskiert. Heute leide ich an verschiedenen Krankheiten.

Ich hatte anfangs viele Schwierigkeiten, denn die deutsche Kultur war mir fremd und ich kannte in diesem Land niemanden. Einige meiner Cousins und Cousinen kamen später auch nach Deutschland, sie blieben zusammen und haben sich gegenseitig unterstützt. Ich kam alleine, hatte niemanden. In der ersten Zeit gab es in Deutschland keine Vielfalt an Obst und Gemüse, zum Beispiel gab es keine Auberginen. Später dann, mit der Einreise von Familien und der Zunahme der Anzahl von türkischen Mitbürgern und Mitbürgerinnen, wurden türkische Lebensmittelgeschäfte eröffnet, sodass wir das Gemüse und Obst essen konnten, an das wir aus der Heimat gewöhnt waren. In Exportgeschäften wurden außerdem Artikel aus der Türkei verkauft, wie Teekannen und Teegläser. Dort einzukaufen war wie ein Besuch in der Türkei, wie zu Hause. Wir gingen manchmal in die Geschäfte, auch wenn es uns an nichts fehlte und wir eigentlich gar nichts kaufen wollten.

Die größten Schwierigkeiten, die wir hatten, resultierten daraus, dass wir der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Kann man in ein fremdes Land reisen, ohne ein einziges Wort der Sprache zu kennen? Wenn wir Deutsch lernen wollten, wurden wir nicht unterstützt, es gab keine Sprachkurse wie heute. Der türkische Staat hat uns damals vernachlässigt, genau wie der deutsche Staat. Alles, was wir gelernt haben, haben wir bei der Arbeit gelernt. Wenn ich zum Beispiel einen Arzt um Medizin für Kopfschmerzen bitten wollte, hielt ich mir den Kopf, denn wie sollte ich es sonst beschreiben, wenn ich das Wort dafür nicht kannte? Ich erinnere mich, dass ein Freund in den Supermarkt ging, um Eier zu kaufen. Da er keine fand, wollte er einen Mitarbeiter fragen, kannte jedoch das deutsche Wort für „Ei“ nicht. Also gackerte er wie ein Huhn, um sich irgendwie verständlich zu machen. Für ihn war das eine schmerzhaft Situation und blieb eine unangenehme Erinnerung. Wir versuchten, unsere Probleme mit Händen und Füßen zu erklären. Als die Kinder dann in Deutschland eingeschult wurden, haben wir von ihnen gelernt und sie halfen uns als unsere Dolmetscher weiter. Wenn wir irgendwohin fuhren, kamen sie immer mit und übersetzten für uns. Aber ich wünschte, man hätte uns damals die Möglichkeit gegeben, richtig Deutsch zu lernen, vielleicht hätten wir dann weniger Schwierigkeiten gehabt und unsere Probleme besser lösen können. Aber jetzt ist es zu spät, um über diese Dinge zu sprechen. Die meisten der Menschen, die damals kamen, sind bereits verstorben. Da ich nie richtig Deutsch gelernt habe, spreche ich mit meinen Kindern und Enkelkindern immer nur Türkisch. Aber ich merke, dass die Enkelkinder Schwierigkeiten haben, Türkisch zu sprechen. Sie verstehen nicht jedes Wort, ihre Eltern müssen übersetzen. In der Schule wird Deutsch gesprochen, mit Freunden sprechen sie Deutsch, Türkisch ist da in den Hintergrund gerückt. Das ist eine der Schattenseiten, die die Migration mit sich bringt, das muss man akzeptieren.

Zuerst wollte ich nur für ein paar Jahre nach Deutschland, um genug Geld zu verdienen, damit wir uns ein Haus kaufen könnten. Wenn dies erreicht wäre, wollte ich zurückkehren, aber manchmal läuft das Leben einfach nicht so, wie man es plant. Auch als meine Familie nachkam, hatten wir immer vor, bald in die Türkei zurückzukehren, aber letztendlich konnten wir nicht gehen. Seit 1970 sagten wir: „Noch zwei Jahre, noch zwei Jahre“. Als die Kinder hier zur Schule gingen, ihre Berufe erlernten und wir Enkelkinder bekamen, blieben wir hier. Heute möchte ich gerne in der Türkei leben, aber wegen meines gesundheitlichen Zustandes wollen die Kinder, dass ich bei ihnen bleibe. Bei mir wurde Lungenkrebs diagnostiziert.

Ich habe eigentlich nicht mehr viele Verwandte in der Türkei. Nachdem wir nach Deutschland gegangen waren, trat Geld an die Stelle der verwandtschaftlichen Beziehungen. Die Verwandten sahen uns nur noch als Geldautomaten. Wenn man ihnen Geld gab, war man gut, wenn man es nicht tat, wurde man als Deutscher bezeichnet. Das ist sehr traurig, wir haben viele ungemütliche Situationen erlebt. Oft sind wir im Sommer in die Türkei gefahren, um dort Urlaub zu machen, aber die Menschen dort haben uns nur begrüßt, um etwas von uns zu bekommen. Nachdem die Verwandten aus Deutschland ihnen geholfen hatten, ihre Häuser zu finanzieren und für die Hochzeit ihrer Kinder zu zahlen, brauchten sie uns nicht mehr. Es gibt ein Sprichwort, das sagt, was ein Verwandter einem antut, das tut nicht einmal ein Skorpion. Das entspricht vollkommen der Wahrheit. Auf diese Weise haben wir gelernt, wie undankbar Menschen sein können. Ich wünschte, wir hätten uns damals um unser eigenes Leben gekümmert, anstatt an die Bequemlichkeit unserer Verwandten zu denken, wir hätten viel mehr Urlaub machen können, wir hätten mehr Zeit mit den Kindern verbringen können. Ich bin ein Mensch, der an Gott glaubt. Jeder sollte sich für das, was er getan hat, schämen.

Wenn ich heute die Wahl hätte, würde ich nicht alles gleich machen. Ich würde mehr Zeit mit meinen Kindern verbringen. Ich würde sie wieder nach Deutschland holen, aber ich würde nicht mehr mit dem Fokus auf die Türkei leben. Ich würde mich von den meisten Verwandten distanzieren. Ich kann mich nicht beklagen, dass ich unter harten Bedingungen gearbeitet habe. Ich habe für meine Familie gearbeitet, für meine Kinder. Meine Kinder haben sich hier ein Leben aufgebaut, vielleicht hätten sie das in der Türkei nicht geschafft. Unsere Generation von Arbeitern hat der zweiten und dritten Generation den Weg geebnet. Jetzt ist es an der zweiten und dritten Generation, sie sollten diese Chancen nutzen. Chancen bietet Deutschland ausreichend viele, mittlerweile gibt es türkischstämmige Polizisten, Richter, Lehrer und Ärzte. Sie können alle Berufe ausüben, die sie möchten.

Meine Beziehung zu deutschen Freunden ist gut, auch wenn ich ihre Sprache nicht spreche. Früher herrschte nicht solch ein Rassismus wie heute. Die meisten Menschen hatten damals alle eine Sache gemeinsam: Es war egal, wer woher kam. Heute ist das nicht mehr so. Ich habe gehört, dass am Arbeitsplatz viel Diskriminierung herrscht, aber ich habe so etwas nie erlebt. Wir haben uns immer mit dem Nachnamen angesprochen, später sind wir Freunde geworden. Wir haben die Kollegen

auch zu Hause besucht. Es gab keine Türken, wo wir wohnten. Wir hatten immer deutsche Nachbarn, die haben uns sehr geliebt und wir sie. Unsere Kinder haben jeden Tag draußen zusammen gespielt. Sie klingelten bei Freunden an der Tür und riefen sie nach draußen, um mit dem Ball zu spielen oder Seil zu springen oder mit dem Fahrrad zu fahren. Es spielte keine Rolle, woher jemand kam. Als Eltern gingen wir sonntags nach draußen und sahen den Kindern beim Spielen zu. Es waren wunderschöne Zeiten, aber das war uns damals nicht bewusst.

Briefe spielen in meiner Migrationsgeschichte eine wichtige Rolle. Jede Woche schrieb ich Briefe an meine Frau und es dauerte Wochen, bis sie die Türkei erreichten. Das Warten auf die Antwort war spannend und gleichzeitig erfreulich. Leider haben wir diese Briefe nicht aufbewahrt. Ich wünschte, wir hätten es getan und könnten sie unseren Kindern und Enkeln als Erinnerung hinterlassen.

Ausgenutzt

Ich komme aus Yozgat und bin 1953 geboren. Mit sechzehn Jahren, also im Jahr 1969, kam ich nach Deutschland, um als Bergarbeiter zu arbeiten. Mein Beruf hat unter der Erde begonnen und ich bin unter der Erde in die Rente gegangen.

Ich besuchte in der Türkei die 10. Klasse und war ein schlauer und fleißiger Schüler, ich lernte Französisch und wollte eine Ausbildung machen. Meine Eltern waren arm und darauf angewiesen, dass ich sie unterstützte. Mit einer Ausbildung wäre dies aber kaum möglich gewesen. Im Schulflur, am schwarzen Brett, stand eines Tages die Information, dass Schüler für Deutschland gesucht wurden. Ich habe einen Anmeldebogen ausgefüllt und abgegeben, zwei Wochen später erhielt ich die Zusage. Mit meinem spärlichen Taschengeld reiste ich nach Istanbul und traf auf viele Schüler aus verschiedenen Teilen der Türkei, die ebenfalls nach Deutschland wollten. In meiner Gruppe waren es 57. Wir erhielten eine letzte Mahlzeit, bevor wir den Zug Richtung Deutschland nahmen. Weder Mütter noch Väter waren dort, um uns zu verabschieden. Wir kamen um ca. 11 Uhr in Duisburg an, es war Winter und wir warteten am Hauptbahnhof. Ich versuchte, einen Polizisten anzusprechen, aber ich verstand ihn nicht und er verstand mich nicht. Als ich ihm einen Ordner mit meinen Papieren zeigte, nahm er uns mit in eine Hütte, wo es warme Getränke gab. Währenddessen telefonierte er und ein Bus holte uns vom Hauptbahnhof ab, um uns nach Hamborn zu bringen. Jugendliche und ältere Gastarbeiter wurden getrennt in verschiedenen Heimen untergebracht. In unserem Jugendheim gab es einen Heimleiter, der uns abends ins Bett schickte und morgens weckte. Eine Moschee in Hamborn diente uns als Kantine, dort frühstückten wir und bekamen Brote für die Arbeit. Nach acht Stunden Schicht aßen wir dort zu Abend und kehrten danach wieder zurück ins Heim. Wir gingen abwechselnd einen Tag auf die Arbeit und einen Tag zur Schule. Ein Jahr lang arbeiteten wir über der Erde, wir trugen Eisen hin und her.

Wir waren 52 Jugendliche aus verschiedenen Städten der Türkei, ich kannte niemanden außer zwei Freunden aus meiner Schule. Wir waren wie Brüder, es gab nie Probleme oder Streitereien. Freitags bekamen wir 5 Mark Taschengeld ausbezahlt, das war nicht viel und wurde schnell ausgegeben. Wir teilten uns Zigarettenspackungen, weil wir kein Geld hatten. Wenn wir in den Urlaub fuhren, erhielten wir das angesparte Gehalt, manche 300 Mark, manche 500 oder 700 Mark. Es war nie viel, denn die Mütter, Väter oder andere Verwandte schickten uns zwischendurch Briefe mit der Bitte, Geld zu senden, da sie sich in der Türkei etwas kaufen wollten. Wir vermissten unsere Väter und Mütter und wir haben unser Gehalt kaum gesehen. Das war unsere Realität. Wir konnten nicht zurück, weil unsere Familien arm waren und hungernten, wir mussten sie mit unserer Arbeit finanziell unterstützen. Wir haben dreißig Jahre lang für unsere Mütter, Väter, Geschwister, Onkel, Tanten und viele weitere gearbeitet. Heute reden sie über mich und sagen, ich hätte nichts für sie getan, aber ich sage die Wahrheit, ich habe mein Leben für diese Menschen gegeben.

Damals wollte meine Familie Geld von mir, damit sie sich Ackerfelder kaufen konnte. Ich habe das Geld geschickt. Nach Jahren besuchte ich meine Familie und fragte nach den Urkunden und den Grundbuchauszügen. Da erfuhr ich, dass alle Ackerfelder meinen Geschwistern oder meinen Eltern gehörten. Mein Name wurde auf keiner Urkunde erwähnt, obwohl ich alles bezahlt hatte. Niemand hat es für wichtig erachtet, auch mich als Besitzer anzugeben. Ja, das ist wirklich schmerzhaft, sie haben mich damals ausgeraubt.

Es ist gut, dass ich nach Deutschland gekommen bin, sonst hätte es viele Streitereien zwischen mir und meinen Geschwistern gegeben. Am Ende wäre einer ins Grab gegangen und der andere in das Gefängnis. Jeder, der in Deutschland lebt und die Türkei als Paradies bezeichnet, lügt. In der Türkei wiederum erzählen sie Lügenmärchen über Europa. Ein Journalist hat behauptet, in Europa verdiene kein Arbeiter weniger als 5.000 Euro. Welcher Arbeiter verdient 5.000 Euro im Monat? Manche Menschen arbeiten vierzig Jahre lang für einen Lohn von 900 Euro im Monat. Die Menschen in der Türkei denken, wir würden mit Säcken voll Geld in den Urlaub reisen. Das stimmt nicht. Viele Türken können nur durch hohe Kredite ihre Reise finanzieren. Dann führen sie dort für einen Monat das Leben von Wohlhabenden, erzählen aber nicht, dass sie sich nach dem Urlaub nur von Wasser ernähren und hart schuften müssen, um ihre Schulden im Laufe von ein bis zwei Jahren zu begleichen.

Hier sind wir Ausländer, dort nennen sie uns Deutsche. Wenn ich in die Türkei reise, werde ich selbst in meinen eigenen Kreisen ausgegrenzt. Jedes Mal, wenn ich mit Geschenken und vollen Händen dort ankomme, bin ich ein guter Mensch. Sobald ich aber ein einziges Mal mit leeren Händen vom Markt komme, fragen sie sofort, wie lange ich denn noch bleiben wolle. Seitdem meine Eltern nicht mehr leben, bin ich ein Fremder im Haus meiner Schwester und meines Bruders, die nun dort leben. Wo soll ich denn da noch hin? Das ist die Geschichte vieler, die nach Deutschland

kamen. Wenn wir sterben, werden uns unsere Kinder dort beerdigen, das war es dann. Das ist die Wahrheit. Meine Kinder und Enkelkinder kennen die Verwandten in der Türkei gar nicht. Das ist gut so, denn sie würden auch von meinen Kindern Geld verlangen. Meine Kinder besuchen nicht die Orte, an denen ich aufgewachsen bin, sie besuchen Urlaubsorte wie Antalya.

Ich habe 33 Jahre gearbeitet, davon ein Jahr über der Erde und die restlichen 32 Jahre unter der Erde. Die Gänge, in denen wir arbeiteten, waren nur 80 Zentimeter hoch, wir krochen wie Schlangen und hatten keine Möglichkeit, unser Brot sitzend zu essen. Wie Schildkröten lagen wir mit dem Gesicht auf dem Boden, während wir aßen. Oben angekommen, erkannten wir uns nicht, da unsere Gesichter dunkel vom Ruß waren. Egal, welche Tätigkeit man unter der Erde ausübt, das Erste und Wichtigste sind die Tunnel. Mit Dynamit wurden Löcher gesprengt, die 30 oder 40 Meter groß waren. Wir Jugendlichen mussten helfen, sie auszuputzen und Material wegzutragen. Ich wog nur 50 Kilo und sollte manchmal 100 Kilo tragen. Meine Knie zitterten unter der Last. Geblieben sind Probleme an den Knien und an den Armen. Wenn man mich aufschlitzen würde, könnte man sehen, dass mein Körper voll mit Kohle ist. Bergwerk ist keine einfache Arbeit. Mir war kalt, ich schnitt mich am Gestein und ich hatte drei Unfälle.

Den Unfall, bei dem ich meinen Finger verloren habe, habe ich selbst verschuldet. Es war ein Tag vor Ramadan. Meine Ehefrau sollte aus der Türkei nach Deutschland einreisen. Meine Aufgabe war es, eine Maschine zu transportieren. Plötzlich sah ich eine Schraube auf dem Boden liegen. Hätte ich sie nicht aufgehoben, wäre im weiteren Verlauf die Kette gerissen. Hätte ich sie mit der rechten Hand genommen, wäre nichts passiert. Aber ich griff mit meinem linken Arm um die Ecke. Da kam ein Panzerförderer vorbei und hat mir den Finger abgerissen. Ich habe meinen Handschuh ausgezogen und meinem deutschen Kollegen gezeigt, dass mir der Finger fehlte. Als er meine Hand sah, ist er ohnmächtig geworden. Danach habe ich mit dem Ingenieur telefoniert und ihm von dem Unfall berichtet. Ich wurde ins nächstliegende Krankenhaus eingeliefert. Weil es keine freien Betten gab, wurden mir Schmerzmittel verabreicht und ich wurde in das Krankenhaus in Buchholz überwiesen. Zum Zeitpunkt des Unfalls hatte ich bereits Deutsch erlernt, also erzählte ich dem Arzt, dass meine Frau anreisen würde und ich dafür zum Flughafen müsste. Nach dem Eingriff stand ich von dem Operationstisch auf, noch ganz verdreckt vom Ruß, und ließ mich von einem Freund abholen, der mich zum Flughafen brachte. Dort warteten bereits mein Bruder und ein Freund. Als meine Frau mich so sah, war sie schockiert.

Ich habe nach dem Unfall noch weitere dreizehn Jahre in meinem Beruf gearbeitet. Ich erhielt mehr Verantwortung und teilte den anderen Arbeitern Aufgaben zu. Das war nicht immer einfach, während der Frühschicht musste ich hundert Arbeiter einteilen, da kann man leicht Anweisungen an die Falschen weiterleiten und anschließend Ärger bekommen. Es gibt viele Geschichten von der Arbeit, aber ich erinnere mich nicht an alle. Ich bin seit 23 Jahren in Rente. Wenn ich nochmals auf

die Welt kommen würde, würde ich wieder dasselbe machen und im Bergwerk arbeiten. Ich bereue es nicht. Wenn ich heute im Fernsehen Bergwerke und Bergarbeiter sehe, das Gesicht voll Ruß, denke ich an die Zeit zurück. Es war zwar harte Arbeit, aber wir waren zufrieden.

Schwierig war, dass ich die Sprache nicht beherrschte und meinen Kummer oder mein Leid nicht aussprechen konnte. Die deutsche Kultur war unserer gar nicht ähnlich. In den 1970er-Jahren gab es keine Bäder in den Wohnungen, nur welche im Flur, die sich zwei bis drei Familien teilten. Die Deutschen haben die Sauberkeit erst von uns gelernt. Es gab auch kein Obst und Gemüse. Die Deutschen verachteten unsere Leute und sehen uns als arme Menschen an, aber es sind die ausländischen Arbeiter, die das Land zu dem gemacht haben, was es heute ist. Nach dem Krieg waren die Deutschen fertig mit allem und hatten nichts. Die ausländischen Arbeiter haben für sie harte, körperliche Arbeit geleistet. Das Leben, das wir heute kennen, ist vielen ausländischen Arbeitern zu verdanken. Trotzdem wird ihre Arbeit nicht anerkannt, man vergisst ihre Namen.

Ich lebe nun schon seit 54 Jahren in Deutschland. Meine vier Kinder sind alle in Deutschland geboren. Sie sprechen Deutsch, Englisch und Türkisch. Einige meiner Enkelkinder sprechen kein Türkisch mehr, mit ihnen unterhalte ich mich auf Deutsch. Französisch habe ich schon lange vergessen und jetzt verlerne ich sogar schon Türkisch.

Behütet

Ich habe im Jahr 1964 geheiratet, da war ich zwanzig Jahre alt. Mein Mann ging nach Deutschland und wollte mich spätestens nach einem Jahr nachholen. Das hat meine Familie nicht erlaubt, sie fürchtete, ich würde vom rechten Weg abkommen und nur noch Schlechtes tun. 1966 ging dann auch mein Vater nach Deutschland und nach einiger Zeit war er damit einverstanden, dass mein Mann mich holte, weil er in meiner Nähe war. Als ich meine Familie verlassen habe, sagte man mir, dass ich einen leeren Briefumschlag nach Hause schicken sollte, wenn mein Ehemann mir etwas antue, sie wüssten dann, dass ich Hilfe brauchte. Es hat meinen Mann sehr beleidigt, dass meine Familie ihm so misstraute. Als ich nach Deutschland kam, war mein ältester Sohn erst 28 Monate alt. Am 15. Mai 1969 wurde mein zweites Kind geboren und im Juni 1970 mein drittes.

Mein Mann war sehr klug, anständig und aufopferungsbereit. Wir haben nie viel gestritten. Er hatte immer den Drang, andere zu beschützen. Als sich meine Freundin eine Zigarette anzünden wollte, hielt er sie davon ab: „Wenn dein Mann dich in der Öffentlichkeit mit einer Zigarette sieht, wird er dich umbringen. Er wird dich am Kinn packen und zuschlagen!“ Meine Freundin hat daraufhin aufgehört zu rauchen.

Ich habe hier in Deutschland nie gearbeitet, ich ging nur ab und zu gegen geringen Lohn Blumen oder Erdbeeren pflücken. Ansonsten habe ich mich um den Haushalt

und die Kinder gekümmert. Mein Mann hat im Bergwerk gearbeitet und es ging uns gut. Leider ist er schon verstorben.

Wir haben dem Westen nichts weggenommen, wir haben dem Westen etwas gegeben. Und mit dem, was wir hier verdient haben, haben wir viele Menschen in unserem Land gefüttert.

Benachteiligt

In der Türkei habe ich als Staatsbeamter gearbeitet, es war eine gute Arbeit, aber andere verdienten dreimal so viel wie ich. 1969 ging ich zum Arbeitsamt, weil ich nach Deutschland wollte. Mein Bruder, der damals bei Schönberg arbeitete, ging zum Arbeitsamt in Wesel, hat sich um alle Dokumente und Unterlagen gekümmert und mir diese dann zugeschickt. Daraufhin wurde ich untersucht und ein oder zwei Wochen später saß ich im Flugzeug nach Deutschland. Es ging sehr schnell.

Nach meiner Ankunft blieb ich drei Tage lang in einem Heim in Duisburg. Ich fand eine Stelle in einem Bauunternehmen, dort arbeiteten ungefähr vierhundert Menschen. Ich arbeitete sehr viel und erhielt ein Gehalt von manchmal 800 Mark, manchmal 900 Mark und manchmal 1.000 Mark monatlich. Da habe ich mich gefragt, warum ich nach Deutschland gekommen war. In der Türkei arbeitete ich am Schreibisch und hielt nur einen Kugelschreiber in der Hand. Hier arbeitete ich täglich zehn bis zwölf Stunden und nach der harten Arbeit gab es nur trockenes Brot und Joghurt zu essen. Ich wollte zurück, aber mein Bruder sagte mir, dass ich in der Türkei keine so gute Arbeit wie zuvor finden würde und bleiben sollte.

Wir sprachen kein Deutsch, wenn wir in den Supermarkt gingen, versuchten wir mit Händen und Füßen zu kommunizieren oder zu schmatzen, in der Hoffnung, dass die Mitarbeiter uns verstehen würden. Ich kannte das Wort „Honig“ nicht, also fragte ich summend wie eine Biene danach. Wenn ich Eier kaufen wollte, machte ich den Krähruf des Hahns nach. Die erste Generation der ausländischen Arbeiter hat sich in der Regel so verständigt, da niemand Deutsch sprach.

Zu Beginn waren wir den Deutschen sehr willkommen. Da hieß es „Herzlich willkommen, Türke!“ Uns wurde geholfen, sei es wegen der Steuer oder um einen Arbeitsplatz zu finden. Nicht nur Türken, die Ausländer im Allgemeinen haben in Deutschland die harte Arbeit übernommen. Immer, wenn Arbeiter gebraucht wurden, waren wir sofort zur Stelle. Meine deutschen Kollegen waren nicht so flexibel wie wir.

Während ich mit einem jugoslawischen Kollegen arbeitete, hatte ich einen Unfall, bei dem ich mich verbrannt habe. Der Ofen, an dem wir arbeiteten, fiel um. Mein Kollege trug keine Schutzkleidung, ich habe ihn weggestoßen und konnte ihn zum Glück retten. Doch ich rutschte aus, fiel 17 Meter in die Tiefe und landete im Sand. Ich hatte großes Glück, denn ich fiel nicht in den Kanal, in dem heißes, pochendes Eisen wie Wasser floss, sondern daneben. Mein Meister, mein Bruder und ungefähr zwanzig meiner Kollegen brachten mich zu einem Arzt. Ich wurde in das evangelische

Krankenhaus in Duisburg transportiert. Ein persischer Arzt fragte mich erschrocken, was passiert sei. Ich sah aus wie eine Mumie, von Kopf bis Fuß mit einem Verband umwickelt, nur meine Hände waren frei. Ich konnte meine Augen nicht öffnen, hatte Angst und fühlte mich wie ein Blinder. Der Arzt verabreichte mir eine Spritze und eine Stunde später konnte ich wieder sehen. Sechs Wochen lang lag ich im Krankenhaus unter Beobachtung. Eines Tages fragte ich den Arzt, ob ich ein paar Tage Urlaub erhalten könnte, um meine Kinder wiederzusehen. Er verneinte, doch sobald er weg war, lief ich raus. Ich trug nur meine Unterwäsche und mein Nachthemd, als ich nach Hause floh. Ich blieb bis 9 Uhr, ehe ich wieder in das Krankenhaus ging. Meine Firma schickte mir einen Brief, den die Nachbarskinder für mich übersetzten. Es war meine Kündigung! Ja, nach dem Unfall wurde ich gekündigt! Ich erhielt nichts, keinen Dank, kein Schmerzensgeld, gar nichts, obwohl sich der Unfall während meiner Arbeitsschicht ereignet hatte. Ein Dolmetscher sprach mit dem Direktor und dem Betriebsrat und erklärte, dass man mich nicht so einfach kündigen könnte. Ich nahm also meine Arbeit wieder auf, doch meine Kollegen sagten, dass meine Wunden schlimm riechen würden. Es hatte sich fast an jeder verbrannten Stelle Eiter gebildet. Ich musste wieder für ungefähr sechs Monate krankgeschrieben werden. Der Gestank und der Eiter vergingen, ich war wieder gesund und konnte wieder arbeiten. Doch bald wurde ich erneut gekündigt und musste mir eine andere Arbeit suchen.

Ich fand eine Stelle in einer Glasfabrik in Wesel, wo viele meiner Freunde und Verwandten arbeiteten. Meine deutschen Kollegen erhielten 2.200 bis 2.500 Mark Lohn monatlich, ich bekam für die gleiche Arbeit nur 1.500 Mark. Der Lohnunterschied erklärte sich durch Nationalität und Ethnie. Jeder von uns, egal, ob Deutscher oder Ausländer, machte die gleiche Arbeit. Es gab damals diese Diskriminierung, zwischen deutschen und ausländischen Arbeitern wurde unterschieden. Ich ging mit einem Dolmetscher zu meinem Obermeister und der erklärte, dass die Deutschen mehr Überstunden machten. Als mein Bruder von der Firma seine Kündigung erhielt, ging ich zu seinem Obermeister und fragte nach. Er sagte nur: „Ja, abwarten. Du wirst auch eine erhalten.“ Mein Chef erklärte mir, ich würde mich zu oft krankschreiben lassen, und als ich das nächste Mal krank war, erhielt ich prompt die Kündigung. Der Betriebsrat und der Chef wurden kontaktiert, doch man teilte mir nur mit, dass meine Kollegen nicht mit mir arbeiten wollten. Natürlich verlangte ich eine Gegenüberstellung, doch dies wurde verweigert. Ich war wütend und klagte beim Arbeitsgericht in Wesel. Die Firma schickte fünf Anwälte zu dem Prozess. Ich gewann und erhielt eine Abfindung von 17.000 Mark. Mein Anwalt fragte mich, ob ich das Geld annehmen würde oder ob ich einen Arbeitsplatz haben möchte. Ich nahm mir fünf Minuten Zeit und erklärte, dass das Geld erst einmal für Ruhe sorgen würde. Würde ich die Arbeit annehmen, würde man mir vielleicht wieder kündigen und ich hätte wieder Sorgen.

Bis 1994 war ich als Monteur tätig, das war meine dritte Arbeitsstelle. Ich habe in München, in Stuttgart und in anderen Städten gearbeitet und sehr viel Geld verdient, das Gehalt lag monatlich zwischen 6.000 und 7.000 Mark. Ich habe mein Geld ausgegeben, getrunken und Glücksspiele gespielt. Ich war ein Lebemann und habe

trotz meiner vielen Ausgaben Geld gespendet und kranke Menschen und Familienangehörige in der Türkei unterstützt.

Mein Leben in Deutschland war gut und interessant. Das Einzige, das ich bereue, ist, die Kinder in Deutschland großgezogen zu haben. In meiner Familie in der Türkei haben alle Kinder zwei Studienabschlüsse. Diejenigen, die in Deutschland leben, haben nur einen Studienabschluss oder sie haben nach der zehnten Klasse die Schule verlassen und eine Ausbildung gemacht. Unsere Kinder hatten Nachteile. Wir sprachen kein Deutsch und konnten ihnen nicht helfen. Meine Kinder und Enkelkinder sprechen perfekt Deutsch, sie brauchen keine Dolmetscher. Mein ältester Sohn und mein ältester Enkelsohn, er ist schon 31 Jahre alt, sind gemeinsam Großunternehmer, sie haben Pflegedienste, Sicherheitsunternehmen und eine Bücherei. Mein jüngster Sohn ist Busfahrer und alle fünf Jahre muss sein Führerschein kontrolliert werden. Da er Schlafprobleme hat, besteht die Gefahr, dass er während der Fahrt einschläft, deshalb wurde ihm der Führerschein entzogen. Er hat sich mit einem Autohandel selbstständig gemacht und verdient jetzt doppelt so viel wie als Busfahrer. Ich habe vier Kinder, elf Enkelkinder und mittlerweile Urenkel. Eines meiner Enkelkinder arbeitet bei der Sparkasse und hat dort die Ausbildung abgeschlossen.

Ich finde, dass das Leben in Deutschland besser ist als in der Türkei. Ich sehe die Menschen in meiner Heimat, sie sind Beamte, Polizisten, Ärzte, Krankenpfleger, doch sie verdienen umgerechnet nur 100 Euro oder 150 Euro. Das Beste ist es, in Deutschland zu arbeiten und in der Türkei Urlaub zu machen.

Dazwischen

Die Entscheidung, nach Deutschland zu kommen, traf ich, während ich meine Ausbildung zum Kommandanten einer Polizeistation absolvierte. Manchmal besuchten uns Menschen, die in Deutschland lebten, was mich faszinierte. Sie trugen spitze Schuhe und besaßen Gegenstände, die zu dem Zeitpunkt in der Türkei noch unbekannt waren. Nach meiner Ausbildung meldete ich mich beim zuständigen Arbeitsamt, es dauerte zweieinhalb oder drei Jahre, ehe mir eine Arbeitsstelle angeboten wurde.

Drei Männer aus meinem Dorf wurden nach Istanbul zu einer gründlichen körperlichen Untersuchung eingeladen. Die anderen beiden waren vor mir an der Reihe. Einer von ihnen hatte Augenprobleme, der andere Probleme mit seiner Lunge. Meine Untersuchung verlief gut, ich war der Einzige, der für eine Stelle in Deutschland in Frage kam.

Am 13. Juni 1970 stieg ich mittags in den Zug und am 15. Juni erreichte ich München, von dort aus ging es weiter zum Hamburger Hauptbahnhof. Der Zug kam um Mitternacht an. Hamburg ist so groß wie Istanbul. Es war niemand dort, um mich zu empfangen. Ich wusste nicht, wohin ich gehen sollte, und sprach kein Deutsch. Ein Polizist, den ich ansprach, konnte mir nicht helfen, er war nutzlos wie ein Stück Holz. Ich stieg in ein Taxi und drückte dem Fahrer die Adresse, die man mir gegeben

hatte, in die Hand. Er fuhr los. Während der Fahrt redete er mit mir, aber ich verstand kein Wort von dem, was er sagte. Irgendwann erreichten wir die Adresse. Ich ging an die Tür und klingelte, aber niemand war da. Ich klingelte noch einmal, niemand öffnete die Tür. Nach dem gescheiterten Versuch stieg ich wieder ins Taxi und bat den Fahrer, mich zu einer Polizeistation zu fahren. Als wir dort ankamen, sprang ich aus dem Auto. Der Fahrer sagte etwas auf Deutsch, das ich nicht verstand. Ich vermutete, er fragte nach Geld. In der Polizeistation versuchte ich, mit einem Wörterbuch zu kommunizieren. Zum Glück konnte ich alle Wörter finden, die ich brauchte, um meine Situation zu erklären. Dann zündete ich mir eine Zigarette an und wartete. Endlich traf mein Chef ein. Er sprach mit den Beamten, dann gingen wir zusammen hinaus. Er zeigte mir eine Wohnung, in der ich schlafen sollte. Am nächsten Morgen bereitete er für mich im Esszimmer ein Frühstück vor, das aus verschiedenen Sorten von Salami bestand. Ich stamme aus der Türkei und bin Muslim, das Frühstück konnte ich nicht essen. Das verstand mein Chef und wir gingen zusammen zu einem Markt. Er gab mir Geld und zeigte mir Hähnchen, Brathähnchen und andere Lebensmittel.

An meinem ersten Arbeitstag fuhren wir zwei Stunden lang, bis wir in einem Wald ankamen. Dort waren ein jugoslawischer Mann namens Toni und ein deutscher Kollege namens Denis. Sie lebten gemeinsam in einem Waggon, kochten Schweinefleisch in einem Topf und aßen es. Das schockierte mich sehr, ich dachte, ich sei in der Hölle gelandet. Ich zündete mir eine Zigarette an, warf sie weg, zündete mir eine weitere an und warf sie wieder weg. Es war einsam im Wald. Wir hatten nur einen Gaskocher und einen Eimer. Darin haben wir Wasser geholt und damit haben wir geduscht. Wir lebten wie wilde Tiere. Es gab nur das fließende Wasser der Natur, aber es war verdreckt, seine Farbe war gelb. In unseren Wäldern in der Türkei fließt das Wasser weiß und glitzernd. Herden von Rehen, Kaninchen, Rebhühnern liefen um uns herum, sie taten uns nichts. In Deutschland gibt es viel Freiwild, die Regierung kümmert sich gut darum. Da wurde mir bewusst, dass Deutschland ein reiches Land ist, denn sollte es irgendwann nötig sein, würde den Deutschen das Fleisch der Wildtiere genügen, um zu überleben. Wir warfen Holz in Maschinen, die es schälten und reinigten. Das Holz wurde so dünn und spitz wie ein Bleistift und glatt wie Marmor. Ich bin mir nicht ganz sicher, aber ich denke, die Bäume wurden zu Papier verarbeitet.

Damals war ich erst 29 Jahre alt, die Arbeit im Wald überforderte mich. In der Nähe des Waldes wurden Jets und NATO-Radargeräte gebaut, dort waren Türken eingestellt. Als ich sie traf, dachte ich, ich sei wieder in der Türkei. Ich erzählte ihnen von meinen Problemen und den Herausforderungen, denen ich seit meiner Ankunft ausgeliefert war.

Eines Tages gingen Toni und Denis weg, ich blieb allein im Wald zurück und lebte in dem Waggon wie ein Wächter. Als ich erfuhr, dass ich auch im Winter im Wald schlafen müsste, beschloss ich, so schnell wie möglich zu fliehen. Nach insgesamt achtzehn Tagen Arbeit habe ich es nicht mehr ausgehalten. Ich schickte einen Brief an meine Familie in der Heimat, in dem ich meine Rückkehr ankündigte. Einen wei-

teren Brief, in dem ich mich über die Arbeitsbedingungen beschwerte, schrieb ich an das Generalkonsulat. Beide warf ich am selben Tag in den Briefkasten.

Ein Mann und eine Frau waren oft mit ihrer Tochter im Wald unterwegs, manchmal unterhielt ich mich mit ihnen. Ich bat sie um Hilfe und erzählte ihnen, dass meine Kollegen weggegangen waren und ich nun allein im Wald festsäÙ. Die Frau nahm meine Hand und zog mich mit sich, sie sagte: „Fernsehen, Fernsehen!“ Also ging ich mit zu ihrem Haus und schaute dort fern. Das Haus war nur zwei oder drei Minuten entfernt, eine Villa im Wald. Sie boten mir Bier an, das ich trank. Ich hatte aber Angst, wenn sie mir etwas zu essen anboten, weil ich fürchtete, es könnte Schweinefleisch enthalten. Am nächsten Tag durfte ich ihr Telefon benutzen, um im Konsulat anzurufen. Auch die deutsche Familie sprach mit dem Konsulat und berichtete, wie sie mich im Wald gefunden hatte.

Kurze Zeit später kam mein Chef und war wütend, weil das Generalkonsulat bei ihm angerufen hatte. Er fürchtete, durch meine Beschwerde Probleme zu bekommen. Jedoch trug ich keine Schuld, denn bevor ich nach Deutschland kam, wurde mir zugesagt, dass ich in einem Heim untergebracht werden würde. Alle anderen Freunde wurden in Städte geschickt und lebten in Häusern, wie es ihnen in der Türkei versprochen worden war. Nur ich übernachtete ganz alleine im Wald. Der Chef gab mir zum Abschied 10 Mark. Mit einem Auto wurde ich in ein Heim in Hamburg gebracht, doch dort gefel es mir gar nicht. Die Bewohner brachten Frauen dorthin, so etwas hatte ich noch nie gesehen, es war unmenschlich. Ich verbrachte die Nacht dort und meldete mich um 9 Uhr im Konsulat.

Hamburg hat große Werften, dort sollte ich arbeiten. Nach einem zweimonatigen Kurs wurde ich als SchweiÙer eingestellt. Sie zahlten sehr niedrigen Lohn und die Arbeitsbedingungen waren auch nicht angenehm. Zweieinhalb oder drei Jahre lang arbeitete ich dort, dann wurde ich für acht Monate krankgeschrieben, weil ich einen sehr schwachen Magen hatte. Eine Ärztin sagte mir, ich solle mehr Fleisch essen, besonders gekochte Wurst. Das muslimische Hemd, das ich trug, habe ich sofort weggeworfen und damit auch die Regel, kein Schweinefleisch zu verzehren. Kaum war ich drauÙen, habe ich mir zwei Würste bestellt und gegessen. Ich muss zugeben, dass ich danach gesund geworden bin. Meine Gesundheit ist wichtig, ich muss alles tun, was nötig ist, damit ich weiterhin gesund bleibe.

Die Arbeit in der Werft war ohnehin schädlich für die Gesundheit. Es gab dort Elektroden, die blauen Rauch ausstieÙen, jemand erzählte, er würde die Organe angreifen. Da sollte man sofort weglaufen! Als ich wieder gesund war, verließ ich diesen Arbeitsort und arbeitete bei der Bahn. Auch da blieb ich nicht lange und war erst einmal arbeitslos. Das Arbeitsamt schickte mich schließlich nach Moers, weil es dort einen großen Bedarf an Bergbauarbeitern gab.

Ich wusste nur, dass Bergwerker unterirdisch arbeiten, dort, wo es ganz dunkel ist, und malte mir gefährliche Dinge aus. Ich konnte nicht unter die Erde gehen! Nach einigen Wochen vermittelte mir das Arbeitsamt eine Stelle im Stahlwerk. Es war eine seltsame Fabrik, ich habe nur eine Woche lang dort gearbeitet.

Man befestigt ein Seil, nimmt es heraus und hebt es an. Ein Kran ist sehr teuer, da muss man vorsichtig arbeiten. Ich habe ein Seil von beiden Seiten an ein Eisenstück angelegt und es hochgehoben, aber es fiel sofort wieder ab. Nach diesem Vorfall dachte ich mir: „Deutschland besteht nicht nur aus Stahlwerken, es gibt auch andere Berufe!“ Also bin ich unter die Dusche gegangen und habe die Fabrik für immer verlassen.

An einem Nachmittag saß ich unter einem Birnenbaum, trug ein Unterhemd, zündete mir eine Zigarette an und trank Kaffee, es war schön. Ein junger Mann fuhr vorbei und fragte: „Könnte ich auch eine Tasse Kaffee bekommen?“ Ich gab ihm eine und er erzählte mir, dass er im Bergwerk arbeite. Dann sah ich den jungen Mann lange an und dachte, wenn er es schaffte, in einem Bergwerk zu arbeiten, dann würde ich es auch schaffen.

Am nächsten Morgen traf ich mich mit ihm, wir stiegen gemeinsam in den Bus und fuhren zur Zeche in Moers, in der er arbeitete. Er stellte mich seinem Arbeitgeber vor und behauptete, dass ich sein Verwandter sei. Der Arbeitgeber erklärte, dass er keine Möglichkeit habe, mich einzustellen, dass es aber ein anderes Bergwerk in der Nähe gebe, von dem er wisse, dass sie neue Arbeiter suchten. Wir fuhren zu diesem Ort, ein Mann stellte mir Fragen und schickte mich zu einer gesundheitlichen Untersuchung. Am nächsten Tag erhielt ich den Anruf, dass sie mich nehmen würden. Ich legte auf, sprang in ein Taxi und fuhr nach Moers.

Einen Tag später erhielt ich meine Kleidung, meine Lampe und alles andere, was ich für die Arbeit brauchte. Die Arbeiter, deren Schicht begann, kamen die Treppe hinunter, und die Arbeiter, deren Schicht endete, stiegen die Treppe hinauf. Es gab auch einen Aufzug, aber der hielt nicht an. Ein Arbeiter gab jedem die Hand und es stellte sich heraus, dass es sein letzter Arbeitstag war, er ging wohl in den Ruhestand. Es war mein erster und sein letzter Arbeitstag! Ich hatte mich immer gefragt, ob die Arbeit irgendwann enden würde, der Arbeiter, der in Rente ging, bewies mir nun, dass es so ist. In dem Bergwerk habe ich über vierzehn Jahre gearbeitet.

Als ich nach Deutschland ging, habe ich meine Frau und vier Kinder in der Türkei zurückgelassen, denn ich wollte nach zwei Jahren wieder in die Türkei zurückkehren. Erst zehn Jahre später holte ich meine Frau und meine Kinder nach. Insgesamt habe ich vier Töchter, einen Sohn und zwei Enkelkinder, die beide studieren.

Mittlerweile sind 53 Jahre seit meiner Ankunft vergangen und ich bin immer noch hier. Ich bin jetzt 85 Jahre alt und verdanke dieses Alter Deutschland. Wäre ich in der Türkei geblieben, wäre ich schon längst tot, meine Knochen wären geschmolzen. Die meisten Menschen in der Türkei erleben täglich Leid, Not und Armut, nur die Reichen leben in Frieden. Hier werden wir als Menschen behandelt. Der Wert, der hier auf Menschen gelegt wird, ist sehr hoch, in der Türkei hat der Mensch überhaupt keinen Wert.

Ich kann Deutschland nicht mehr verlassen, weil Deutschland in meinen Augen golden ist, es war und ist heute noch ein Paradies. Ich verlasse mich auf Deutschland. Wenn ich zurückblicke, würde ich in meinem Leben alles wieder genauso machen. Ich

würde wieder nach Deutschland gehen, die Menschheit in der Türkei ist noch nicht in unserer Zeit angekommen. Dort gibt es keine Ordnung, kein System. Sie saugen dort das Blut aus den Menschen. Ein Stück Brot kostet mittlerweile mindestens 20 Lira.

Wir verbringen ein paar Monate in der Türkei und ein paar Monate in Deutschland. Natürlich liebe ich die Türkei, aber mir gefällt es hier in Deutschland auch sehr gut. In der Türkei nennt man uns „Deutsche“, hier nennt man uns „Gastarbeiter“, wir sind also in der Mitte, irgendwo dazwischen.

Einsam

Bevor ich nach Deutschland kam, arbeitete ich als Schweißer für das türkische Unternehmen Arçelik, das Ähnliches produziert wie die Firma Bayer in Deutschland. Von da aus habe ich mich als Gastarbeiter nach Frankreich und nach Deutschland beworben. Innerhalb von zehn Tagen bekam ich eine Zusage aus Frankreich, kurz darauf die Zusage von Deutschland. Ich sprach mit meiner Mutter und meinem Vater darüber, und am Ende fiel die Entscheidung für Deutschland. Zu dem Zeitpunkt war ich seit einem Jahr verheiratet. Als ich nach Deutschland ging, wollte ich nach ein paar Jahren wieder zurück in die Türkei kommen. Das war damals der Plan aller türkischen Arbeiter, die nach Deutschland kamen. Wir wollten drei oder vier Jahre arbeiten, etwas Geld verdienen und dann zurückkehren.

Vor der Einreise habe ich mein Diplom und alle notwendigen Papiere vorgelegt. Ein deutscher Arbeiter einer großen Werft testete mein Können. Er legte verschiedene Elektrogeräte auf den Tisch und stellte Fragen wie: „Was ist das für ein Motor? Zeige und beschreibe, wie eine einfache Schweißung erfolgt!“ Danach gab er mir ein Schreiben in die Hand und schickte mich zum Arzt. Der Arzt lachte und sagte: „Mashallah! Du bist ein junger und kräftiger Mann.“ Er drückte mir ein Flugticket in die Hand und erklärte mir, an welchem Tag und zu welcher Uhrzeit ich am Flughafen sein müsste, um nach Düsseldorf zu fliegen.

Ich stieg am 15. November 1970 in das Flugzeug. In Düsseldorf holte mich ein Angestellter des Unternehmens ab, für das ich arbeiten sollte. Es war der Mann, der mich getestet hatte, aber ich erkannte ihn nicht sofort. Er brachte mich in eine Wohnung, die er für Arbeiter eingerichtet hatte.

Nachdem ich die Arbeit in der Werft begonnen hatte, erfuhr ich, dass ich verpflichtet sei, ein Jahr lang in diesem Unternehmen zu arbeiten. Wir hätten dem angeblich zugestimmt, aber wir haben erst in Deutschland von dieser Regelung erfahren und konnten keinen Einspruch erheben. Acht Monate vergingen, die Arbeit war hart und anstrengend. Dann wurde ich krank, ich hatte die Grippe und mir lief die Nase wie Wasser aus dem Wasserhahn. Ich suchte einen Arzt auf, der mich nicht krankschreiben wollte, obwohl ich Ruhe brauchte, um wieder gesund zu werden. Ein türkischer Kollege riet mir, einen anderen Arzt aufzusuchen, der mir schließlich Arbeitsunfähigkeit bescheinigte. Ich ging nach Hause, frühstückte zusammen

mit einem Freund. Der Mann, der mich getestet und am Flughafen abgeholt hatte, besuchte mich. Er fragte nach meiner Arbeitsnummer und verließ meine Wohnung, ohne noch etwas zu sagen. Eine Woche später schickte mein Arbeitgeber mir einen Brief, in dem er mich darüber informierte, dass man mir 800 Mark auf mein Konto überwiesen habe. Außerdem stand in dem Brief: „Sie sind entlassen und können nun in Deutschland dort arbeiten, wo Sie möchten.“ Ich las den Brief, hob die 800 Mark von meinem Konto ab und reiste nach Istanbul. Dort verbrachte ich ein oder zwei Monate, besichtigte die Stadt und ging anschließend zurück nach Deutschland. Ich hatte einen Reisepass, weshalb meine Ein- und Ausreise problemlos waren. Zurück in Deutschland fand ich eine neue Arbeit auf einem Schiff und arbeitete dort etwa anderthalb Jahre lang.

Ich habe insgesamt neun Jahre lang in der Schiffsbranche gearbeitet. Dann hörte ich von Freunden, dass sie in der Montage mehr verdienten, weil der Arbeitgeber ihnen für gefahrene Kilometer in andere Städte Zuschlag zahlte. Ich habe mich beworben und eine Stelle bekommen. Der Betrieb hat mich in verschiedene Städte Deutschlands geschickt. Ich habe immer jemanden im Auto mitgenommen, weil ich Angst hatte, die Arbeitsstätte in der fremden Stadt nicht zu finden. Manchmal blieb ich eine Woche, fünfzehn Tage oder sogar einen ganzen Monat in einer anderen Stadt. Ich bin bis nach Stuttgart gefahren. Da ich sehr oft weg war, hatte ich Heimweh nach meiner eigenen Stadt. Einmal verursachte ich einen Unfall, als ich auf einen hohen Bürgersteig fuhr. Ich muss eingeschlafen sein. Mir wurde der Führerschein für ein Jahr entzogen und ich erhielt eine Geldstrafe von 4.000 Mark.

Als ich nach Deutschland kam, gab es nichts an den Deutschen, das ich seltsam oder lustig fand. Ich bin selten auf Deutsche gestoßen, die uns schlecht behandelten oder sich uns gegenüber aggressiv verhielten. Wenn ich solche Leute traf, haben andere Deutsche mir geholfen. In einem Montagewerk in Mannheim haben wir in einer Höhe von 200 Metern gearbeitet. Ein Schlosser wollte, dass ich ein schweres Eisenstück nach oben trage. Wir stritten uns, ein Meister sah es, merkte, dass der Mann mir seine eigene Arbeit aufzwingen wollte, rief ihn zu sich und sagte: „Trag du das nach oben!“ Der Schlosser wollte daraufhin die Eisenstangen mit einem Kran hochziehen lassen, aber der Meister sagte: „Nein, du trägst sie mit der Hand. Es gibt keinen Unterschied zwischen ihm und dir. Du siehst diesen Menschen als einen Fremden an. Wir drei sind zusammen, wir machen die gleiche Arbeit und werden dafür bezahlt.“ Dieser Meister stand an diesem Tag zu mir.

Ich sprach damals kein Deutsch. Einmal ging ich in den Supermarkt, um Hähnchenfleisch zu kaufen. Ich sah das Fleisch in der Fleischtheke und versuchte, mit Händen und Füßen zu erklären, was ich wollte. Ich rief das türkische Wort für Hähnchen, doch der Verkäufer verstand mich nicht. Eine Frau kam zu uns und erklärte: „Ich glaube, er möchte Hähnchenfleisch haben.“

Nach und nach lernten wir deutsche Wörter, wir lernten die Namen der Tage, wir lernten bis zehn zu zählen, wir lernten Begriffe wie *Hammer* und andere Wörter, die man für die Arbeit brauchte. Die Arbeitgeber haben Sprachkurse organisiert, ich

glaube, das wurde gesetzlich gefordert. Auch unsere Firma bot einen Kurs an, den wir nach der Arbeit besuchen sollten, aber wir schliefen dort immer ein, weil wir sehr müde waren. Der Lehrer unterrichtete und wir schliefen.

Es gab keine türkischen Cafés, deshalb gingen wir in Diskotheken oder verbrachten unsere Freizeit in Kneipen. Einmal schlief ich drei Tage und drei Nächte lang, weil ich so viel getrunken hatte. Als ich nach drei Tagen wieder zurück zur Arbeit ging, feuerte mich mein Arbeitgeber. Ich ging wieder in die Kneipe, trank ein paar Flaschen Bier und ging zurück zu ihm. Ich sagte ihm, dass ich keine neue Arbeit finden konnte, also stellte er mich wieder ein.

In einer Kneipe habe ich eine Frau kennengelernt, die für mich wie gemacht war. Sie saß immer rechts von mir und ich merkte schnell, dass sie ein Auge auf mich geworfen hatte. Irgendwann begann der Vater des Mädchens, mich nach Geld zu fragen, er verließ sogar seine eigenen Freunde, um an meinen Tisch sitzen zu können. Ich ging nach Hause und schrieb meiner Frau: „Du musst in fünfzehn Tagen in Deutschland sein, sonst kommst du zu spät, denn ich werde mich hier in jemanden verlieben.“ Ich war verheiratet und hatte Kinder, mein Sohn war zu diesem Zeitpunkt erst ein Jahr alt. Sie bereitete umgehend ihre Reise vor und hatte ihren Koffer bis zum Rand gefüllt, wir konnten ihn kaum heben. Als sie ankam, richteten wir unser neues Zuhause ein. Die kleine Nuriye weinte immer, wenn ich das Haus verließ, um zu arbeiten. „Papa, wo gehst du hin?“, fragte sie. Ich sagte dann, dass ich eine Wassermelone kaufen würde, damit sie nicht mehr weinte. Nurşen und Mazlum wurden in Deutschland geboren. Nurşens Augen sahen japanisch aus, fast unsichtbar, aber als sie älter wurde, verschwanden diese Augen. Ein Kind, zwei Kinder, dann am Ende wurden es vier Kinder. Ich weiß nicht, wie meine Kinder aufgewachsen sind, ich habe sie nie auf den Arm genommen, denn ich habe immer gearbeitet. Ich konnte sie weder in den Kindergarten bringen noch von dort abholen, ich konnte nicht mit ihnen einkaufen gehen. Als sie eingeschult wurden, beschlossen wir, in Deutschland zu bleiben. Die meisten Familien zogen es vor, zurückzugehen, bevor ihre Kinder in die Schule kamen. Sie hatten die Befürchtung, dass sich ihre Kinder hier an schlechte Dinge gewöhnen könnten, dass sie ungläubig oder entmenslicht würden. Wir hatten solche Ängste nicht, eine Rückkehr schien uns ausgeschlossen. Aber 1985 wollte ich Deutschland dann doch verlassen und für immer in der Türkei bleiben, weil sich die Kinder nicht zu sehr an Deutschland binden sollten. Wir hatten ohnehin schon ein Haus in der Türkei und ein Freund dort schuldete mir 10.000 Mark. Er verpflichtete sich, meine Möbel zu bezahlen. Ein Schreiner hat alles vorbereitet und geliefert. Er baute einen Kleiderschrank mit vier Türen und Schubladen, ein Schlafsofa und einen modernen Spiegel, von dem man meinen könnte, er sei für Priester geformt worden, so schön ist er. Die Türken haben sehr gut gearbeitet, die Deutschen können solche Möbel nicht herstellen. Mittlerweile haben wir einige der Sachen weggeworfen, andere Möbel stehen immer noch im Haus, denn sie haben nie Mängel aufgewiesen. Keine Woche, nachdem ich in die Türkei zurückgekehrt war, bereute ich es und wollte nicht länger dort

bleiben. Ich hatte meine Kinder zwar auf türkischen Schulen angemeldet, meldete sie aber gleich wieder ab und wir kehrten zurück nach Deutschland.

Meine Kinder haben alles geschafft. Einige Kinder gingen nie in den Kindergarten, weil man jeden Monat zahlen musste. Viele Familien dachten immer nur ans Geld und nicht an ihre Kinder. Aber wir dachten nicht ans Geld, unsere Kinder gingen in den Kindergarten und lernten Deutsch. Nuriye konnte schon lesen und ihren Namen und ihre Adresse schreiben, bevor sie in die Schule kam. Sie kannte die Telefonnummern aller Verwandten in der Türkei auswendig. Ich kannte nicht einmal meine eigene Telefonnummer. Ihre Mutter hat ihr das alles zu Hause beigebracht, möge Allah ihr gnädig sein und sie in Frieden ruhen! Der Verstand meiner Frau arbeitete wie eine Maschine, sie war superschlau. Sie lernte perfekt Deutsch, ohne einen Sprachkurs zu besuchen, und sie kannte die deutschen Namen aller Lebensmittel und Gerichte. Viele türkische Kinder wurden auf Sonderschulen geschickt, obwohl sie Deutsch sprachen. Meine Frau hat das nicht zugelassen. Ich weiß nicht, in welcher Klasse die Kinder waren, aber wir fuhren in Urlaub und kamen fünfzehn Tage zu spät zurück. Nach den Ferien sollten die Kinder auf die Realschule wechseln, aber aufgrund der Verspätung wurden sie nicht mehr angenommen. Ihre Mutter rief in Düsseldorf an, das Konsulat kümmerte sich darum, die Kinder kamen auf die Schule und schlossen sie ab. Danach bereiteten sie sich drei Jahre lang auf die Universität vor und beendeten später auch diese.

Mit einem Kollegen aus Izmir und seiner Frau waren wir gut befreundet, wir trafen uns oft. Die Frau dieses Freundes war wie die Königin von England, ich habe noch nie eine Frau gesehen, die so herausgeputzt und geschminkt war. Sie wurde zur selben Zeit krank wie meine Frau, beide lagen im selben Krankenhaus. Hasan und ich haben unsere Frauen ständig besucht, sie starben im Abstand von zehn Tagen. Die Medizin war damals nicht so weit. Heute würde man eine Knochenmarkstransplantation machen und meine Frau wäre geheilt. Sie ist gestorben, weil die heutige Technik fehlte. Der Tod meiner Frau hat mich am Boden zerstört. Danach bin ich nicht mehr zur Arbeit gegangen. Ich habe dreimal angefangen, aber dreimal hat man mich nach Hause geschickt, denn ich konnte mich nicht mehr konzentrieren. Ich konnte nicht einmal die Treppe zu meiner Wohnung im dritten Stock hochgehen.

Seit 2010 bin ich im Ruhestand. Ich habe Kinder und Enkelkinder, aber leider weiß ich nicht viel über sie. Sie haben sich an die Traditionen und Bräuche dieses Landes gewöhnt. Ich verbringe einige Monate des Jahres in Deutschland, einige in der Türkei, aber bald möchte ich nur noch in der Türkei bleiben. Letztes Jahr bin ich schon im Februar gefahren und erst zurückgekommen, als mein Reisepass abgelaufen war.

Entwicklung

Ich habe im Jahr 1965 meinen zweijährigen Militärdienst in Tunceli in der Türkei geleistet und war dort im Ausbildungslager. Ein Freund aus Izmir, den ich zufällig

während des Militärdienstes wiedertraf, hatte die Idee, nach Deutschland zu gehen, und wir bewarben uns. 1973 erhielt ich eine Zusage und ging mit diesem Dokument zur Arbeitsagentur. Zuerst musste ich mich in Istanbul von einem deutschen Arzt untersuchen lassen. Ich wurde den Ford-Werken zugeteilt und fuhr im Juli zusammen mit fünfzig oder sechzig weiteren Arbeitern zunächst mit dem Zug nach München und von dort aus weiter mit dem Bus nach Köln. Die Gruppe der Arbeiter, mit der ich kam, gehörte wahrscheinlich zu den letzten, nach uns kamen nicht mehr viele. Bevor ich hier ankam, hatte ich keine Vorurteile, ich hatte mich entschieden, nach Deutschland zu kommen, ohne zu wissen, ob es ein gutes oder ein schlechtes Land ist, und hatte mir keine Gedanken darüber gemacht, wie das Leben hier sein könnte. Es gab niemanden in meinem Umfeld, mit dem ich in Kontakt treten konnte, um vor meiner Einreise Informationen über das Land zu sammeln.

Ich erinnere mich an meine Ankunft in Deutschland, an das Gefühl, als ich aus dem Zug ausstieg. Es war ein besonderes und aufregendes Gefühl, wir waren neugierig, da alles fremd und seltsam wirkte, aber wir hatten keine Angst. Der Bahnhof war überdacht, es schien, als seien wir unter der Erde, denn man konnte nicht hinausschauen. Außer uns war niemand am Bahnhof.

Nach unserer Ankunft in Köln wurden wir in Heime gebracht, wo wir auf andere Arbeiter aus der Türkei trafen. Sie haben uns alles gezeigt und uns überall hingeführt, sodass wir uns sehr gut aufgehoben fühlten. Wir bekamen Essen und unsere Sachen wurden gewaschen. Es gab kein Schweinefleisch, aber oft Bohnen und Reis oder Suppen. Auch Kartoffeln wurden serviert, sie waren mit Mehl gekocht und mit Soße übergossen. Wenn manche erzählen, es hätte jeden Tag Kartoffeln gegeben, ist das übertrieben.

Da in Köln an einem Ort acht oder zehn Heime waren, in denen die Arbeiter wohnten, gab es in der Nähe einen türkischen Supermarkt, der viel Gemüse und andere Lebensmittel verkaufte, die über Belgien aus der Türkei importiert wurden. Die Verpackungen waren türkisch beschriftet. Allerdings war damals die Auswahl nicht so groß wie heute. Manchmal brachten Exporteure auch türkische Kassetten und Teppiche in unser Viertel.

Vom Heim aus fuhren wir morgens mit dem Bus zu unserem Arbeitsplatz. Ich habe zwei Jahre bei Ford in der Motorenmontageabteilung gearbeitet. Jeder hatte seinen eigenen Platz, das Band war ständig in Bewegung. Es war mühsam, das Tempo zu halten, und es gab keine Zeit, zu sitzen und mit den deutschen und türkischen Kollegen zu reden. Dann bot uns der Arbeitgeber den Ausstieg an. Wir sollten drei Monate Arbeitslosengeld beziehen und danach zu Ford zurück, um denselben Job wieder anzunehmen. Das war der Plan. Mit einem meiner Mitbewohner, er hieß Halil und stammte aus Kütahya, fuhr ich zu Freunden nach Moers, um die Stadt zu besichtigen. Die Freunde rieten uns, in Moers zu bleiben, wir bewarben uns und wurden genommen. Drei Monate lang besuchten wir einen Deutschkurs, in dem wir die deutschen Begriffe für Gegenstände und Werkzeuge wie Hacke, Schaufel, Eisen usw. lernten. Außerdem lehrte man uns, wie die Maschinen funktionierten. Nach

drei Monaten fuhren wir in das Bergwerk, in dem wir in Zukunft arbeiten würden. Ich habe 22 Jahre in Rossenray, in Kamp-Lintfort, gearbeitet. Die meisten türkischen Arbeiter, die in den Bergwerken arbeiteten, stammten aus Zonguldak, da es dort ebenfalls Bergwerke gibt. Andere kamen aus Izmit oder Denizli. Ich hatte vorher noch nie in einem Bergwerk gearbeitet, aber diese Tätigkeit fiel mir leichter als die Arbeit in der Fabrik. Andere Kollegen, die ebenfalls bei Ford oder in anderen Fabriken gearbeitet hatten, ehe sie nach Moers kamen, haben sich im Nachhinein entschieden, wieder zu Ford zurückzukehren, um dort ihre alte Arbeit aufzunehmen. Ich hatte mich entschieden, nicht zurückzugehen, denn wenn ich mit einer Aufgabe fertig war, konnte ich mich hinsetzen und ausruhen, ehe ich die Arbeit wieder aufnahm. Bei Ford war dies nicht möglich, das Band lief immer.

Die Arbeit unter der Erde hatte schwierige und einfache Seiten. Ich war im Roberta-Abschnitt tätig, auf der Ebene, auf der Kohle aus der Erde entnommen wurde. Wir gruben Kohle aus dem Boden, schütteten sie auf ein Band, von dem aus sie mit Aufzügen aus dem Schacht geholt wurde. Manchmal bauten wir 300 bis 1.000 Meter lange Straßen, durch die Maschinen fahren konnten, mit denen die Kohle geschnitten wurde. Gelegentlich kam es zu Einstürzen, wenn Arbeiter nicht vorankamen, weil die Wege blockiert waren. Es gehörte zu meinen Aufgaben, sie zu öffnen, damit sie wieder passierbar waren. Pro Schicht verbrachten wir sieben oder acht Stunden unter der Erde. Wir haben ab 250 Metern angefangen, Kohle zu bergen, als wir die 1.000 Meter erreicht hatten, war es für mich an der Zeit, in Rente zu gehen.

Von zehn Kollegen, die arbeiteten, waren nur ein oder zwei Deutsche. Mit ihnen sprach ich über die Arbeit, was man zu essen mit habe, welches Werkzeug man bringen solle. Ich war in der Lage, meine geringen Deutschkenntnisse anzuwenden. Wir hatten gute und nette Kollegen, egal, ob Deutsche oder nicht. Während meiner 22 Jahre im Bergwerk habe ich nur einen großen Unfall erlebt. Ein Kollege fiel aus einer Höhe von etwa 300 Metern von einem Band, auf dem Kohle transportiert wurde. Ich weiß nicht, wie es zu dem Unfall kam, möglicherweise ist er während der Arbeit eingeschlafen. Leider hat er den Unfall nicht überlebt.

Viele Arbeiter, die unter der Erde gearbeitet haben, hatten in ihrem späteren Leben mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen. Zum Glück gehöre ich nicht zu ihnen. Mein Sohn hat mich gedrängt, einen Arzt aufzusuchen, um meine Lunge auf Staub untersuchen zu lassen. Gemeinsam gingen wir in ein Krankenhaus. Dort wurde ich mit einem Ultraschallgerät untersucht und der Arzt erklärte mir, dass mein gesundheitlicher Zustand für mein Alter und für den Ort, an dem ich früher gearbeitet hatte, sehr gut sei. Dass sich in meinen Lungen kein Staub gesammelt hat und sie nicht beschädigt sind, liegt daran, dass ich während der Arbeit unter der Erde immer eine Maske trug. Wir arbeiteten mit einer Maschine, die Stein schnitt, dabei wurde viel Staub freigesetzt, den man einatmete, wenn man keine Maske trug. Auch wenn sich die Maschine vorwärtsbewegte, wurde Staub aufgewirbelt. Kohlenstaub kann aus der Lunge entfernt werden, Steinstaub nicht. Wenn er eindringt, bleibt er. Zu jeder Schicht wurden daher staubdichte Masken von sehr guter Qualität ausgeteilt,

doch die meisten meiner Kollegen haben sie nie getragen. Dass ich heute so gesund bin, verdanke ich diesen Masken. In den Heimen gab es außerdem zu jeder Mahlzeit eine Packung Milch, die wir trinken sollten, um Lungenschäden vorzubeugen. 1995 bin ich mit fünfzig Jahren in Rente gegangen. Eigentlich hätte ich noch weitere fünf Jahre arbeiten sollen, aber wegen der Rentenanpassung konnte ich früher gehen, jetzt genießen wir unseren Ruhestand.

Als ich nach Moers kam, lebte ich in einem Heim in Meerbeck. Manchmal fuhren wir in unserer freien Zeit in andere Städte, um uns Sehenswürdigkeiten anzusehen. Wir lernten etwas über die Städte und Orte, die wir besuchten. Wir verbrachten auch Zeit in Cafés, wo wir Tee und Kaffee tranken und Lieder sangen. Am Wochenende saßen wir manchmal bis Mitternacht zusammen, obwohl um 6 Uhr morgens die Schicht begann. Wir haben Kassetten angehört oder DVDs angeschaut. Ich hatte aus der Türkei eine ganze Tasche voll Kassetten von Yüksel Özkasap mitgebracht, seine schönen Volkslieder waren damals sehr berühmt. Ich habe sie nicht weggeworfen und überlege sogar, mir ein altes Radio zu kaufen, damit ich sie wieder hören kann. Einmal die Woche gab es im Kölner Rundfunk eine halbe Stunde lang eine türkische Nachrichtensendung. Manchmal sind wir schnell von der Arbeit nach Hause gelaufen, damit wir sie nicht verpassten. Als das Fernsehen an Bekanntheit gewann, war mit dem Radio Schluss.

Am Anfang konnte ich gar kein Deutsch. Wenn wir einkaufen gingen und die deutschen Begriffe von Lebensmitteln nicht kannten, haben wir auf die Sachen, die wir kaufen wollten, gezeigt. Damals konnten wir Fleisch nicht unterscheiden, wir wussten oft nicht, was Schweinefleisch und was Hühnchen war. Später haben wir erfahren, dass es auf der Verpackung stand. Ich konnte leider nie richtig Deutsch lernen, da zu der Zeit keine Kurse angeboten wurden. Hinzu kam, dass wir nicht viel Kontakt zu Deutschen hatten und auch kein Deutsch lernen oder üben konnten. Heute kritisieren manche Deutsche die Menschen, die damals nach Deutschland kamen. Sie fragen, warum wir seit vierzig oder fünfzig Jahren in Deutschland leben und trotzdem nicht Deutsch gelernt haben, weil sie nicht wissen, dass es damals noch keine Sprachkurse gab. Die deutschen Begriffe, die man uns für die Arbeit gelehrt hatte, konnten wir nur während der Arbeit unter der Erde nutzen. Es ist nicht möglich, außerhalb der Arbeit eine Unterhaltung mit Begriffen wie Spitzhacke zu führen. Wenn ich zum Arzt gehe, kann ich meine Probleme und Schmerzen nicht vollständig erklären. Der Arzt redet und redet dann, aber ich verstehe vielleicht nur ein oder zwei Wörter von dem, was er sagt. Es ist sehr schwierig, die Sprache nicht zu beherrschen. Deshalb empfehle ich jungen Menschen, mehr Deutsch und Türkisch zu lernen. Mit meinen Kindern und Enkelkindern spreche ich Türkisch, nicht Deutsch. Sie beherrschen die türkische Sprache sehr gut. Untereinander sprechen sie sowohl Türkisch als auch Deutsch, aber ich verstehe sie nicht, wenn sie Deutsch sprechen.

Als wir in Deutschland ankamen, planten wir, zwei bis fünf Jahre in Deutschland zu arbeiten und danach zurück in die Heimat zu gehen. Viele hatten vor, so viel Geld zu sparen, dass sie sich in der Heimat einen Traktor leisten könnten. Leider hat dies

nicht für alle funktioniert. Auch ich gehörte zu ihnen, ich habe meine Rückkehr in die Heimat immer wieder aufgeschoben. Wenn ich damals gewusst hätte, dass ich in Deutschland bleiben würde, hätte ich meine Kinder ein Jahr nach meiner Ankunft nach Deutschland geholt. Sie hätten dann die Möglichkeit gehabt, in Deutschland zu studieren, aber man bereut Dinge im Leben erst, wenn es zu spät ist. Die Zeit ist vergangen und die Reue im Nachhinein ist nutzlos.

Ungefähr zehn Jahre nach meiner Ankunft in Deutschland habe ich meine Frau aus der Türkei geholt. Als ich nach Deutschland ging, war ich verheiratet und hatte drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter. Sie besuchten die Schule und mir wurde gesagt, dass es schlechte Auswirkungen auf die schulische Laufbahn hätte, wenn sie in jungen Jahren nach Deutschland kämen. Viele von uns, die Kinder hatten, waren verunsichert, ob wir unsere Kinder nach Deutschland holen sollten oder nicht. Als ein Gesetz erlassen wurde, das Kindern, die das sechzehnte Lebensjahr erreicht hatten, die Einreise nach Deutschland verweigert werden sollte, habe ich mich entschieden, meinen Sohn von der weiterführenden Schule abzumelden und ihn und meine Frau nach Deutschland zu holen. Meine Töchter hatten mittlerweile in der Türkei geheiratet. Als meine Frau nach Deutschland kam, kauften wir eine Wohnung und zogen ein. Das Gebäude, in dem wir lebten, hatte zwei Stockwerke, oben wohnten wir und unten wohnte ein Jugoslawe. Wenn wir ein- und ausgingen, haben wir uns unterhalten. Wir hatten hier nie deutsche Nachbarn, nur türkische, jugoslawische und spanische.

Als ich noch allein hier war, bin ich oft mit dem Auto die 3.000 Kilometer in die Türkei gefahren. Zu der Zeit fuhr ich einen Ford Taunus. Als ich für Ford gearbeitet habe, war ich an dem Bau von sehr vielen Autos beteiligt. Ich würde sagen, dass jeder Motor, der damals eingebaut wurde, meine Hände berührt hat. Vielleicht auch der Motor des Autos, das ich fuhr. Die heutigen Autos sind gut, aber das Auto, das ich damals besaß, war sehr gut.

Zwei Tage war ich unterwegs, ehe ich in meinem Dorf ankam. Für solche Reisen hat uns der Arbeitgeber damals ein Reisegeld ausgezahlt, der Weg wurde berechnet und dementsprechend erhielten wir einen bestimmten Betrag. Die Straßen waren sehr schlecht ausgebaut und nur in eine Richtung befahrbar. Wenn drei oder mehrere Lastwagen vor einem fuhren, war es nicht möglich, sie zu überholen. Ich musste dann 30 oder 50 Kilometer lang diesen Lastwagen folgen, weil es nicht genügend Platz auf der Straße gab, um sie zu überholen. Es gab auch andere Gefahren unterwegs, oft wurden Autos oder Geld gestohlen. Zum Glück ist mir so etwas nie passiert, vielleicht, weil ich immer durchgefahren bin. Ich konnte vor und während der Reise nie schlafen, auch nicht, wenn ich müde war, die Aufregung ließ es nicht zu, ich wollte schnell ankommen. Ich habe mich immer nur kurz an der Tankstelle ausgeruht, wenn ich getankt habe. Erst wenn ich in Kapıkule ankam, stieg ich aus und schlief drei oder fünf Stunden, ehe ich die Fahrt wieder fortsetzte, sonst habe ich keine Pausen gemacht. Gott sei Dank ist mir nichts passiert während der Fahrten.

Mittlerweile verbringe ich sechs Monate des Jahres in der Türkei und lebe dann in meinem Dorf. Wir fahren wegen der Enkelkinder, obwohl der Kontakt nicht endet, auch wenn man sich nicht sieht, denn man kann Videotelefonate führen. Natürlich ist es schöner, sie in echt zu sehen und sie zu umarmen. Manchmal werden die Arbeiter, die aus Deutschland kommen, in der Türkei als Deutsche bezeichnet. Niemand, den ich kenne, hat mir jemals ins Gesicht gesagt, dass ich ein Deutscher sei, aber vielleicht haben sie es gesagt, wenn ich nicht da war. Sie nennen uns Deutsche, aber wenn sie etwas von uns brauchen, sagen sie, dass wir türkische Staatsbürger seien. Die Menschen in der Türkei wissen nicht, mit welchen Schwierigkeiten wir in Deutschland zu kämpfen hatten und welche Hürden wir überbrücken mussten, damit ein Leben hier überhaupt möglich war. Noch heute denken sie, dass wir Geld auf den Straßen finden und dort sammeln. Das glauben sie nur, weil wir mit Autos in die Türkei fahren oder uns etwas in der Türkei leisten können. Sie wissen nicht, wie hart man in Deutschland arbeiten muss, um überhaupt Geld zu verdienen. Wenn wir es ihnen erklären, glauben sie uns nicht. Als ich 1.000 Meter unter der Erde gearbeitet habe, wurde ein Foto von meinen Kollegen und mir geschossen. Ich zeigte es in der Türkei und sagte: „So arbeite ich, schaut es euch an, damit ihr wisst, wie man in Deutschland Geld verdient.“

Leider tragen auch türkische Mitbürger und Mitbürgerinnen, die in Deutschland arbeiten, daran eine Schuld, denn einige von ihnen beschreiben Deutschland so, als würde man hier ohne jegliche Arbeit Geld verdienen. Das Bild, das türkische Menschen über das Leben in Deutschland haben, ist sehr von denen geprägt, die mehr Geld ausgeben, als sie besitzen. Sie prahlen mit ihrem angeblichen Besitz und Reichtum und benehmen sich überheblich. In der Regel sind es die Menschen, die einen Kredit aufnehmen müssen, um überhaupt in die Türkei reisen zu können. So einen Fall habe ich in einem Friseursalon miterlebt. Während ich bedient wurde, betrat ein junger Mann den Salon und ließ sich rasieren. Als er bezahlen sollte, hat er das Geld aus seiner Tasche genommen und es dem Friseur zugeworfen. Er wollte reich und cool wirken und im Nachhinein habe ich erfahren, dass er aus Deutschland stammt. Wenn er schon überheblich ist, dann sollte er 100 oder 200 Türkische Lira aus seiner Tasche holen und eine größere Summe an den Friseur zahlen. Dieser Mann muss sich meiner Meinung nach dafür schämen, wie er sich dort benommen hat. Solchen Menschen gebe ich eine Mitschuld. Es ist natürlich auch traurig, dass Menschen Kredite aufnehmen müssen, um sich die Reise in die Türkei leisten zu können. Gott sei Dank hatte ich nie solche Probleme, das Geld, das ich verdiente, genügte mir.

Die heutige Jugend in Deutschland ist vielfältig, die neue Generation besteht aus vielen verschiedenen und unterschiedlichen Menschen. Überall, wo ich bin, gibt es türkische Jugendliche oder türkische junge Menschen. Man findet sie in Krankenhäusern, an Flughäfen oder als Minister. Es wäre sogar besser, wenn es noch mehr von ihnen gäbe. Früher arbeiteten Türken nur in bestimmten Berufen, die in der Regel hart und schwierig waren. Heute können sie jeden Beruf ausüben, den sie möchten.

Die meisten dieser jungen Menschen wissen nicht, mit welchen Schwierigkeiten wir damals zu kämpfen hatten. Sie können es auch nicht wissen, wenn ihre Väter und Großväter ihnen von diesen Zeiten nichts erzählt haben. Durch das Erzählen und das Zuhören lernen die Menschen vieles. Es kann sich nichts verändern, wenn Menschen nicht über ihre Erfahrungen sprechen und es niemanden gibt, der zuhört. Die jungen Leute, die hier leben, haben wirklich Glück. Sie merken nicht, wie viel Glück sie haben, aber wenn sie es merken, wird es zu spät sein. Alles ist für sie bereit. Die Arbeiter, die damals kamen, haben den Weg für die heutige türkische Jugend geebnet. Als wir kamen, gab es nichts. Wir hatten hier niemanden, mit dem wir über unsere Probleme sprechen konnten. Ich hatte niemanden, mit dem ich mich hinsetzen und Deutsch sprechen konnte. Unsere Enkelkinder haben großes Glück. Sie sind in die Schule gegangen, sie beherrschen die deutsche Sprache sehr gut. Jetzt können sie besser Deutsch als Türkisch. Aber sie sollten die türkische Sprache so gut beherrschen wie Deutsch und übersetzen können. Viele unserer jungen Leute können nur halb Deutsch und halb Türkisch, sie können beides nicht vollständig sprechen. Von einigen türkischen Mitbürgern und Mitbürgerinnen höre ich, dass sie nicht möchten, dass ihre Kinder Türkisch sprechen, weil das in der Schule nicht erlaubt sei. Diese Menschen denken nicht weit in die Zukunft. Wenn das Kind vielleicht eines Tages in die Türkei zurückkehrt, wird es Türkisch brauchen.

Die Türkei hat sich seit meiner Ankunft in Deutschland sehr verändert. Es gab Unterschiede zwischen der Türkei und Deutschland: Das Einkommen und der Lebensstandard waren vor fünfzig Jahren hier besser als in der Türkei, das hat sich verändert. Wenn ich in Deutschland ein Krankenhaus besuchte, gab es keine Behandlung oder Untersuchung, bei der mir keine Beachtung geschenkt wurde. Ärzte nahmen den Patienten ernst und behandelten ihn gut. Jetzt sind die Ärzte und die Krankenhäuser in der Türkei besser als in Deutschland und in anderen Ländern. Wenn man in Deutschland ein städtisches Gebäude betrat, wurde einem ebenfalls Beachtung geschenkt, es wurde einem gesagt, wohin man sich setzen konnte. Das gab es früher in der Türkei nicht, aber mittlerweile schon. Früher war ich überzeugt, dass Deutschland besser sei, heute ist es anders, die Türkei hat aufgeholt und sich sehr verbessert. Nun befindet sich Deutschland im Rückstand.

Genügsam

Als mein Mann nach Deutschland ging, bin ich zehn Jahre lang mit unseren Kindern in der Türkei geblieben. Er hat uns immer Anfang des Monats, wenn er seinen Lohn erhielt, Geld geschickt. Er hat uns nie in Not gelassen, denn er war immer sehr genügsam und ich musste mir nie Geld leihen. Wir hatten nicht viel, aber wir hatten Öl, Milch und Joghurt.

Als wir nach Deutschland zogen, besuchte mein Sohn die vierte Klasse, meine Tochter war erst fünfzehn Monate alt. Die anderen beiden Kinder sind in Deutschland

geboren. Nach meiner Ankunft wusste ich drei Tage lang nicht, was ich tun sollte. Ich schaute aus dem Fenster und sah die Menschen auf der Straße kommen und gehen. Ich sah Menschen, die sich umarmten. Das überraschte mich: Männer und Frauen vermischten sich, Männer und Frauen umarmten sich draußen zur Begrüßung.

Mein Mann hatte alles für uns vorbereitet, sodass ich nie Probleme hatte. Wir gingen einen Monat lang gemeinsam einkaufen, danach ging ich mit den Nachbarinnen zum Markt. Damals wohnten wir in einem zweistöckigen Haus. Wir zahlten hundert Mark Miete und hatten eine deutsche Oma unten im Haus. Acht Jahre lang lebten wir in einer Wohnung mit zweieinhalb Zimmern. Das Haus wurde mit Kohle beheizt, es gab keine Badewanne. Wir haben die Kinder in einem Waschbecken gebadet und das Wasser in die Toilette geschüttet. Im Winter erhitzen wir das Wasser auf dem Ofen, im Sommer auf der Gazelle. Andere Häuser hatten sogar noch Außentoiletten. Als Oma starb, mieteten wir das ganze Haus. Wir ließen die Schlafzimmer oben, richteten unten das Wohnzimmer ein und ließen ein kleines Bad einbauen. Wir blieben dort wohnen, bis die Häuser abgerissen wurden.

Damals haben wir sehr genügsam gelebt. Meine Tochter hat erst nach ihrer Hochzeit ein Handy bekommen, jetzt haben ihre eigenen Kinder zwei Handys. Unsere Männer hatten keine Autos, Fahrräder oder Handys, weil es eine zu hohe Ausgabe gewesen wäre. Heute haben unsere jungen Menschen ein Auto und ein Handy in der Tasche, aber das Geld, das sie bekommen, reicht ihnen nicht. Es ist ihnen einfach nicht genug.

Wir haben es nie bereut, nach Deutschland gekommen zu sein. Mein Mann hat 24 Jahre lang im Bergwerk gearbeitet. Er hat wenig gearbeitet und viel verdient. Wir haben unseren Vätern Geld geschickt, wir haben ein Motorrad gekauft, wir haben ein Haus gekauft, wir haben ein Grundstück in Kayseri gekauft. Das ist alles der Verdienst meines Mannes, leider ist er schon vor elf Jahren verstorben. Ich selbst habe nicht gearbeitet, ich habe mich um die Kinder gekümmert. Wären wir nicht hierhergekommen, hätten wir solche Möglichkeiten nicht gehabt.

Geopfert

Nachdem meine Schwester mit einem wohlhabenden Mann verheiratet worden war, war ich an der Reihe, obwohl ich erst fünfzehn Jahre alt war. Mein Vater und meine Mutter konnten sich nicht auf einen Bräutigam einigen und stritten miteinander. Meine Mutter war eine autoritäre Frau und setzte sich durch. Ich musste einen ihrer Verwandten heiraten, den ich schon lange kannte und als Bruder ansah. Mit meiner Schwägerin und ihrem Mann hatte ich schon Streit, als ich verlobt war. Bei einer Auseinandersetzung verprügelte mich mein Schwager mit dem Stiel einer Axt. Meine Schwiegermutter wollte mich nicht, sie ist nicht einmal zu meiner Hochzeit gekommen. Als ich sie eine Woche später besuchte, habe ich als Geschenk Tee gekauft und etwas Geld für sie in einen Umschlag gesteckt. Auf den Umschlag habe ich mei-

nen Mädchennamen geschrieben. Dafür ohrfeigte sie mich und fragte, warum ich den Namen meines Mannes nicht nutzte. Ich hatte einfach nicht darüber nachgedacht.

Ich habe im September 1969 geheiratet und am 25. Januar 1970 kam ich nachts um halb elf in Lintfort an. Es regnete, die Nacht war dunkel und kalt. Ich sah Dreck, Kohlenstaub, schwarzen Rauch, Schlamm und Schmutz überall. Die Häuser waren anders, die Orte waren anders. Egal, wo ich hinging, immer waren direkt gegenüber schwarze Bergwerke. Züge transportierten Kohle. Ich hatte noch nie so lange Züge gesehen, blieb stehen und zählte die Waggons. Mir fiel auf, dass jeder Deutsche einen Hund bei sich hatte, sogar unser Nachbar. Ich habe nicht darüber nachgedacht, wann und ob ich in die Türkei zurückkehren würde. Ich brauchte Zeit, um mich an all das Neue zu gewöhnen. Was sollte ich in Deutschland tun? Was würde geschehen? Wie würde meine Zukunft ausschauen? Ich war nicht im Exil, die Exilantin war in mir.

Kurz nach meiner Ankunft wollten wir meiner Mutter Bilder schicken und gingen zum Fotografen. Mein Mann ist viel kleiner als ich. Der Fotograf stellte ihn auf einen Klotz, sodass er größer wirkte. Ich habe mich mit unbedecktem Kopf fotografieren lassen. Meine Mutter schrieb mir einen vorwurfsvollen Brief. Sie wollte wissen, wie es dazu kam, dass mein Mann plötzlich größer war als ich, und sie schimpfte, weil ich meinen Kopf nicht mehr bedeckte. Ich werde die Worte meiner Mutter nie vergessen. Mittlerweile trage ich wieder ein Kopftuch.

Nach meiner Ankunft in Deutschland habe ich die Türkei fünf Jahre lang nicht besuchen können. Es ist für mich heute unmöglich, mir vorzustellen, dass ein Mensch seine Eltern für fünf Jahre verlässt, ohne sie ein einziges Mal zu sehen. Ich kann nicht beschreiben, wie sehr ich meinen Vater vermisst habe. Als ich ihn endlich besuchen konnte, warf ich mich um seinen Hals und umarmte ihn so lange, wie es ging. Während unseres Besuchs hoffte ich, dass der Urlaub meines Mannes nie enden würde, damit wir nicht zurück nach Deutschland müssten.

Mein Vater liebte uns Kinder sehr. Wir schrieben uns viele Briefe, nachdem ich die Türkei verlassen hatte. Meine Briefe brauchten fünfzehn Tage, bis sie bei ihm ankamen, und es dauerte mindestens noch einmal fünfzehn Tage, bis ich seine Antworten erhielt. Er schrieb immer zwei lange Seiten oder mehr. Wenn ich seine Briefe las, liefen mir die Tränen aus den Augen über das ganze Gesicht. Wir nahmen auch Kassetten mit traurigen und pathetischen Volksliedern auf, die wir uns gegenseitig schickten. Damals habe ich sehr gerne und schön gesungen. Volkslieder sind nicht nutzlos. Diese Musik ist das Leben, das Leben besteht aus Volksliedern. Ich habe meinen letzten Trost in Volksliedern gefunden.

Ein alter deutscher Mann aus unserem Haus sprach mich an, als ich noch kein Deutsch verstand. Er nahm mich an die Hand, führte mich im Obergeschoss zur Waschküche, wo ich meine Wäsche waschen konnte. Weil es im Dachgeschoss sehr dunkel war, hatte ich Angst und habe sogar gezittert. Aber der Nachbar war wirklich ein sehr guter, netter und hilfsbereiter Mensch.

1971 brachte ich meine Tochter zur Welt. Als sie ein Jahr alt wurde, musste ich ins Krankenhaus. Es gab niemanden, der sich um sie kümmern konnte. Meine Cousine,

die im gleichen Haus wohnte wie wir, wollte das Kind zu sich nehmen, aber ihr Mann hat es ihr nicht erlaubt. Wir mussten meine Tochter in ein Heim geben. Ich blieb drei Monate im Krankenhaus und vermisste mein Kind während dieser Zeit sehr. Als ich entlassen wurde, habe ich es sofort abgeholt, aber es hat mich einfach nicht erkannt und ist nicht auf meinen Schoß gekommen.

Später musste ich noch einmal ins Krankenhaus gehen. Als ich vom Arzt kam, der mich einweisen wollte, lief ich weinend über den Wochenmarkt und traf eine Bekannte. Sie hatte auch eine Tochter, die Mädchen sind beide im gleichen Alter. Ich sagte ihr, dass es niemanden gäbe, der sich um meine Tochter kümmerte. Da hat sie angeboten, auf mein Kind aufzupassen, und seither sind wir befreundet. Ich war oft im Krankenhaus, sie hat sich immer gekümmert. Gott segne sie! Blutsverwandschaft ist nicht wichtig. Selbst die Tochter meiner eigenen Tante, die unter mir wohnte, hat sich nicht um mich und meine Tochter gekümmert. Ich will nicht schlecht über sie reden, aber es ist unfassbar, dass sie mich gezwungen hat, meine Tochter in ein Heim zu schicken. Jetzt möchte sie wieder mit mir reden, sie ist alt und kann nicht mehr sehen. Wenn sie mir heute begegnet, werde ich sie grüßen, wenn sie als Gast in mein Haus kommt, werde ich sie willkommen heißen, aber ich werde mich in ihrer Gegenwart nie wohlfühlen und empfinde keine Wärme für sie.

An meinem 30. Geburtstag wollte ich eine größere Feier veranstalten und hatte für 70 Mark Essen und Trinken gekauft. Ich war glücklich, denn mein Bruder hatte mir per Telegramm aus der Türkei mitgeteilt, dass er sein Jurastudium abgeschlossen hatte. Das war mein schönstes Geburtstagsgeschenk! Gäste kamen und meine deutsche Nachbarin brachte mir einen Blumenstrauß. Nur mein Mann kam nicht von der Arbeit zurück. Ich wartete vergeblich und ich habe nie so viel geweint wie an diesem Tag. Er kam erst am nächsten Morgen, weil er nach der Geburtstagsfeier seines Freundes dort übernachtet hatte. In jenen Zeiten hatten die türkischen Männer wirklich eine hohe Stellung. Sie schätzten die Frauen mehr oder weniger.

Mein Mann hatte mir einen Mantel geschenkt, als ich ihm versprochen wurde. Ich weiß nicht, ob er gut oder schlecht war, es war so etwas wie ein Pelzmantel. Eines Tages brachte er seine Freundin und ihr Kind mit zu uns nach Hause. Er ließ sie den Mantel anprobieren und behauptete, er sei mir viel zu groß. Ihr passte er auch nicht, aber er hat ihn ihr geschenkt. Es stellte sich heraus, dass diese Frau seine feste Freundin war, das hatte ich vorher nicht gewusst.

Wegen einer Blinddarmoperation musste ich zehn Tage im Krankenhaus bleiben. Nach meiner Entlassung sollte ich mich weiterhin schonen. Als ich zu Hause ankam, besuchte mich meine Nichte für ein paar Tage. Wenn Gäste im Haus sind, muss man sie beköstigen, aber unser Kühlschrank war leer. Ich bat meinen Mann, etwas einzukaufen, doch er verweigerte es und verließ das Haus. Als noch mehr Besuch kam, blieb mir nichts anderes übrig, als selbst zu gehen, obwohl ich noch Schmerzen hatte. Ich drückte gegen meine Wunde, weil die Fäden scheuerten, nahm meine Handtasche und ging in den Supermarkt. Unterwegs sah ich meinen Ehemann, der sich mit einer schwarzhaarigen deutschen Frau unterhielt. Ich schaute ihn an und er sah

mich. Als ich vom Einkauf zurückkam, unterhielten sich die beiden immer noch. Ich ging nach Hause. Nach kurzer Zeit kam auch er und stellte mir Fragen. Ich war beleidigt, antwortete nicht und warf ihm vor, dass er mit der Frau gesprochen hatte, während ich, noch von der Operation geschwächt, einkaufen musste. Da schlug er mit einem Nudelholz auf mich ein. Er schlug mir so oft und so hart auf den Rücken, dass sich dort Blasen bildeten. Wir mussten meinen Rücken mit Verband umhüllen. Die Türken haben zwei Objekte, die sie quälen, ein lebendes und ein nicht lebendes Objekt. Das eine sind die türkischen Frauen, sie leiden immer. Das andere sind die Autos, die in der Türkei benutzt werden. Sie werden überladen und mit hundert Personen gefahren. Die Tortur der Frauen und der Autos endet nie.

Mitte des Jahres 1987 habe ich angefangen zu arbeiten. Wir hatten keine finanziellen Probleme, aber die Frauen aus dem Osten fühlen sich nicht als Frauen, wenn sie kein Gold haben oder kein Geld mit nach Hause bringen. Ich habe bei einem Blumenhändler in Rheinberg gearbeitet und erhielt kein gutes, aber auch kein schlechtes Gehalt. Ich wollte meinen Führerschein machen. Damals bekamen die meisten Menschen in Deutschland ihren Führerschein mit Bestechungsgeldern. Mein Mann ist fünfmal durch die Prüfung gefallen, beim sechsten Mal ist er nach Aachen gefahren und hat einen Führerschein bekommen. Er kaufte sich ein neues Auto und verursachte sofort einen Unfall damit. Weil er im gleichen Monat noch zwei weitere Unfälle hatte, verlor er den Mut und hörte auf zu fahren. Er konnte es einfach nicht! Nicht jeder hat die gleichen Fähigkeiten. Da wir ein Auto brauchten, machte ich den Führerschein. Er hat es mir nicht verboten, aber er hat mich auch nicht unterstützt. Das Geld dazu musste ich selbst verdienen, weil er von seinem Lohn ein Haus kaufen wollte.

Vor dem Hauskauf berechnete mein Mann unsere Ausgaben und wie viel und wie lange er arbeiten müsse, um die Schulden zu begleichen. Er wollte alles einrichten und zweieinhalb Jahre später in die Türkei zurückkehren. Aber wir sind doch nicht zurück in die Türkei gegangen, wir sind hiergeblieben. Nachdem wir das Haus mit Möbeln eingerichtet hatten, sagten wir uns, dass wir noch ein weiteres Jahr bleiben sollten, denn sonst würden die Möbel verrotten. Dann blieben wir ein weiteres Jahr, weil wir keinen Nachmieter fanden. Danach wollten wir etwas länger bleiben, weil wir unsere Kinder nicht von der Schule nehmen wollten.

Wir hatten viele Träume, doch keiner dieser Träume wurde erfüllt. Wir waren sparsam, wir haben in alten Häusern gelebt und sie mit Möbeln eingerichtet, die wir im Sperrmüll fanden, um ausreichend Geld für die Rückkehr in die Türkei zu sparen. Die jungen Menschen heute machen sich keine Gedanken darüber, warum sie haben, was sie haben. Sie sollten glücklich sein, denn wir haben ihnen den Weg geebnet. Wir haben ihnen wirklich einen sehr guten Weg bereitet, aber die heutige Jugend ist undankbar, sie ist sogar sehr undankbar. Sie hat keinen Respekt vor den Älteren und keine Geduld. Es ist gut, mit den Vorteilen des Fortschritts zu leben, aber es ist nicht gut, es zu übertreiben. Sie beschwerten sich über die kleine Größe des Fernsehers, wol-

len größere Autos und bessere Waschmaschinen. Sie können nicht genug bekommen. Die jungen Menschen sind in allem unersättlich, ganz gleich, ob es sich um Möbel, Haushaltsgeräte oder Ehemänner handelt. Wir haben auf alles verzichtet, denn wir haben unter der Fremdheit gelitten und wollten so schnell wie möglich zurück und unsere Sehnsucht beenden.

Ich bin mit geschlossenen Augen durchs Leben gegangen, wurde Deutschland geopfert und durch Schläge geliebt. Ich habe viel erlitten und in Nöten gelebt. Mittlerweile schmerzen meine Gelenke, ich bin alt geworden, wie ein Autoreifen, der jedes Jahr plattgeht. Ich habe überall Rost. Ich bin siebzig Jahre alt. Mein Mann lebt noch. Er ist jetzt 81 Jahre alt. Ein Pferd kann nicht die ganze Zeit rennen, irgendwo bleibt es stehen. Jetzt ist er stehen geblieben, aber sein Geist hat sich nicht verändert. Manche lieben die Religion, manche lieben das Geld, manche lieben den Besitz, manche lieben die Freunde, manche lieben die Kinder. Mein Mann liebt nichts von alledem.

Unsere Verwandten in der Türkei haben uns immer Deutsche genannt. Man schätzte uns, denn unsere Koffer waren voll, Geschenke für jedes Haus. Sie haben uns geschmeichelt, wir wurden mittags und abends eingeladen. Jetzt heißen sie uns nicht einmal mehr willkommen. Es gibt keine alten Traditionen mehr, keine alte Liebe, keine alten Bräuche. Es ist niemand mehr da, die Feuerstellen sind verlassen, wie es in alten Volksliedern heißt. Es gibt nichts mehr aus meiner Kindheit. Ich kann nicht finden, was ich damals zurückgelassen habe und seither suche. In der Tat, die Volkslieder machen einem das Herz schwer.

Gewöhnung

Ich wurde 1948 in Bulgarien geboren und ich zog mit eineinhalb Jahren in die Türkei, in ein Dorf in der Nähe von Bursa. Zur gleichen Zeit zog auch die Familie meines Mannes aus Bulgarien in die Türkei. Wir sind nicht miteinander verwandt, aber da unsere Dörfer in Bulgarien nahe beieinander lagen, kannten sich unsere Eltern. Als wir alt genug waren, um im Dorf zu arbeiten, haben wir uns verlobt, ich war damals achtzehn oder neunzehn Jahre alt. Zwei Jahre nach der Verlobung haben wir geheiratet, mit 21 Jahren bin ich nach Deutschland gekommen.

Wir sind mit dem Auto nach Deutschland gereist, als wir ankamen, war es Nacht und dunkel. Am nächsten Morgen wurde mir klar, dass alles fremd war, das Haus war fremd, die Sprache war fremd. Ich sprach gar kein Deutsch, blickte aus dem Fenster und sah, dass auch die Menschen anders waren. Am nächsten Tag ist mein Mann zur Arbeit gegangen, niemand war da. Ich saß einsam, weinte und fragte mich, warum ich hierhergekommen war.

Sofort nach meiner Ankunft schrieb ich einen Brief an meine Familie, doch der Brief kam nie an. Meine Mutter hörte fast vierzig Tage lang nichts von uns und machte sich große Sorgen. Erst ein Brief meines Bruders brachte die Nachricht, dass wir heil und

gesund in Deutschland angekommen waren. Damals dauerte der Transport von Briefen lange, mindestens einen Monat. Trotzdem schrieb ich viele Briefe, denn mir war so langweilig. Die meisten Tage vergingen damit, dass ich auf Briefe und auf Neuigkeiten aus der Türkei wartete. Wir hatten hier niemanden außer meinem Bruder. Er wohnte zunächst im Wohnheim und besuchte uns oft. Nach einem Jahr mietete er ein Haus, in dem vorher Deutsche gewohnt hatten, und holte meine Schwägerin nach Deutschland. Da wurde es für mich ein bisschen besser.

Nach kurzer Zeit wurde ich mit meiner ersten Tochter, Hülya, schwanger. Als meine Tochter geboren wurde, habe ich in meinen Briefen von ihr erzählt. Ich habe mich nun nicht mehr gelangweilt, denn ich kümmerte mich den ganzen Tag um mein Kind, spielte mit ihm, fütterte es und wickelte es. Mein Mann stand morgens um 4 Uhr auf, rasierte sich und machte sich fertig für die Arbeit. Während er sich wusch und kleidete, bereitete ich das Frühstück und das Essen, das er mit zur Arbeit nahm, für ihn vor. Wenn er mittags nach Hause kam, kochte ich ihm Mittagessen. In unserem Haus herrschte eine friedliche Atmosphäre. Ich habe weder meinen Ehemann noch meine Kinder allein gelassen, weder in der Schule noch bei der Arbeit. Ich habe es als meine Pflichten als Ehefrau und als Mutter angesehen und ich habe sie erfüllt. Ich habe zwar in Deutschland keinen Beruf ausgeübt, aber ich habe Essen zubereitet und mich um unsere Kinder gekümmert, das war meine Arbeit. Mein Mann hat mich nicht gezwungen, berufstätig zu sein, dafür bin ich ihm sehr dankbar. Gott segne ihn!

Ein Jahr nach der Geburt meiner Tochter reisten wir in die Türkei. Der Bruder meines Mannes ging zum Militärdienst und in meiner Familie fand eine Hochzeit statt. Unsere Verwandten haben unsere Tochter zum ersten Mal gesehen, es war eine schöne Zeit, die uns wirklich guttat. Zwei oder drei Jahre später, meine zweite Tochter war gerade vierzig oder fünfzig Tage alt, erhielt ich schlechte Nachrichten aus der Türkei. Meine Mutter hatte einen Schlaganfall erlitten. Mein Mann war auf der Arbeit, als ich den Brief erhielt. Ich las ihn, fing an zu schreien und zu weinen, aber niemand war da, der mich hören konnte. Als mein Mann mittags kam, erzählte ich ihm, was ich erfahren hatte, und sagte: „Ich kann hier nicht bleiben, ich muss meine Mutter sehen.“ Ich wollte in die Türkei fahren, aber mein Kind war erst vierzig Tage alt. Gott sei Dank ist mein Mann mitgekommen. Es war im Winter, mein Mann kaufte uns Tickets, ein Kind saß auf meinem Schoß und das andere, das gerade angefangen hatte, die ersten Schritte zu machen, saß auf dem Schoß meines Mannes. Als wir ankamen, ging es meiner Mutter etwas besser, sie lebte noch weitere drei Jahre.

Nach ihrem Tod besuchten wir jedes Jahr meinen Vater, der nun allein im Dorf wohnte, und verbrachten Zeit mit ihm, meiner Schwester und meinem Bruder. Dann hatte auch er einen Schlaganfall und zog in unser Haus in Bursa, manchmal kümmerte sich meine Schwester um ihn, manchmal mein Bruder. Mein Vater starb fünfzehn Jahre nach meiner Mutter. Leider sind auch meine Geschwister mittlerweile verstorben. Im Dorf besuche ich nun die Töchter meines Bruders, meine Nichten. Früher fuhren wir mit großer Freude in den Urlaub in die Türkei, weil wir wussten,

dass wir unsere Mütter, unsere Väter, unser Dorf und unsere Heimatstadt wiedersehen würden. Das ist nicht mehr der Fall. Als unsere älteren Verwandten starben, wurde Deutschland zu unserem Heimatland. Mein Mann und ich haben nie über eine Rückkehr in die Türkei gesprochen. Was mein Mann sagt, gilt. Wir beide sind zufrieden, er ist zufrieden mit mir, ich bin zufrieden mit ihm.

Zwischen 1982 und 1984 sind viele Menschen mit einer Abfindung in die Türkei zurückgekehrt, weil Arbeitsplätze abgebaut wurden. Mein Mann hat seinen Freunden geraten, sich nicht darauf einzulassen, aber sie hörten nicht auf ihn. Genau vierzehn Monate später durfte man früher in Rente gehen und die Rentenauszahlungen waren hoch. Viele Freunde meines Mannes, die in die Türkei zurückgekehrt waren, schrieben ihm Briefe, sie bereuten, nicht auf ihn gehört zu haben, und wollten wieder nach Deutschland zurückkommen, aber das war nicht erlaubt.

Viele Menschen sind in die Türkei zurückgegangen, aber wir nicht, wir sind einfach hiergeblieben. Ich bereue die Entscheidung, in Deutschland zu bleiben, nicht im Geringsten. Ich bin dort, wo mein Mann und meine Kinder sind, wir sind eine große Familie geworden. Ich habe drei Kinder zur Welt gebracht, sie sind erwachsen geworden und haben geheiratet, mittlerweile habe ich sieben Enkelkinder. Wir fühlen uns wohl hier. Wir reisen gerne in die Türkei, um dort drei oder vier Monate zu verbringen, doch dann kommen wir wieder zurück. Wir haben ein hohes Alter erreicht. Ich wünsche mir von Gott nur Gesundheit und Wohlbefinden, sonst nichts.

Als ich nach Deutschland kam, gab es hier nur wenige Türken. Kurz danach begannen die ausländischen Arbeiter, ihre Familien nach Deutschland zu holen, und die Zahl der Türken nahm zu. Wir machten neue Bekanntschaften und besuchten uns gegenseitig, so verging unser Leben. Jetzt ist die Nachbarschaft voll von Menschen, die aus der Türkei kommen. Mein Mann und ich haben uns hier angepasst, aber manche Türken haben sich kaum an Deutschland gewöhnt. Wir haben Freunde, bei denen die Männer vor ihren Frauen herlaufen. Natürlich fragen sich die Leute, warum die Frauen hinterhergehen müssen. Die Kultur ist so, unsere Frauen müssen hinten gehen, die Deutschen gehen händchenhaltend, was soll das?

Mein Mann war in der Gewerkschaft, manchmal kamen Deutsche zu ihm und beschwerten sich über Türken. Viele waren abends oft lange unterwegs. Um 20 Uhr hatten sie Feierabend, dann gingen sie nach Hause, aßen zu Abend und besuchten sich gegenseitig. Um viertel vor neun gingen sie mit den Kindern um die Häuser. Wir sind kein Volk, das leise sprechen kann, wir sind ziemlich laut. Das war ein großes Problem, denn um diese Zeit gilt bereits die Nachtruhe in Deutschland, da muss man sich anpassen. Nach 21 Uhr sollte man sich unter der Woche nicht mehr gegenseitig besuchen oder um die Häuser ziehen, das kann man nur am Wochenende machen. Deutschland ist ein Arbeitsland, hier arbeiten alle, egal, ob Frauen, Töchter, Männer oder Söhne. Meine Landsleute sind oft sehr ignorant, aber man muss sich anpassen. Wenn die türkischen Nachbarn Besuch bekamen, waren die Treppen voll mit Schuhen. „Das kann so nicht sein“, sagten die Deutschen, „die Treppe stinkt“. Mein Mann

hat dann den türkischen Männern erklärt, dass das so nicht in Ordnung sei. Sie sollten Schuhschränke kaufen und die Schuhe hineinstellen. Den Bergwerkarbeitern wurde Kohle geschenkt. Einige brachten die Kohle nach Hause, um sie zu verkaufen. Die Kohle lag bis zu drei Tage vor der Tür, Nachbarn kamen und beschwerten sich, weil die Häuser staubig wurden und sie nicht hineingehen konnten. Wenn man die Kohle verkaufen will, muss man im Voraus einen Platz dafür organisieren und wenn sie ankommt, muss man alles so hinstellen, dass es niemanden stört, damit sich niemand beschweren kann. Einige Türken schneiden draußen Pfirsiche oder Wassermelonen für ihre Kinder und tragen dabei nur ihre Unterwäsche. Ist das der richtige Ort dafür? Wenn ihr Obst unbedingt in Unterwäsche schneiden wollt, macht das zu Hause, das sollte nicht vor Augen anderer geschehen!

Im Jahr 1976 war das Autowaschen vor der Haustür verboten, denn in Deutschland hatte es seit drei Monaten nicht mehr geregnet. In den Nachrichten wurde mitgeteilt: „Wenn es in den nächsten fünf Tagen nicht regnet, sinkt das Grundwasser um 100 Meter. Waschen Sie also ab heute Ihre Autos nicht mehr vor Ihrem Haus! Waschen Sie es bitte in der automatischen Waschanlage!“ Nach dieser Nachricht sah mein Mann, wie ein Freund von uns, der aus Kütahya stammt, sein Auto vor der Haustür wusch. Er sagte ihm, was die Nachrichten berichtet hatten, und warnte ihn, dass die Polizei kommen könnte. Aber der Freund sagt: „Vergiss es!“ und wusch weiter. Nach 200 Metern bemerkte mein Mann einen anderen Freund, der ebenfalls sein Auto vor seiner Haustür wusch. Auch ihm erzählte er von den Nachrichten, aber es war ihm ebenfalls egal. Nachdem mein Mann gegangen war, kam die Polizei. Der Freund tat so, als spräche er kein Deutsch. Die Polizei erklärte ihm, dass diese Anweisung auch in den türkischen Nachrichten gesendet wurde, damit alle davon erfahren konnten. Der Freund wurde zu einer Geldstrafe von 800 Mark verurteilt, das war damals viel Geld. Die Gehälter der meisten Menschen betrugen um diese Zeit zwischen 1.000 Mark und 1.200 Mark. Er bekam also eine sehr hohe Geldstrafe, denn er verdiente nur 950 Mark. Deshalb erhielt er die Möglichkeit, sie in Raten von 100 Mark oder 200 Mark monatlich abzuführen. Wir haben immer viele Beschwerden erhalten. Türkische Kinder begannen zu stehlen, steckten die Sachen in ihre Rucksäcke, wurden beobachtet und festgenommen, weil sie Straftaten begangen hatten. Sie mussten dann in Begleitung eines Dolmetschers zum Gericht. Das ist die Folge von mangelnder Bildung.

Wenn wir Frauen sahen, die draußen saßen und Handarbeiten machten, hat mein Mann sie angesprochen: „Ich möchte euch um einen Gefallen bitten. Schaut, heute sind eure Kinder noch klein, morgen werden sie erwachsen sein. Erzieht sie gut, egal, ob Mädchen oder Junge! Lasst eure Kinder nicht rauchen! Wenn sie hier in Zukunft gut leben wollen, wenn sie heiraten wollen, dann müssen sie sich so benehmen, wie es hierher passt und dieses Land gut behandeln.“

Die zweite und dritte Generation hat sich gut angepasst oder besser gesagt, sich erfolgreich integriert. Jeder weiß jetzt, was zu tun ist. Sie machen nicht mehr die Fehler, die ihre Väter früher begangen haben.

Heimat

1971 wurden in der Türkei Facharbeiter gesucht, Fräser, Dreher und Schlosser. Ich habe etwas gezögert, weil ich Maschinenbau studiert hatte und Hochschulabsolventen die Türkei nicht verlassen durften. Eine abgeschlossene Fachausbildung als Schlosser und Dreher hatte ich ebenfalls, damit habe ich mich für Deutschland beworben. Obwohl ich als Schlosser und Dreher nach Deutschland kam, habe ich diese beiden Tätigkeiten nicht ausgeübt. Nach meiner Ankunft wurde ich als Maschinenbauer auf dem Bau und in der Konstruktion tätig.

In den 1970er-Jahren gab es eine Anwerbestelle in Istanbul, dort wurden türkische Arbeiter einer ärztlichen Untersuchung unterzogen. Sie haben uns von vorne bis hinten, von Kopf bis Fuß untersucht, aber sie haben unsere Gehirne vernachlässigt, auch die hätte man untersuchen müssen. Wahrscheinlich war das für sehr viele Arbeitsstellen nicht unbedingt nötig. Dies ist zu bedauern, denn später hat die deutsche Gesellschaft diese Menschen kritisiert, weil sie sich nicht akklimatisiert haben oder sich nicht integrieren konnten und die Sprache nicht gelernt haben. Viele Gastarbeiter waren von ihrem Bildungsstand her nicht einmal in der Lage, die eigene Muttersprache gut zu beherrschen. Deutschland hat kräftige Arbeiter gesucht und das waren in der Regel die sozial Schwächsten, die ungebildet waren. Diese Menschen waren in der Türkei arm und konnten sich eine schulische Laufbahn aus finanziellen Gründen nicht leisten.

Für den Bergbau wurden Arbeiter gesucht, die Wissen und Erfahrungen im Bergbau hatten und gesund waren. Das Ziel war es, krankheitsbedingte Ausfälle ausschließen zu können, eine Eignungsprüfung fand nicht statt. Nur in wenigen Bereichen musste nachgewiesen werden, dass eine Ausbildung mit einer Prüfung erfolgreich beendet worden war. In vielen Branchen war dies nicht nötig, bei mir schon.

Nach der Prüfung aller Unterlagen und der körperlichen Untersuchung traf man Vertreter der deutschen Firmen, die Arbeitsverträge abschlossen. Die Verträge waren in der Regel befristet, so war es zumindest bei mir. Mit dem Vertrag wurden uns die Unterkunft und unsere Arbeitszeiten mitgeteilt. Geplant war, dass die ausländischen Arbeiter nach Ablauf der Vertragsfrist wieder in ihre Heimatländer zurückkehrten. Die Arbeiter wussten dies und haben alles Erdenkliche versucht, um möglichst viel Geld zu sparen. Zu Beginn des Anwerbeabkommens war dies auch der Wunsch der deutschen Arbeitgeber. Jedoch änderte sich ihre Meinung, weil der Aufwand, die vorhandenen Arbeiter zurückzuschicken und neue Arbeiter anzuwerben und anzulernen, viel zu hoch war. Die deutsche Regierung hat dem Wunsch der Arbeitgeber nachgegeben, sie durften ihre ausländischen Arbeiter behalten. Viele Gastarbeiter sind freiwillig wieder in ihre Heimatländer zurückgekehrt, viele sind aber auch in Deutschland geblieben. Als man zu Beginn glaubte, die Zeit in Deutschland sei begrenzt, hatte man das Gefühl, gefangen zu sein. Als diese Regelung aufgehoben wurde, war man frei und konnte das Leben großzügiger genießen.

Ich flog nach Düsseldorf, wurde dort von Arbeitern der Firma abgeholt und nach Mülheim an der Ruhr gebracht. Dort wohnte ich fast drei Monate lang in einem Wohnheim und habe mir danach eine eigene Wohnung in Moers gesucht. Seitdem lebe ich hier. Als ich noch in Mülheim lebte, wurden Ausflüge organisiert, an denen ich teilnahm. Einer dieser Ausflüge führte nach Moers. Die Stadt hat mich beeindruckt und mich an meine Heimatstadt erinnert, in der ich geboren wurde und als kleiner Junge aufgewachsen bin. Als ich Moers besuchte, dachte ich mir, das ist die Stadt, in der ich leben möchte. Moers ist keine Industriestadt, sondern eine Bergbaustadt.

Meine ersten Eindrücke in Deutschland waren aufregend. Von Beginn an war es mein Ziel, meine Sprachkenntnisse zu verbessern. Während meiner Berufsausbildung hatte ich versucht, selbstständig Deutsch zu lernen, und während meines Studiums habe ich an der Universität einen deutschen Sprachkurs besucht. Allerdings war der Kurs nicht ausreichend, weshalb ich anschließend im Goethe-Institut in Izmir einen Kurs mit Zertifikat abschloss. Das Zertifikat war nicht notwendig, doch ich wollte nicht für immer in Deutschland als Schlosser arbeiten. Mein Ziel war es von Beginn an, meinen eigentlichen Beruf auszuüben, dazu musste ich die Sprache beherrschen. In Deutschland habe ich die Volkshochschule besucht, um innerhalb kürzester Zeit weiter Deutsch zu lernen. Nach sechs Monaten hatte ich meine Sprachkenntnisse so weit verbessert, dass ich als Maschinenbauer in der Konstruktionsabteilung der Siemens AG arbeiten konnte. Es war nicht einfach, ich habe viel Zeit investieren müssen. Während meine Kollegen Freizeit hatten und diese genießen konnten, habe ich die Volkshochschule besucht.

Nach meiner Ankunft überraschte mich Deutschland nicht besonders. Vor meiner Ausreise hatte ich neun Jahre in Istanbul und zwei Jahre in Izmir gelebt. Beide Städte waren nicht anders als die Gesellschaft in Deutschland. Meinen Lebensstandard, den ich aus der Türkei gewohnt war, konnte ich in Deutschland weiterführen und es gab für mich keine gravierende Veränderung wie bei vielen, die aus Anatolien nach Deutschland kamen.

In Deutschland die ersten Bekanntschaften zu schließen, war nicht sehr schwierig für mich. Ich habe in Istanbul gelernt, wie man sehr viele Kontakte mit Menschen knüpfen kann, die nicht zur eigenen gesellschaftlichen Gruppe gehören. In Deutschland habe ich mich neben meiner Arbeitstätigkeit in Vereinen engagiert. Schon kurz nach meiner Ankunft war ich Mitglied bei einem polizeilichen Sportschützenverein in Moers. Dort habe ich sogar die Trainerausbildung gemacht und Kooperationen mit anderen Schützenvereinen in die Wege geleitet.

Ich bin auch für die DKM tätig gewesen, dort arbeiten Menschen, die im Ausland gelebt und gearbeitet haben. Sie haben sich mit Migrantinnen und Migranten zusammengetan und wollten ethnische Vereine, die sich untereinander nicht kennen, zusammenführen. Es ging sehr international zu. Ich trat der DKM bei, weil ich für den Ausländerbeirat arbeitete. Seit 1991 gehörte ich zum Vorstand und war sogar zeitweise im Präsidium.

Meine Frau kam anderthalb Jahre nach mir nach Deutschland. Sie hat in einer Krankenschwesterschule in Izmir zukünftige Krankenschwestern unterrichtet und hat sich von einem katholischen Krankenhaus anwerben lassen. Schon nach sehr kurzer Zeit wurde sie Stationsschwester. Bei ihrer Ankunft sprach sie genauso gut Deutsch wie ich, weil sie ebenfalls das Goethe-Institut in Izmir besucht hatte. Durch sie haben wir sehr viele Bekanntschaften geschlossen. Wenn unsere Landsleute Probleme hatten oder Hilfe bei Kleinigkeiten benötigten, suchten sie uns auf und baten um Rat und Hilfe. Meine Frau hat zum Beispiel im Krankenhaus gedolmetscht.

Tatsächlich haben meine Frau und ich bei der Planung unserer Zukunft nichts dem Zufall überlassen. Nachdem die Kinder auf die Welt gekommen waren, hat meine Frau ihre Stelle gekündigt, damit sie genügend Zeit hatte, sich um deren Erziehung zu kümmern. Es sind wunderbare Kinder, sie sind sehr fleißig, sehr gut integriert und gut im Lernen. Das einzige Defizit, das wir bei der Erziehung verursacht haben, ist, dass wir unseren Töchtern nicht die türkische Sprache beigebracht haben. Zur damaligen Zeit sagten Mediziner und Wissenschaftler, dass Mehrsprachigkeit die Entwicklung der Kinder hindern und ihre Sprachkenntnisse negativ beeinflussen würde. Kurz danach haben die gleichen Mediziner die positiven Effekte der Mehrsprachigkeit bei Kindern herausgestellt, aber wir hatten bereits den Fehler begangen und sie einsprachig erzogen. Heute werfen uns die Kinder vor, ohne ihre Muttersprache aufgewachsen zu sein. Meine ältere Tochter ist Zahnmedizinerin. Sie hat sich türkische Sprachkenntnisse angeeignet, von denen sie in ihrer zahnmedizinischen Berufsausübung begrenzten Gebrauch machen kann. Meine jüngere Tochter ist Doktor der Psychologie. Manchmal wird sie von Richtern als Sachverständige einberufen, weil ihr Name türkisch ist. Es wird von ihr erwartet, dass sie Türkisch beherrscht, aber wenn sie Türkisch sprechen soll, muss sie eine Dolmetscherin mitnehmen. Meine Enkelkinder bereiten mir momentan die größte Freude. Leider habe ich meine Frau vor anderthalb Jahren verloren, sie ist hier in Deutschland beerdigt. Nun lebe ich allein. Die Enkelkinder werden zwar nie die Freude ersetzen können, die ich durch meine Frau spürte, aber sie bringen Freude in mein Leben.

Ich habe lange die deutsche Staatsbürgerschaft nicht angenommen. Ich bin aus Überzeugung Türke geblieben. Die Identität eines Menschen sollte erhalten bleiben, aber das ist jedem selbst überlassen. Mit der deutschen Staatsangehörigkeit hätte ich nur einen deutschen Ausweis. Ich bin nicht in Deutschland geboren, habe in Deutschland keine Schule besucht und habe meine Kindheit nicht in Deutschland verbracht. Die Türkei ist mein Land, zu dem ich eine sehr starke Bindung habe. Meine ganze Familie, mit Ausnahme meiner zwei Kinder, lebt immer noch in der Türkei. Meine Kinder fühlen sich nicht türkisch, aber sie haben die deutsche Staatsbürgerschaft erst nach dem Tod meiner Frau angenommen. Vorher kam es nicht in Frage.

Ich denke sehr oft darüber nach, was für mich Heimat ist. Welchen Ort nennt man Heimat? Sicherlich ist dies eine richtige und wichtige Frage. Heimat ist sehr emotional. Es ist möglich, dass es mehrere Definitionen gibt. Für mich ist es der Ort,

an dem ich satt werde, an dem ich ganz sensibel werde und wo die Familie ist. Ich bin mit 26 Jahren als einziges Mitglied eines riesigen Familienclangs nach Deutschland gekommen. Ich habe meine Eltern, Großeltern, Geschwister, Neffen, Cousins und viele weitere in der Türkei zurückgelassen. Obwohl ich den größten Teil meines Lebens in Deutschland geführt habe und mich in Deutschland wohlfühle, sind meine Familie, meine Kindheit und meine ganzen Erinnerungen nicht hier, sondern in der Türkei. Auch nach fünfzig Jahren ist ein Wechsel der Heimat bei mir nicht vollzogen. Hier habe ich mit meiner vierköpfigen Familie gelebt. Wenn man die Frage nach der Heimat meinen Kindern stellen würde, könnten sie möglicherweise viel einfacher eine Antwort geben. Sie würden sagen, dass Deutschland ihre Heimat ist. Beide kennen keine andere Heimat, Deutschland ist ihre Welt und ihre Heimat. Für mich ist es sehr, sehr schwer, deutlich zu benennen, was Heimat ist. Aber das ist für viele Gastarbeiter der Fall, denn nach dem Ableben wollen sie in der sogenannten Heimat beerdigt werden, weil sie dort Ruhe finden.

Meine Denkweise ist keine Ablehnung des Landes. Ich bin vom ersten Tag meiner Ankunft bis jetzt in Deutschland wunderbar aufgenommen worden und ich habe nie etwas Negatives erlebt. Wir fühlen uns wie in einem Wald und wir stehen als einzelne Bäume einer bestimmten Gruppe zusammen. Uns geht es wie den Palmen am Mittelmeer der Türkei, die dort nie beheimatet waren und sich bis heute nicht wohlfühlen. Sie müssen von den Besitzern alle paar Jahre ausgewechselt werden, weil sie in der Türkei vertrocknen. Eine Sehnsucht zur Heimat besteht, aber der Begriff Heimat ist etwas Besonderes.

Leichtigkeit

Ich wurde 1943 in Osmanpazar, Bulgarien, geboren und kam im Alter von acht Jahren in die Türkei. Wir zogen nach Trakya, eine Stadt ca. 30 Kilometer von Bulgarien entfernt. Meine Familie gehört zum Adelsgeschlecht der Konya Kahramanoğlu, das sich dem letzten Sultan angeschlossen hatte und als religiös, heldenhaft und kämpferisch galt.

Ich habe vier Geschwister, drei Brüder und eine Schwester, aber zwei von ihnen sind mittlerweile verstorben. In der Türkei besuchte ich die Grundschule. Wir waren nicht wohlhabend, ich hatte nur alte Gummischuhe und eine zerrissene Schuluniform. Am Ende der fünften Klasse musste ich die Schule verlassen, weil mein Vater starb. Eigentlich wollte ich weiter lernen und später studieren, aber das konnten wir uns aus finanziellen Gründen nicht leisten. Bis ich zum Militär musste, habe ich in der Stadt in einem Hotel gearbeitet. Zwei Monate vor dem Ende meines Militärdienstes schrieb mir mein Bruder, dass er in Deutschland arbeiten wolle. Ich beschloss, mit ihm zu gehen.

Am 27. September 1965 fuhr ich zusammen mit meiner Frau mit dem Auto nach Moers. Wir haben morgens um 4 Uhr in der Türkei das Auto beladen, sind ein-

gestiegen und losgefahren. In Deutschland mussten viele Frauen arbeiten. Gott sei Dank ging es uns finanziell so gut, dass meine Frau nie einen Beruf ausüben musste. Sie sollte sich amüsieren, sich ausruhen und ihre Freizeit genießen, denn eines Tages würden wir Kinder haben und uns gemeinsam um sie kümmern müssen, was viel Zeit in Anspruch nimmt.

Am ersten Arbeitstag bin ich morgens aufgestanden, habe gefrühstückt und bin dann mit fünfzehn oder zwanzig Kollegen gemeinsam zum Bergwerk gegangen. Wir schauten uns vor Ort um, sahen Flammen lodern und Rauch aufsteigen. Das war der Schacht, an dem die Kohle aus dem Untergrund verbrannt wurde, um die Rohstoffe zu trennen. Zwei oder drei Wochen lang musste ich einen Sprachkurs besuchen. Ich hatte mir schon in der Türkei ein Buch gekauft, um etwas Deutsch zu lernen, sodass die Lehrkräfte und die anderen Kursteilnehmer über meine Kenntnisse überrascht waren.

Eines Tages überredete mich ein deutscher Freund, der in der Gewerkschaft arbeitete, mich für die kommenden Wahlen zum Betriebsrat nominieren zu lassen. Ich willigte ein, war aber nicht wirklich begeistert. Ich wurde als erster türkischer Arbeiter gewählt. Nachdem ich Gewerkschaftler geworden war, trat ich der Ausländerversammlung bei und vertrat dort die Türken. Wir hatten jeden Freitag Versammlungen, an denen ich regelmäßig teilnahm. Nach drei oder vier Jahren wurde ich gewählt, um im Landtag in Düsseldorf die Interessen der türkischen Arbeitnehmer zu vertreten. In der Gewerkschaft tätig zu sein, bereitete mir Freude, wir fuhren zu Kongressen nach Stuttgart und sogar nach Frankreich. Manchmal blieben wir fünf bis zehn Tage in einer entfernten Stadt. In dieser Zeit habe ich mein Deutsch verbessert. Wörter, die ich nicht verstand, schlug ich heimlich in meinem Wörterbuch nach, ohne dass es jemand sah. Ich habe zwanzig Jahre lang in der Gewerkschaft gearbeitet. Dann hieß es irgendwann, dass man die Minen schließen würde. Im Alter von fünfzig Jahren musste ich wegen der Krise in den Bergwerken vorzeitig in den Ruhestand gehen.

Deutschland ist ein Land, das das Leben eines einzelnen Menschen wirklich schätzt. Es gibt viele Sicherheitsvorkehrungen in den Bergwerken, um die Arbeiter zu schützen. Dreihundert Menschen starben bei einem Minenunglück in der Türkei. Man sagte dort, es sei Gottes Wille gewesen, doch es ist unverschämt, so etwas zu behaupten, weil nicht Gottes Wille, sondern die fehlenden Sicherheitsvorkehrungen im Bergwerk das Unglück verursachten.

Alle meine Kinder sind in Deutschland geboren. Mein Sohn spricht mit seinen Kindern sogar dann Deutsch, wenn sie uns besuchen. Türkisch ist für sie deutlich schwieriger, also sprechen sie automatisch Deutsch. Die Kinder meiner beiden Töchter hingegen sprechen beide Sprachen sehr gut. Seit ich in den Ruhestand gegangen bin, spreche ich nur noch achtzig Prozent von dem Deutsch, das ich früher gelernt habe. Wir sprechen zu Hause überhaupt kein Deutsch mehr.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich wieder nach Deutschland kommen würde, wenn ich es mir noch einmal aussuchen könnte. Ich will es mal so ausdrücken: Wenn ich in der Türkei eine gute Stellung gehabt hätte, hätte ich dort wahrscheinlich ein gutes Leben führen können. Dann wäre ich wahrscheinlich nicht nach Deutschland gekommen.

Leidensweg

Ich komme aus einem Dorf in der Türkei. Ich war das älteste Kind und meine Mutter erlaubte es mir nicht einmal, die Grundschule zu besuchen, obwohl mein Vater mir schon eine Schultasche und eine Schuluniform gekauft hatte. Sie war krank und konnte sich nicht um ihre vier Kinder kümmern. Ich sollte deshalb meine Geschwister, die zur Schule gingen, versorgen, mich um den Haushalt, den Garten und die Großmutter kümmern. An Freizeit war nicht zu denken. An einem 23. April, dem Kindertag, wollte ich mir ein Stück ansehen, das die Schulkinder eingeübt hatten. Meine Mutter erlaubte es nicht, ich sollte den Garten bewässern. Sie selbst war dort, die Tochter meines Onkels hat sie gesehen.

Als ich sechzehn Jahre alt war, wurde ich verlobt, im nächsten Sommer musste ich heiraten. Nach der Hochzeit lebte ich sechs Monate lang bei meiner Schwiegermutter in ihrem Dorf. Mein Mann war in Deutschland und sollte eine Wohnung für uns finden, damit ich zu ihm ziehen konnte. Es dauerte länger als angenommen und ich musste die ganze Zeit bei meiner Schwiegermutter bleiben. Mit ihr habe ich mich überhaupt nicht verstanden.

Mein Mann mietete eine Wohnung, die nicht meinem Geschmack entsprach. Sie lag im Dachgeschoss und war sehr klein, nur ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer. Sie gefiel mir überhaupt nicht, aber ich konnte endlich das Dorf verlassen und nach Deutschland ziehen.

Nach der Hochzeit haben wir zunächst keine Kinder bekommen. Meine Schwiegermutter sagte meinem Mann, er solle mich verlassen. Aber was sollte ich allein in Deutschland machen? Wohin könnte ich gehen? Würde mein Mann mich verlassen, wäre ich ganz auf mich allein gestellt. Jeden Morgen musste ich mir schon nach dem Aufwachen anhören, dass ich keine Kinder bekäme. Ich habe sehr gelitten, aber die Hoffnung nicht aufgegeben. Sechs oder sieben Jahre lang war es mir nicht erlaubt, Urlaub in der Heimat zu machen und meine Familie zu besuchen. Als endlich meine Tochter geboren wurde, bin ich in die Türkei gegangen und habe beschlossen, dort zu bleiben. Als mein Kind anderthalb Jahre alt war, wollte ich zurück nach Deutschland. Ich bat meinen Bruder, meinem Mann einen Brief zu schreiben, dass er kommen und mich abholen solle. Ich konnte meine Schwiegermutter nicht mehr ertragen. Solche Menschen werden im Jenseits keine Ruhe finden. Ich kochte und spülte, ich erledigte jeden Tag die ganze Arbeit im Haus, ich habe mich abgearbeitet und war immer so müde. Das Leben in Deutschland war zwar auch hart, aber das Leben in der Türkei war schlimmer.

Manchmal ging mein Mann morgens zur Arbeit, manchmal mittags oder nachts, dann kam er erst am nächsten Tag zurück und ging nachts wieder zur Arbeit. Ich habe nicht geschlafen, bis er zurückkam, da ich nicht alleine einschlafen kann. Früher blieben die Frauen oft zu Hause, sie gingen nirgendwohin, weil sie das Haus nicht verlassen durften. Auch ich war immer im Haus und habe mich um den Haushalt

gekümmert, die Wäsche gewaschen, die Treppe geputzt, das Geschirr gespült, das Haus gefegt, alles musste ich machen. Wir hatten keine elektronischen Haushaltsgeräte, keine Waschmaschine, keinen Geschirrspüler, nichts. Ich musste mit einem kleinen Besen fegen. Ich trug das eine Kind auf dem Arm, weil es noch so klein war, und war schon schwanger mit dem nächsten. Zu dem Zeitpunkt arbeitete mein Mann auf dem Bau und kam oft gar nicht nach Hause. Ich habe sehr gelitten, mein Leben war nicht einfach.

Nachdem das jüngste Kind eingeschult wurde, habe ich jahrelang als Reinigungskraft in Schulen gearbeitet. Wo hätte ich sonst arbeiten sollen? In jeder Schule in meiner Umgebung habe ich gearbeitet. Meinen Enkelkindern erzähle ich gerne, dass ich die Grundschule, die weiterführende Schule und die Universität besucht habe. Auch beim Arbeitsamt habe ich geputzt, ich war überall. Meine Kinder hatten einen Schlüssel, sie konnten ein- und ausgehen, während ich auf der Arbeit war. Eine Freundin war so nett, manchmal auf sie aufzupassen.

Mein Mann wollte nicht, dass ich arbeite, aber ich wollte und musste arbeiten gehen. Als er merkte, dass uns mein Gehalt guttat, sagte er nichts mehr. Ich habe immer Geld nach Hause gebracht, wir haben meinen Lohn sofort ausgegeben und uns gekauft, was wir wollten. Auch unter meinem Ehemann habe ich sehr gelitten, wir verbrachten Tag und Nacht zusammen und haben uns dauernd gestritten. Ich habe so sehr gelitten, dass mir die Haare auf der einen Seite ausgefallen sind und ehe sie wieder wachsen konnten, fielen die Haare auf der anderen Seite aus.

In den 1980er-Jahren haben wir ein Haus bauen lassen. Wir hatten einen Garten, den ich sehr geliebt habe. Ich habe dort Zwiebeln und Salat gepflanzt. Jetzt bin ich nicht mehr in der Lage, irgendetwas zu tun, ich habe keine Kraft mehr in meinen Knien, es ist mir nicht einmal möglich, mich auf den Boden zu setzen. Mein Mann und ich sind zusammen in Rente gegangen. Gerade als ich es mir bequem machen wollte, ist mein Mann verstorben. Gott segne ihn! Möge Gott seine Seele in Frieden ruhen lassen! Etwas Schlechtes möchte ich nicht über ihn sagen.

Ich habe Kinder und Enkelkinder bekommen und mich nie in ihre Träume und Wünsche eingemischt. Sie haben die Ehepartner geheiratet, die sie wollten. Welche Entscheidungen sie in ihrem Leben treffen, ist vollkommen ihnen überlassen. Nur wenn meine Enkelkinder Deutsch sprechen, werde ich wütend. Ich sage ihnen immer, sie sollen in meiner Anwesenheit Türkisch sprechen, da ich sie nicht verstehe. Je mehr ich darauf bestehe, dass sie Türkisch sprechen, desto mehr weigern sie sich und laufen vor mir weg. Das Leben, das die Kinder heutzutage führen, ist viel besser als unseres. Meine Schwiegertochter darf lachen und fröhlich sein. Ich habe im Leben gelitten, ihnen soll es nicht so ergehen. Ich würde nicht mit meiner Schwiegertochter in einem Haus wohnen, sie soll besser leben als ich damals. Meine Kinder und Enkelkinder sind mein Leben, sie sind ein Teil von mir. Mein jüngster Sohn ist mit einer Deutschen verheiratet. Ich habe viele Bilder von meinen Kindern und Enkelkindern, ich liebe sie sehr und ich vermisse sie, sobald ich sie für eine kurze Zeit

nicht gesehen habe. Manchmal sitze ich mit ihnen zusammen und erzähle ihnen von meinem Mann, also ihrem Opa. Mein Mann hat zum Glück die Geburt aller seiner Enkelkinder miterlebt.

Ich denke nicht, dass ich für immer in die Türkei zurückkehren werde, zumindest jetzt im Moment nicht. Früher sind wir dorthin in den Urlaub gefahren, da lebten meine Eltern noch. Wenn ich meine Geschwister in der Türkei besuche, fragen sie mich immer, warum ich dort sei und wann ich wieder abreisen würde. Sie schauen mich böse an, denn sie mögen mich nicht. Das Leben, das in der Türkei geführt wird, kann ich nicht leben. Die Menschen dort sind keine guten Menschen, sie lassen einen nicht so leben, wie man es möchte. Ich kann nicht einmal eigenständig einkaufen gehen oder irgendeinen Ort besuchen, ohne dass mich jemand begleitet. Ich kann nicht tun, was ich möchte. Deutschland ist in gewisser Weise meine Heimat geworden.

Lernfähig

Ich komme aus Sivas und habe meinen Freund Mahmut kennengelernt, als wir nach Deutschland gegangen sind. Er stammt aus einer Nachbarstadt und früher gab es eine tiefe Verbundenheit zwischen Menschen, die aus der gleichen Stadt oder der gleichen Gegend kamen. Mahmut und ich haben im selben Beruf gearbeitet und uns nie gestritten.

In Sivas habe ich die Mittelschule besucht, anschließend in Ankara die Kunstschule. Mein Wahlpflichtfach war Deutsch. In meinem ersten Jahr an der Kunstschule erzählte mir ein Freund aus Yozgat, dass jemand aus seiner Stadt nach Deutschland gehen würde, um dort zu arbeiten. Ich stellte mir Deutschland sehr modern vor, es gab dort Autos, die mir den Verstand raubten. Wir beschlossen, uns ebenfalls zu bewerben. Ich besaß nur eine Lira, mein Freund hatte gar kein Geld. Wir schwänzten die Schule, kauften uns zwei Briefumschläge, tranken zwei Tassen Tee und schrieben unsere Bewerbungen. Als wir angenommen wurden, habe ich mich von der Kunstschule abgemeldet und bin in den Sommerferien nach Sivas gereist, um mich von der Familie zu verabschieden.

Vor der Reise wurde ich in Istanbul untersucht, anschließend fuhren wir mit einem Bus nach München. Von dort aus sollten wir mit dem Zug weiterfahren. Auf dem Weg zur Station sahen wir einen Bekannten meines Vaters, der nach Deutschland gegangen und nun im Sicherheitsdienst tätig war. Er war ein sehr netter und guter Mensch. Meinem Freund gab er 50 Mark, mir 250 Mark. Diesen Moment werde ich nie vergessen, ich denke oft daran. Ich habe mich reich gefühlt, ich dachte, die Welt würde mir gehören. Wir waren nämlich arm. In der Türkei musste ich immer abends mein Hemd waschen, denn ich hatte nur eines und ich besaß weder Bügeleisen noch Bügelbrett. Als ich meinem Vater von dem Geldgeschenk schrieb, antwortete er, ich solle das Geld so schnell wie möglich schicken. Ich hatte anscheinend schon Schulden bei ihm, sobald ich in Deutschland ankam.

Wir wurden in einem schönen Heim untergebracht, das einer Kirche gehörte. Es gab leckeres Essen, denn die Köchin fragte uns immer, was wir gerne essen wollten. Sie machte Bohnen mit Reis. Wenn ich heute meine Freunde anrufen würde, würden sie immer noch bestätigen, was das für ein leckeres Essen war. Das Heim war zweistöckig, oben waren wir untergebracht, unten einige ledige Frauen, darunter Deutsche und Italienerinnen. Es ging uns dort gut. Trotz meines Deutschunterrichts in Ankara habe ich nur wenig verstanden, erst als ich zehn Monate lang auf Montage war, habe ich richtig Deutsch gelernt. Als später meine Kinder auf die Welt kamen, habe ich Deutsch verlernt, da ich nur noch Türkisch sprach. Wenn ich heute mit meinen Enkelkindern Deutsch spreche, lachen sie über mich.

In der ersten Zeit sind lustige Sachen passiert. Ein Freund aus Kayseri, sein Name ist Hasan, ging in einen Supermarkt. Supermärkte kannten wir noch nicht. Er kaufte fünf Seifen für insgesamt 1 Mark, kam dann zu uns und fragte, ob jemand Seife haben möchte, er würde uns Seife für 1 Mark pro Stück verkaufen. Wir waren vierzig oder fünfzig Jungen im Heim, sein Geschäft florierte. Ein Freund aus Istanbul war neugierig und ging ihm nach, um zu erfahren, wo er die Seife kaufte. Er erfuhr auch, welchen Preis Hasan bezahlte. Wenn ich ihn heute darauf anspreche, fragt er mich, warum ich mich immer noch daran erinnere.

Als ich das Bergwerk, in dem ich arbeiten sollte, zum ersten Mal sah, war ich sehr verängstigt. Ich habe mich gefragt, wie ich da rein und dann wieder raus sollte. Wir gingen an drei Tagen pro Woche in die Schule und die restlichen zwei zur Arbeit. Nach einem Arbeitsunfall fuhr ich Maschinen, die Werkzeuge geladen hatten, die die Arbeiter benötigten. Diesen Beruf habe ich 32 Jahre ausgeübt und bin vor Kurzem in Rente gegangen.

Ich erzähle meinen Kindern und Enkelkindern von meiner harten und schwierigen Zeit, aber sie können es nicht nachvollziehen. Mein Sohn zum Beispiel ist sehr verwöhnt. Er hat ein Haus und ein Auto, er fährt dreimal im Jahr in Urlaub. Die Jungen haben keine Verantwortung, denn sie müssen ihre Eltern nicht finanziell unterstützen. Sie kennen nicht das Gefühl, für die Eltern zu arbeiten, oder das Gefühl, wenn Verwandte aus der Türkei nach Geld fragen. Wenn ich in die Türkei reisen würde, was nur durch Kredite bezahlbar wäre, würden mich meine Verwandten dort hereinglegen und mir mein Geld für ihre eigenen Anliegen stehlen. Wenn sie dies aber bei meinen Kindern versuchen würden, hätten sie keine Chance, meine Kinder würden ihnen keinen Cent geben. Meine Kinder tun das Richtige und das Beste. Wir haben damals für die Verwandten in der Türkei gearbeitet, heute arbeiten meine Kinder für sich. Die heutigen Jugendlichen sind gut, sie streiten sich nicht mit den Deutschen wie wir damals. Wir waren jung und verstanden nur die Hälfte von dem, was gesprochen wurde.

Das schlechte Bild der Türken wird von denen geprägt, die vor unserer Zeit hier waren. Die Türken von früher hatten kaum gute Eigenschaften. Sie wollten nicht arbeiten, sie wollten Geld erhalten fürs Nichtstun, damit sie sich Autos, Immobilien und Traktoren kaufen konnten. Ihre Kinder haben hier Berufe erlernt und Uni-

versitäten besucht, es sind gute Kinder. Darauf sind wir sehr stolz. Wir haben sie so erzogen, dass sie sich in nichts einmischen. Wir wollten, dass es unseren Kindern besser geht. Unsere Kinder haben Deutsch gelernt und Gott sei Dank geht es ihnen gut. Man muss ein bisschen wie sie werden, um mit Deutschen ein gutes Verhältnis zu haben. Man wird erniedrigt, wenn man nicht dazugehört, wenn man dazugehört, gewöhnen sie sich daran. Die Deutschen arbeiteten dreißig Jahre lang, um am Ende nur zur Miete zu wohnen. Sie wundern sich, dass Ausländer Immobilien kaufen. Wir sind hier sesshaft geworden, haben Kinder bekommen und Immobilien gekauft. Das wollten sie nicht und sie verachten uns heute immer noch. Der Unterschied liegt darin, dass Deutsche viel mehr Geld ausgeben. Wenn wir unseren Frauen 50 Euro geben, versuchen sie, mit diesem Geld Lebensmittel zu kaufen, mit denen sie für einen ganzen Monat kochen können. Das gefällt den Deutschen nicht. Sie haben aber mittlerweile aus ihren Fehlern gelernt, es hat allerdings etwas gedauert. Die Kneipen und Cafés waren früher immer voll und die Musik spielte bis in die Morgenstunden. Heute kaufen sich die Deutschen einen Kasten Bier und trinken zu Hause.

Ruhe

Ich arbeitete in der Türkei als Wachmann. Damals war ich ein netter junger Mann und die Frauen gaben mir Tee, Kaffee und Kuchen aus. Eine Frau, die wir Mutter Zeynep nannten, stellte mir ihren Schwiegersohn vor. Er erzählte mir, dass er Schreiner in Eyüp sei und Kalksteinbrüche eröffnen wollte. Ich sollte als Partner in sein Unternehmen einsteigen. Also kündigte ich meinen Job und ging zu ihm. Es stellte sich heraus, dass er ein Gauner war. Er wollte zwischendurch immer Geld, das ich mir von Freunden und Bekannten leihen musste. Bis zu 1.000 Lira habe ich ihm jeweils gegeben. Das war 1964. Ich hatte hohe Schulden und jeden Tag überfielen mich Männer, die ihr Geld zurückforderten. Da dachte ich, es wäre das Beste, nach Deutschland zu gehen. Meine ältere Schwester kannte den Direktor der Arbeitsagentur und er half mir. Nach kurzer Zeit bin ich in einen Zug eingestiegen und in München ausgestiegen. Von dort aus hat uns ein Deutscher nach Essen begleitet. Wir waren insgesamt hundert oder hundertzwanzig Personen. In Essen wurden wir noch einmal untersucht und dann auf verschiedene Heime verteilt. Ich sollte im Bergwerk unter der Erde arbeiten, musste aber zuerst einen sechswöchigen Kurs machen, in dem wir die Bezeichnungen von Werkzeugen lernten. Damals gab es noch keine Technik wie heute, die körperliche Arbeit unten im Bergwerk war sehr anstrengend. Wir haben nach Kohle gebohrt und sie dann auf ein Band geschaufelt. Wir Türken haben sehr hart gearbeitet, wir haben uns nicht ausgeruht, denn wir wollten so schnell wie möglich viel Geld verdienen und in die Türkei zurückkehren. In den 1970er-Jahren begann der Familiennachzug, aber keiner kaufte richtige Möbel für die Wohnung oder das Haus, denn man wollte das ersparte Geld nicht ausgeben, weil man sich vorgenommen hatte, wieder in die Türkei zu reisen. Die Türken sammelten, was

die Deutschen wegwarfen, und stellten es in ihre Häuser und Wohnungen. Zurückkehren war der Plan der ersten Generation.

Beim Einkaufen in den Supermärkten waren die Deutschen sehr nett zu uns. Selbst wenn wir Türken kein Deutsch sprachen, halfen sie uns, wenn wir mit Händen und Füßen kommunizierten. Wenn wir Schweinefleisch genommen hatten, wies das Personal an der Kasse uns sofort darauf hin. So kamen wir zurecht.

Ich war ein beliebter Arbeiter, aber 1969 ging ich zurück in die Türkei und eröffnete mit meinem Schwiegervater eine Werkstatt. Wir verdienten zwar gutes Geld, aber das Geld ging schnell zur Neige. Ich erhielt einen Brief von dem Bergwerk, in dem ich früher gearbeitet hatte. Sie boten mir an, zurückzukommen. Ich war sehr glücklich, verließ die Werkstatt und fuhr wieder nach Deutschland. Als ich krank wurde und nichts mehr heben durfte, konnte ich in der Cafeteria arbeiten. Ich kochte türkisches Essen, machte sogar Döner. Als siebzig oder achtzig Gäste aus Polen kamen, bereitete ich 60 oder 70 Kilo Dönerfleisch zu. Ein türkischer Ingenieur aus Essen kam anschließend zu mir und sagte, so gut habe er noch nie gegessen. Einmal in der Woche habe ich in einer Hütte auf dem Pattberg Döner bereitet und viele Menschen kamen und hatten Spaß. Das war eine schöne Zeit. Ich habe auch Catering für Geburtstage angeboten und am Wochenende Heime beliefert. Selbst bei Straßenfesten und Gewerkschaftsveranstaltungen habe ich gekocht.

Dann bin ich in den Ruhestand gegangen, ich wollte nicht mehr arbeiten. Ich hatte mir vorgenommen, nur noch zu essen, zu trinken und zu schlafen, etwas anderes will ich nicht mehr tun.

Vaterliebe

Als ich klein war, lebte mein Vater in Deutschland, ich lebte mit meiner Mutter in einem türkischen Dorf. Mittlerweile kann man von dort aus in zwei Stunden nach Kayseri fahren, die Straßen sind offen und neu. Damals flog sechs Monate lang kein Vogel in unser Dorf, die Straßen waren im Winter voller Schnee. Als Kind habe ich gesehen, wie viele Frauen bei der Geburt starben, weil es keine Ärzte und keinen Zugang zur Medizin gab. Wenn Menschen im Dorf auf Hilfe angewiesen waren, konnten die Ärzte sie aufgrund des schlechten Wetters nicht erreichen. Man versuchte sogar, mit Schlitten in die Stadt zu gelangen, doch die meisten schafften es nicht, sie blieben unterwegs stecken und mussten zurück in das Dorf kehren. Es ist unfassbar, sich vorzustellen, wie meine Mutter ganz alleine in solch einem Dorf lebte und ihre Kinder dort auf die Welt brachte. Zwölf Jahre lang lebte sie dort, ganz allein. Ich weiß gar nicht, wie viele Kinder meiner Mutter bei der Geburt gestorben sind.

Einmal im Jahr besuchte uns mein Vater. Wenn er kam, gab es ein großes Fest. Alle Verwandten kamen zusammen und seine Koffer wurden feierlich geöffnet. Alle Tanten, Onkel, Nichten und Neffen saßen um die Koffer, um zu sehen, welche Schätze er mitbrachte. Allen gab er ein Geschenk. Meine Mutter und ich warteten daneben

wie Fremde. Einmal holte er einen Mantel aus dem Koffer. Ich wollte nach ihm greifen, aber mein Vater meinte, ich sollte ihn meinen Cousinen überlassen. Er wolle mir einen neuen in Kayseri kaufen. Wir sind weder nach Kayseri gefahren noch haben wir einen Mantel gekauft. Die Kinder meines Onkels kamen immer zuerst an die Reihe, während wir warteten.

Später sind wir nach Deutschland gezogen. Mein Vater hat nachts gearbeitet. Eine Nachbarin, wir nannten sie Oma, war immer für uns da. Sie hat mir Deutsch beigebracht, alles, was ich gelernt habe, habe ich von ihr. Sie machte mit mir Hausaufgaben und half uns beim Einkaufen. Wenn sie kochte, brachte sie uns einen Topf mit Essen. Wenn sie im Garten geerntet hatte, schenkte sie uns Obst und Gemüse. Zu Weihnachten hat sie für jeden einen Teller vorbereitet. Sie hat unsere Namen gerufen und wir mussten ihn abholen. So waren die alten Deutschen, sie hatten keine Vorurteile und hegten keine Feindseligkeiten gegenüber Ausländern.

Mittlerweile habe ich eigene Kinder. Als mein Sohn zwei Monate alt war, habe ich ihn zu meiner Mutter gegeben. Mein Vater wollte, dass ich meine Ausbildung beende, während sich meine Mutter um das Kind kümmerte. Ich hatte nie Angst oder Sorgen um meinen Sohn, weil ich wusste, dass er bei meinen Eltern gut aufgehoben war. Morgens um 5 Uhr gab ich ihn an der Tür ab, mein Vater nahm ihn auf den Arm und winkte. Dadurch hatte ich keine Beziehung zu meinem Kind. Es nannte mich nicht „Mama“.

Meine Schwägerinnen und meine Freundinnen kommen jedes Jahr zu meinem Geburtstag. Zu meinem 40. Geburtstag kam auch mein Vater. Er wunderte sich, dass alle meinetwegen feierten und erzählte, dass ich gar nicht im Oktober, sondern im Juli geboren sei. Man habe mich nur später beim Standesamt gemeldet. Im Alter von vierzig Jahren erfuhr ich, dass ich eigentlich im Monat Juli geboren wurde! Als das Essen auf den Tisch kam, glaubte mein Vater, dass meine Schwester es gekocht hätte. Er war mehr als erstaunt, dass ich auch kochen kann. Als Kind war ich zu Hause für Papierkram und Dolmetschen zuständig, ich musste mit meinen Eltern und Geschwistern zum Arzt, zu Elternsprechtagen und zu Behörden, um zu übersetzen. Haushaltsführung habe ich erst nach meiner Hochzeit gelernt.

Auch heute haben Frauen noch eine sehr schlechte Rolle. Ich habe drei Jahre lang die Krankenpflegeschule besucht, danach Intensivpflege und Narkose gelernt. Insgesamt hat meine Ausbildung fünf Jahre lang gedauert. Ich bin zehn Jahre früher aus dem Beruf ausgeschieden, weil ich krank war. Als ich jung war, sagte mein Vater immer, ich solle nicht rumspinnen und meine Arbeit richtig machen. Ich habe zwei Kinder auf die Welt gebracht und bin nie auch nur einen Tag zu Hause geblieben. Mein Körper ist so verschlissen, dass ich zehn Jahre vor meinem normalen Alter in Rente gehen musste. Als der Arzt sich mein MRT anschaute, konnte er es kaum glauben. Mein Fuß sieht aus wie der einer Achtzigjährigen. Er hat mich direkt ins Krankenhaus und dann in die Reha-Klinik und zur Kur geschickt. Wenn sie mich ansehen, werden sie sagen, ich sei schick, geschminkt, schön gekleidet. Ich sehe jung aus und alle fragen sich, warum ich früher in Rente gegangen bin. Eine Frau, die

einen Beruf hat, aber nicht arbeitet, wird nicht wohlwollend betrachtet. Niemand sieht eine Frau, die zu Hause sitzt, mit guten Augen an, so weit sind wir gekommen. Auch junge Männer wollen heutzutage Frauen mit einem Job, in dem sie viel Geld verdienen. Frauen mit Job sind für die Männer von heute sehr attraktiv. Wer arbeitet, wird bevorzugt.

Die meisten türkischen Männer legen ihren Frauen Steine vor die Füße und fragen sich, warum viele solcher traumatisierten Frauen krank werden. Sie bekommen Krebs oder Hautkrankheiten. Ihre psychischen Leiden werden zu Krankheiten, wenn sie ein bestimmtes Alter erreicht haben. Unsere türkischen Frauen schlucken alles. Sie schlucken die Sorgen ihrer Familien, sie schlucken die Sorgen ihrer Ehemänner. Ich habe 33 Jahre lang auf der Intensivstation gearbeitet und beobachtet, dass die schwersten Krankheiten bei unseren Frauen auftreten. Sie leiden hier besonders.

Weiterbildung

Ich wurde im Jahr 1955 in einem Dorf geboren, das zum Bezirk Artvin Şavşat gehört. Damals gab es in der Region kaum Verkehrsmittel und wenig Dienstleistungen, das waren die Hauptursachen für die Armut der Menschen. Unsere Gegend war ein Armenviertel, aber ich habe eine sehr gute Sekundarschule besucht und dort Türkisch gelernt, denn meine Muttersprache war Georgisch.

Nach meinem zweiten Schuljahr an der Oberschule habe ich mich um eine Stelle in Deutschland beworben. Ein Freund, den ich zufällig traf, war bei der gesundheitlichen Untersuchung in Istanbul abgewiesen worden, weil er eine Brille trug. Durch ihn habe ich von der Möglichkeit erfahren und mich ebenfalls beworben. Innerhalb eines Jahres erhielt ich eine Einladung nach Deutschland.

Als ich nach Deutschland kam, war ich sechzehn Jahre alt. Der Abschied von der Türkei fiel mir nicht allzu schwer, obwohl die Trennung von der Familie und den Freunden traurig war. Mir war bewusst, dass ich ein besseres Leben haben würde. Damals wurde Deutschland als Modell und Vorbild angesehen, als eine echte Vision. Ich empfand Dankbarkeit gegenüber den Menschen, die uns in diese Richtung lenkten und uns behilflich waren, nach Deutschland zu kommen.

Ich erinnere mich an den ersten Tag. Wir landeten abends am Düsseldorfer Flughafen. Das Wetter war ein wenig regnerisch. Mit dem Bus fuhren wir nach Rheinghausen und wurden in einem Heim untergebracht. Ich teilte mein Zimmer mit zwei Freunden, die zusammen mit mir gekommen waren. Die deutschen Lebensmittel waren uns fremd, aber es gibt sogar Unterschiede zwischen dem Essen in unseren Dörfern und dem Essen in der Stadt. In den Dörfern werden manche Arten von Suppen zubereitet, die in der Stadt nicht erhältlich sind. Aus meinem Dorf kannte ich viele verschiedene Kartoffelgerichte, deshalb freute ich mich immer, wenn es Kartoffeln und Soße zu einem Gericht gab. Manchen Kollegen gefiel das nicht, sie haben sich beschwert, wenn sie Kartoffeln essen sollten.

Um im Bergwerk zu arbeiten, machten wir erst eine Ausbildung. Im Vorbereitungskurs hatten wir einen sehr guten Lehrer. Er stammte aus Istanbul, wusste um die Probleme der Arbeiter und gab uns viele gute Ratschläge. Uns wurde sogar erklärt, wie man sich im gesellschaftlichen Leben unauffällig und passend verhält. Ich habe gar nicht bemerkt, wie schnell ich Deutsch lernte. Nach den Pflichtkursen habe ich einen Oxford-Kurs besucht. Ich war im Schreiben deutscher Texte nicht so gut wie meine deutschen Freunde, auch im Politik- und Wirtschaftsunterricht konnte ich etwas weniger gut schreiben, aber in Mathe und anderen Fächern waren meine Noten sehr gut.

Ich komme aus der Landwirtschaft, wir hatten Kühe, Hühner und Katzen. Als ich eines Tages an einem Bauernhof vorbeikam, sah ich kleine Kälber. Ich wollte sie streicheln und ein Bauer half mir dabei. Obwohl ich kein Deutsch sprach, haben wir uns so gut verstanden, als ob wir uns schon lange kennen würden. So etwas gibt es, es ist sehr wichtig, dass die Menschen keine Vorurteile haben, um miteinander auszukommen. Während meiner Ausbildung habe ich ungefähr ein Jahr lang auf einem Bauernhof etwas Taschengeld nebenbei verdient. Der Bauer hatte einen Sohn in meinem Alter, mit ihm habe ich gearbeitet. Wir sind gemeinsam mit dem Traktor gefahren und haben die Tiere gefüttert. Die Menschen auf dem Hof kamen mir wie Leute aus unserem Dorf vor, ich habe sie überhaupt nicht als Fremde gesehen.

Während der Ausbildung bin ich mit Freunden nach Paris gefahren. In den Osterferien wurde einer meiner Freunde achtzehn Jahre alt und hat sich sofort ein Auto gekauft. Niemand von uns sprach oder verstand Französisch. Damals gab es noch keine Autobahnen, also fuhren wir über Landstraßen. In einem kleinen Ort wollten wir etwas essen und versuchten es mit Englisch, aber sie verstanden uns nicht. Es gab Fleisch und wir fanden, dass es nicht schlecht aussah und hielten es für Kalbfleisch. Nachdem wir gegessen hatten, stellte sich heraus, dass es Schweinefleisch war, aber da war es zu spät. Das Fleisch war sehr lecker.

Ich konnte nicht viele Briefe an meine Familie schicken, denn es gab nur ein einziges Postamt im ganzen Bezirk, das für achtzehn Dörfer zuständig war. Der Briefträger holte die Post ab, fuhr durch die Dörfer und legte sie dort ab. Wenn jemand einen Brief verschicken wollte, musste er mindestens vier Stunden zum Postamt laufen, wer nicht gut zu Fuß war, brauchte sechs oder sieben Stunden, um dorthin zu gelangen. Die Briefe aus Deutschland wurden manchmal von jemandem aus dem Postamt abgeholt, der vergaß, sie weiterzuleiten, und so gingen sie verloren. Wenn damals Briefe ins Dorf kamen, saßen die Menschen zusammen in einem Raum, es wurde vorgelesen und alle hörten zu.

Bei meiner Ausbildung im Bergwerk Pattberg sind wir 400 Meter unter die Erde gefahren, haben fünfzehn Minuten lang einen zweiten Zug genommen und sind dann mit einem Aufzug weitere 100 bis 150 Meter nach unten gefahren. Dort angekommen, haben wir gefrühstückt, bevor wir an verschiedene Orte zum Arbeiten geschickt wurden. Eines Tages bat mich ein Ausbilder um Hilfe. Wir gingen in eine Höhle und sind etwa zwanzig Minuten lang gelaufen. Es war sehr dunkel und

ich hörte Geräusche, es war gruselig. Ich hatte große Angst und schwor mir, dass ich nach der Ausbildung nie wieder unter die Erde gehen würde. Eine Woche vor meiner Prüfung fragte ich, ob es die Möglichkeit gebe, nach der Ausbildung eine Tätigkeit über der Erde auszuüben. Einen geringeren Lohn würde ich in Kauf nehmen. Ich wurde als Schlosser eingeteilt.

Es gab Möglichkeiten zur Weiterbildung, die ich genutzt habe. Ich habe Zertifikate an der Volkshochschule erworben und das Fachabitur gemacht. Als ich die Fachoberschule besuchte und gleichzeitig arbeitete, wurde es zu viel für mich und ich wollte kündigen. Beim Arbeitsamt fand ich Unterstützung, damit ich die Schule beenden konnte, ohne tagsüber arbeiten zu müssen. Anschließend habe ich in Duisburg Maschinenbau studiert und nach dem Diplom dreißig Jahre lang als Ingenieur gearbeitet. Später habe ich für den Betriebsrat kandidiert, weil ich nicht aufhören konnte, mich weiterzubilden. Danach engagierte ich mich im Ausländerbeirat und im Bauausschuss. Zudem war ich Mitgründer und zweiter Vorsitzender der Fahne. Ich habe sogar ein Foto von mir aus dem Jahr 1979, das in der Zeitung gedruckt wurde.

Meine Frau ist vier Jahre jünger als ich, sie kam 1974 nach Deutschland. Zunächst wohnen wir in einer Wohnung, nach der Geburt unserer beiden Kinder haben wir das Haus gekauft, in dem wir immer noch wohnen. Wir hatten zu den meisten Nachbarn eine gute Beziehung, sie halfen meiner Frau beim Einkaufen und manche haben gelegentlich auf unsere Kinder aufgepasst, sie hatten sogar eine deutsche „Omi“. Nur ein Deutscher hatte eine fremdenfeindliche Einstellung. Als wir die Wohnung gemietet haben, ist er zum Amt gegangen, weil er keine Türken in seiner Nähe haben wollte. Egal, wie sehr man sich mit diesem Mann vertragen und verstehen wollte, es war nicht möglich. Eines Tages beschwerte er sich, weil meine Frau zu laut lachte, und er beleidigte mich, als wir einen Kindergeburtstag feierten.

Meine Kinder haben in Moers Abitur gemacht und dann studiert. Ein Sohn hat jetzt ein eigenes Unternehmen. Mit meiner Frau spreche ich Georgisch, mit den Kindern sprechen wir Türkisch und mit den Enkelkindern meistens Deutsch. Unsere Schwiegertochter, die in der Stadtverwaltung arbeitet, versucht, den Kindern Türkisch beizubringen, aber ich weiß nicht, inwieweit sie Erfolg hat.

In den 1990er-Jahren haben wir eine Theatergruppe für türkische Jugendliche gegründet und Szenen geschrieben, die sie aufgeführt haben. Wir haben mit den Kindern der Arbeiter Integrations- und Kulturarbeit geleistet. So etwas ist in jeder Stadt notwendig, um Probleme zu lösen und den jungen Leuten zu helfen. Allerdings ist die Arbeit in einem Verein nicht immer einfach, es gibt zu viele Meinungen und Diskussionen. Fünfzehn Jahre lang haben meine Frau und ich uns ehrenamtlich engagiert.

Viele Türken kamen aus Dörfern, sie haben sich in das neue soziale Umfeld und die neue Gesellschaftsordnung nicht einfinden können. Sie hätten ihr Glück besser nutzen können, wenn sie mehr gelernt hätten oder besser geschult worden wären. Wenn man den jungen Menschen damals die Perspektive gegeben hätte, langfristig in Deutschland zu bleiben, wären sie heute in einer viel besseren Position. Sie sind

hier erst sesshaft geworden, als für Kinder in der Türkei kein Kindergeld mehr bezahlt wurde. Viele von uns haben zu der Zeit ihre Familien nach Deutschland geholt, aber es war nichts vorbereitet. Die Familien wussten nicht, was sie erwartete, und hier gab es keine Programme für sie. Nicht nur die Deutschen sind schuldig, auch unsere Leute haben Schuld. Die Gemeinde hatte uns aufgefordert, die Kinder in den Kindergarten zu schicken, damit sie Deutsch lernen und auf die Schule vorbereitet werden. Aber viele meinten, es lohne sich nicht, weil sie bald in die Türkei zurückkehren würden, andere hatten Angst, dass die Kinder dort Schweinefleisch essen oder zum Christentum konvertieren würden. Unser Verein hatte große Mühe, sie zu überzeugen, weil es zu viele Vorurteile gab. Ich wurde sogar als Kommunist beschimpft. Viele Familien begannen, der Religion mehr Bedeutung beizumessen, um die Kinder besser zu erziehen. Aufgrund der kulturellen Unterschiede sieht man bei der zweiten Generation immer noch Unzulänglichkeiten, aber sie sind jetzt alle Deutsche, die nicht wissen, welche Prozesse sie durchlaufen haben.

Weil ich in der Türkei geboren und aufgewachsen bin, wollte ich meine türkische Staatsangehörigkeit nicht aufgeben, aber weil ich in Deutschland lebe, gearbeitet habe und meine staatsbürgerlichen Pflichten erfülle, wollte ich zugleich die deutsche Staatsbürgerschaft haben. Dreimal habe ich angefangen, den Einbürgerungsantrag auszufüllen, habe es aber jedes Mal aufgegeben, wenn mir klar wurde, wie viele Unterlagen ich beibringen musste. Erst im letzten Jahr habe ich den Antrag gestellt. In der Türkei nennen sie mich schon lange einen Deutschen, ich bin gespannt, was sie sagen werden, wenn ich wieder hinfare.

Wenn ich an die Türkei als mein Heimatland denke, denke ich an den Ort, an dem ich geboren und aufgewachsen bin, an dem ich Kontakte geknüpft habe. Unser Dorf ist wunderschön, aber es ist nicht für das hohe Alter geeignet. Natürlich ist auch die Ägäisküste sehr schön, aber wenn wir Bodrum und Kuşadası besichtigen, sprechen sie uns immer auf Englisch an. Ich sage dann, dass ich Verständnis dafür hätte, wenn sie mit uns Deutsch sprechen würden, aber nicht verstehe, warum sie Englisch mit uns sprechen. Ich vermisse die Türkei der 1970er-Jahre. Die Kultur hat sich sehr geändert, die jungen Menschen sind anders als früher. Nur im Dorf ist vieles geblieben, wie es früher war.

Für meine Familie und Enkelkinder habe ich meine Lebensgeschichte und Erinnerungen aufgeschrieben und Bilder gesammelt. Vor zehn Jahren habe ich damit begonnen. Eines Tages möchte ich das Buch meinen Enkelkindern schenken, es enthält mein Leben und meine Fotos, es soll dazu dienen, dass meine Enkelkinder ihre Herkunft kennenlernen.

Zufriedenheit

Nach meiner Entlassung aus dem Militärdienst habe ich in Istanbul eine Arbeit begonnen. Ich war ungefähr zwanzig Jahre alt und kümmerte mich um ein drei-

stöckiges Mehrfamilienhaus, in dem Amerikaner wohnten. Für diese Arbeit erhielt ich gutes Geld und dazu Trinkgeld von den Mietern. Wäre ich damals schlau gewesen, hätte ich ein gutes Leben in Istanbul haben können. Ungefähr ein Jahr später habe ich mich darum beworben, nach Deutschland zu kommen. Mir wurde ein Dokument überreicht, ich musste einen Pass beantragen und eine Geburtsurkunde vorlegen.

Mit dem Zug reisten wir nach Deutschland. Am Münchener Hauptbahnhof wurden wir von einem Dolmetscher empfangen, der uns in ein Café in die Innenstadt brachte. Uns wurden Brötchen und Kaffee serviert, ehe wir die Reise fortsetzten.

Nach einer kurzen Ausbildung wurden wir unter die Erde geschickt. Wenn ich mit einem Meister arbeitete und er nach einem „Schraubenzieher“ verlangte, verstand ich ihn nicht. Ich sah mich lange um und nahm ein Werkzeug, von dem ich vermutete, dass es ein Schraubenzieher sein könnte. Nach einiger Zeit lernte ich die Begriffe und war in der Lage, selbstständig zu arbeiten. Als ich mit der Arbeit begann, betrug mein Stundenlohn 19 Mark, danach wurde er auf 20 Mark erhöht. Weil ich anfangs kein Auto besaß, konnte ich keine Überstunden leisten, denn es war ohne ein Auto nicht immer möglich, zur Arbeit hin- und zurückzufahren. Der Arbeitgeber bot an, meine Fahrtkosten zu übernehmen, und ich fuhr dann mit einem Taxi. Jeder Arbeiter erhielt einige Tonnen Kohle, da die Häuser, in denen wir lebten, mit Öfen beheizt wurden. Einige Arbeiter verkauften diese und verdienten damit etwas Geld nebenbei.

Gott sei Dank habe ich keine Unfälle unter der Erde erlebt. Eines Tages musste ich mich unter eine Maschine legen, um sie zu reparieren. Ich spürte ein Kribbeln und als ich unter der Maschine hervorkam, merkte ich, dass Säure auf meinen Körper getropft war. Mir wurde ein Verband angelegt, danach wurde ich für elf Tage krankgeschrieben. Im Bergwerk habe ich 27 Jahre lang gearbeitet, dann bin ich in Rente gegangen.

Moers war mein erster Wohnsitz in Deutschland, in der ersten Zeit wohnte ich in einem Heim in Pattberg, nicht weit von dem Bergwerk. Dort lebte niemand, den ich aus der Türkei kannte. Mit einigen Freunden, die aus Zonguldak stammen, traf ich mich an Wochenenden, wir gingen in ein Café oder bereisten Städte wie Duisburg oder Hamburg. Zwischendurch erhielten wir Kassetten aus der Türkei, manchmal schickten wir Briefe, aber nicht oft, denn das kostete 50 Pfennig. Abends um 19:30 Uhr gab es im Kölner Radio ein türkisches Programm, die türkischen Männer trafen sich, saßen gemeinsam um ein kleines Radio und hörten der Sendung zu.

Wir haben uns schnell an das Essen, das im Heim für uns gekocht wurde, gewöhnt. Der Vater des Kochs war Pilot. Eines Tages, als er über Zonguldak flog, stürzte sein Flugzeug ab. Die Menschen dort nahmen ihre Esel und eilten zur Hilfe. Er steckte im Schlamm fest und sie haben ihn gerettet. Deshalb liebte und schätzte der Koch alle Türken. Er trug uns auf Händen. Wenn ich im Heim Besuch empfing, fragte er, wie viele Gäste kommen würden, und ließ auch für sie kochen. Vor dem Heim gab es viele Obstbäume. Eines Tages kam ein alter Mann, kletterte auf den Birnbaum und rüttelte ihn, damit die Birnen vom Baum fallen sollten. Der Koch stellte ihn zur Rede. Der alte Mann antwortete, dass er in der Kneipe einem türkischen Mann 80 Mark

gezahlt habe, um die Birnen ernten zu dürfen. Unser Koch wurde sauer und forderte den Fremden auf, ihm diesen Mann zu bringen.

Ich habe hier lange einsam gelebt. Erst in den 1970er-Jahren habe ich mich entschieden, meine Frau und meine zwei Kinder hierhin zu holen. Der Chefingenieur besorgte mir eine Wohnung in der Wetterstraße, später kaufte ich das Haus, in dem ich heute noch lebe. Mit meinen Nachbarn und meinem Umfeld gab es nie Probleme. Meine Kinder besuchten die Schule und lernten Deutsch. Man sagte mir, ich solle meinen Sohn in der Bergmannsschule anmelden, sie würden alle Kosten für seine Ausbildung übernehmen. Ich wollte das nicht. Mit der körperlichen Anstrengung im Beruf des Bergwerkers war ich nicht zufrieden, warum sollte mein Sohn diese Arbeit ebenfalls ausüben? Er ist Gott sei Dank als Elektrotechniker glücklich geworden. Früher mussten wir mit unserem Körper harte Arbeit leisten, die Menschen von heute arbeiten mit dem Gehirn, Zeiten ändern sich. Ich habe elf Enkelkinder, sie sprechen kein Türkisch und bevorzugen Deutsch.

Ein Deutscher gab mir den Rat, den Antrag zur Einbürgerung zu stellen. Er erklärte mir, dass meine Kinder in Zukunft ohne die deutsche Staatsbürgerschaft Schwierigkeiten haben könnten, eine Arbeit zu finden. Als deutsche Staatsbürger hätten sie ein Recht auf eine Arbeit. Ich besorgte den Antrag, füllte ihn aus und reichte ihn ein. Danach ging ich zum türkischen Generalkonsulat, um die türkische Staatsbürgerschaft abzulegen. Später haben wir die türkische Staatsangehörigkeit wieder angenommen und nun haben wir beide.

Ich lebe seit 1964 in Deutschland. Wenn ich die Möglichkeit hätte, würde ich alles wieder genauso machen. Ich würde wieder im Bergwerk arbeiten. Egal, wo ich gelebt hätte, ich hätte arbeiten müssen, denn ohne Arbeit gibt es kein Brot. Ich habe nie mit dem Gedanken gespielt, zurück in die Türkei zu gehen. Die Situation und das Leben in der Türkei waren früher nicht gut, heute ist es noch schlimmer geworden. Ich bin zwar Türke, aber reicht man Türken den Finger, greifen sie nach der ganzen Hand. Selbst mein leiblicher Bruder tut dies.

FERIDUN ZAIMOGLU

Namenloser Freund

Zwölf kurze Geschichten

Mein Diesseits war mein Jenseits

Meine Schwiegermutter wird im Jenseits keine Ruhe finden. Es gab im Dorf eine Frau, die man ‚altes Mädchen‘ nannte. Ihr Gesicht war ihr mitten in einer unanständigen Grimasse stehen geblieben. Sie aß für ihr Leben gern getrocknete Aprikosen. Doch sie wich beim Anblick meiner Schwiegermutter immer in die dunklen Schatten. Manchmal passte sie mich auf dem Weg zum Marktplatz ab. Wir sprachen über die große Wolke, die wie ein Fels am Himmel hing. Die Wolke, schwer und grau wie Stein, hing über unseren Köpfen. Gott prüfte uns. Wollte Er eine Entscheidung erzwingen? Ich wusste es nicht, das alte Mädchen, Irem, wusste es auch nicht. Sie brachte mir bei, Spinnen mit der bloßen Hand einzufangen und draußen auszusetzen. Die Spinne war für Sekunden eingesperrt in der Höhle aus meinen hohlen Händen. Manchmal biss mich eine Hauswinkelspinne in den Finger. Dann glaubte ich, an Blutvergiftung sterben zu müssen. Ich überlebte alle Bisse. Die Schwiegermutter hätte es gefreut, wenn mein Herz mitten in der Nacht aufgehört hätte zu schlagen. Nachts schob ich die kleine Gardine zur Seite, ich schaute hoch zur steinernen Wolke. Die Höhe zerrte am Kopf. Fügsamkeit wurde von mir erwartet. Zur Eile wurde ich angetrieben. Ich trank viele Schlucke Wasser. Die Schwiegermutter hatte auch daran etwas auszusetzen. Es gab im Garten einen Apfelbaum, die Früchte zogen den einzigen dickeren Ast zu Boden. Die Äpfel waren gelbgrün und auf der Sonnenseite von prächtigem Rot. Wie gern ich doch die Äpfel ansah. Die Schwiegermutter, die ich verpflichtet war, Mutter *Aysche* zu nennen, sagte: „Das ist ein unzuchtiger Blick! Fast rechnet man, dass du die Äpfel wollüstig küsst.“ Ich war im fremden Haus, ich war die junge Braut, ich war weniger wert als eine Zofe. Mein abwesender Mann war ein flüchtiger Gedanke. Mutter *Aysche* stürzte ins Zimmer

und schrie: „Wieso hast du meinen Kamm benutzt?“ Ich drückte mich vor Schreck gegen die Wand, die bunte Gebetskette aus Plastik, die an einem Nagel hing, fiel auf die Polsterbank. Ich wurde fast taub von ihrem Geschrei, es gellte mir in den Ohren. Ich hatte ihren Kamm nicht benutzt. Ich besaß einen roten Kamm mit einem dicken Griff, der sich schön an die Hand anschmiegte. Ich kämmte mich nicht vor dem Spiegel, weil Mutter Aysche mich deshalb wegen meiner Eitelkeit gerügt hatte. Ich war nicht eitel, ich mochte mir dabei zusehen, wie ich in langsamen Strichen mein Haar kämmte. Es gab die verruchten Gelände, so nannten es die Bauern. Wer sich dort aufhielt, träumte zehn Tage schlecht, um sich am elften Tag das Gesicht im Schlaf zu zerkratzen. Der Hügel hinter der zerfallenen Mauer war ein verruchtes Gelände. Ich traf mich dort heimlich mit Irem. Die Höhe zerrte am Kopf, weil ich zur Wolke hochschaute. Irem bat mich, die Wolke zu beschreiben. Ich sagte: „Schwer ist sie. Wieso fällt sie nicht herunter? Wieso regnet sie sich nicht leer?“ Sie sagte: „Sie schob sich mit dem Wind über unser Dorf.“ Und die Vögel. Sie betrogen uns, wir hatten ein weiches Herz. Ich wurde, wenn ich Vögel am Boden picken sah, traurig. Irem sang ein Lied, die erste Strophe lautete: „Es landen Vögel auf Telegraphen-drähten.“ Ein sehr blödes Liebeslied. Die Liebe war eine Albernheit, mit der sich die Armen beschäftigten. Wir saßen auf dem Hügel auf einer Decke mit Löchern, die sie jedes Mal zählte. Einmal brachte sie in einer Kupferschale dicke gezuckerte Rahm-haut, die wir vorsichtig mit den Fingern aßen. Ich hatte Angst vor der Üppigkeit des Fleisches, vor der Üppigkeit der Steine. Der Hügel war übersät mit kleinen und grö-ßeren Brocken, sie sahen aus wie das erbrochene Essen des Steins am Himmel. Irem brachte eine Frau mit, ein Besuch aus der Hauptstadt. Sie erzählte, wie man Schau-spielerinnen in den Filmen zum Weinen brachte. Man träufelte ihnen Mandelöl ins Auge. Da rannen die Tränen die Wangen herunter. Die Trauer war nicht echt. Ich sah keine Filme, es war mir gleichgültig. Mein Diesseits war mein Jenseits. Ich begann, die Toten zu sehen, sie wurden für mich sichtbar, sie blieben für die anderen unsichtbar. Sogar Irem sah die Toten nicht. Ein Toter sagte mir: „Wie schön ist es, Wasser zu trinken. Doch ich habe keinen Mund. Wenn ich mir ein Glas Wasser ans Gesicht hielte, das ich auch nicht habe, würde das Wasser ungetrunken abfließen.“ Ich konnte ihn nicht trösten. Er konnte mich auch nicht trösten. Es gab im Dorf Frömmeler, Männer mit Bart, Männer ohne Bart, Frauen verhüllt, Frauen mit bun-tem Kopftuch. Ich konnte sie nicht leiden. Gott war mir Beistand. Ich betete um Gottes Geleit. Doch auch die Frömmeler fanden im Jenseits keine Ruhe. Ein Mann, der beste Freund des Dorfvorstehers, kratzte sich, wenn ich an ihm vorbeiging, am Kinn. Sein Blick war ein begutachtender Blick. Was hatte er, eine junge Braut zu begutachten? Er ließ die Gebetskette zwischen den Fingern rasseln. Er beschwerte sich über meine Unbotmäßigkeit bei Mutter Aysche. Er sagte: „Sie wendet sich bei jeder Begegnung ab und knickt den Hals wie eine Erhängte. Das ist beleidigend.“ Mutter Aysche schwieg. Sie wusste, dass mir die Haare auf der linken Seite ausfielen. Ich hatte mir angewöhnt, den Menschen meine rechte Seite zu zeigen. Ich sah wirk-lich aus wie eine Erhängte. Der Name blieb hängen. Als Irems Bekannte wieder das

Dorf besuchte, fragte sie mich, wieso ich versucht hatte, mich zu erhängen. Irem sagte, dass ich nicht gern und nicht ungern leben würde. Wir schauten hoch zur Wolke. Das war ein Fels, der sich von einem Berg im Jenseits losgerissen hatte. Das sagte die Bekannte. Ich mochte daran nicht glauben. Die Toten schwiegen für eine lange Zeit. Die Toten, die Lebenden, ob sie es wussten oder nicht, sie waren Gottes Genossen. Ich war nur eine einfache Haushälterin. Mutter Aysche hatte kein Erbarmen. Ich wischte, ich putzte, ich wusch, ich kochte. Ich lief zum Brunnen und füllte die Kübel. Der Lehrer der Dorfschule sprach mit den anderen Männern in der Nähe über den westlichen Kulturkreis. Ich hörte die Worte das erste Mal. Die Männer schimpften auf die Unmoral der Menschen im Westen, der Lehrer gab ihnen recht. Sie gefielen mir nicht, weil sie wie Frömmeler schäumten. Irem sagte: „Sie drücken sich an die Wand wie Knaben mit voller Blase.“ Ich ging zum Gebet ins weiße Gotteshaus. Der Prediger sprach vom Ascheregen, auf den der Blutregen folgte. Wann würde das geschehen? Die Bauern fragten ihn nach dem schwebenden Felsen am Himmel aus. Er wollte das Heilige Buch aufschlagen, er wollte den Allmächtigen um Rat bitten. Er war also auch ratlos. Waren wir belastet? Würden wir an einer großen Aufgabe wachsen? Würden wir uns bewähren? Ich glaubte nicht daran. Ich fiel auf dem Weg zum Brunnen hin, ich schürfte mir die Fußknöchel auf. Ein Mädchen rannte herbei, es bestaunte mich, weil ich zerzaust war. Sie war die Tochter einer Frau, von der man wie bei Irem sagte, dass ihr Gesicht bei einer Grimasse stehen geblieben war. Auf dem Rückweg kam uns die Mutter des Mädchens entgegen. Wir schauten hoch, die Höhe zerrte am Kopf. Sie fragte, ob ich mich ihrem Kreis anschließen wolle. Welchem Kreis? Der Kreis der im Gebet leuchtenden Frauen. Ich lief davon. Die Frömmerei war mir zuwider, ich liebte das Gebet hinter der verschlossenen und verriegelten Tür. Die Frauen des Kreises schrieben kurze Briefe an den Himmel. Ich konnte nicht lesen und schreiben. Was sollte ich Briefe verschicken, wenn die Briefe heimlich zerrissen wurden. Gott las, er brauchte kein Briefpapier. Gott öffnete keine Briefumschläge. Ich stieß auf einen halben Sack Papierschnipsel auf einem verruchten Gelände. An den verdorrten Sträuchern hinter dem letzten Haus am Feldweg. Ich fand den Sack im Grab eines frisch verscharrten Hundes. Im Grab war kein Hund, im Grab waren auch keine Hundeknochen. Ich erkannte, dass die Schnipsel beschrieben waren, die Schrift konnte ich nicht entziffern. Gott las meinen Kopf. Ich verfluchte die Frau, die diese Briefe im Namen der leuchtenden Frauen schrieb. Die steinerne Wolke hatte dunkle Stellen. Wenn man länger hinschaute, erkannte man, dass die dunklen Stellen brannten. Irem sah es auch. Mutter Aysche sah es auch. Sie fürchtete sich in den Nächten. Sie sagte: „Die Wolke ist ein schwebender Berg, den Gott auf uns stürzen lassen wird. Weil wir nicht wirklich glauben.“ Ich wagte keinen Widerspruch. Der Himmel machte uns verrückt. Die Wolke bewegte sich, es schüttelte sich, dann sank sie etwas herab. Ich wusch mir die Hände rissig. Ich schaute aus dem Fenster. Kinder jagten Tauben, bis die Kinder erlahmten oder die Tauben aufflogen.

Ich begegne Menschen mit einer ausgelöschten Seele

Geliebte Schwester, geliebter Bruder,

das wird ein langer Brief. Ich fand im Keller des Hauses, in dem wir wohnen, ein Magazin aus der Zeit des letzten Krieges. Ich versuchte, zwei aneinandergeklebte Seiten auseinanderzureißen. Vergeblich. Da las ich einfach auf der übernächsten Seite weiter. Auf eben diese Weise lebe ich meine Tage. Zwei Tage kleben aneinander, ich frage mich am dritten Tag, ob ich die Stunden übersprungen habe. Ich hatte einen bösen Magen, es geht mir besser. Es gibt keine Türken in der Nachbarschaft, ich verstumme. Vater hat mir einen Ausgehmantel geschenkt, er hängt im Schrank. Ich habe den Tisch ans Fenster gerückt. Ich sehe Kinder, sie halten eine Scheibe Brot in der Hand. Bei dem Belag handelt es sich, wie mein Mann beteuerte, um Streichwurst.

Ein Mann, von dem es heißt, dass er ein Kneipenschläger sei, geht herum. Er versucht, nach dem Brot zu schnappen, doch die Kinder sind flinker. Man soll es sich mit ihm nicht verderben. Er schenkt den Mädchen, die ihm auffallen, schneeweißes Porzellan. Er hat ein knisterndes Gesicht. Das stelle ich mir vor: dass sein Gesicht, wenn er die Stirn runzelt, knistert. Er jagt mir eine solche Angst ein, dass ich das Fenster schliesse, wenn er auf der Straße erscheint.

Ich fragte an meinem ersten Tag in diesem Viertel: Wer lebt in diesen Häusern? Macht euch keine Sorgen, ich bin fest, ich zerfließe nicht aus Schwäche. Hart ist es schon. Ich möchte aber nicht eines Tages für entbehrlich gehalten werden. Die Türken im Viertel sind von volkstümlicher Schlichtheit, sie tragen dreißig verschiedene Farben, ihre Kleider schleifen am Boden, sie sind mir urfremd. Es gibt also doch Türken, an manchen Tagen sehe ich sie, an manchen Tagen sehe ich sie nicht. Das verrückte Kind der Türkin im Haus gegenüber sagte mir: „Wie lange dauert es, bis ein kleines Tier in ein Loch im Hals hineinpasst? Was zieht in meinen Leib ein, wenn ich im Grabloch verrotte?“ Um Gottes Willen. Ich erschrak fürchterlich. Das war vor wenigen Tagen, am Wochenende, als ich die Straße, in der wir wohnen, rauf- und runterging. Ich wollte was Kleines für die Innentasche kaufen, eine Geldbörse. Da stellte sich das Kind mir in den Weg. Das ist schon ein erwachsener Junge. Wie kann man nur solche Sachen denken? Wie kann man die Gedanken aussprechen? Ich kenne wilde, streunende Hunde. Hier gibt es nur Hunde an der Leine. Ich würde es nicht erwähnen, wenn nicht ein angeleinter Hund mir eine große Angst eingejagt hätte. Er zog die Oberlippe hoch und reckte den Hals, das verrückte Kind floh, und ich dachte, jetzt werde ich gebissen. Ich wurde nicht gebissen.

Gestern klopfte jemand an die Tür, ich rief: „Ich bin zu Hause, ich bin aber nicht zu sprechen.“ Das hat die Türkin sehr erbost. Ich bin es satt, dass sie mich mehrmals am Tag besucht. Ich betreibe kein Teehaus. Sie rief durch die Tür: „Du schlachtest meine Wünsche!“, dann ging sie davon. Ich hoffe sehr, dass sie tödlich beleidigt ist, dann wäre ich sie los. Die Tage schlachten meine Wünsche. Der Tisch bleibt am Fenster, ich verrücke den Stuhl, je nachdem, welchen Ausblick ich haben möchte.

Es gibt einen Türken, der setzt sich im Unterhemd auf einen Steinpoller und schneidet Scheiben für seine Kinder, die nur Unterwäsche tragen. Der Boden ist übersät mit schwarzen Melonenkernen. Die Melonenschalen liegen auf dem Bürgersteig. Was ist das? Der Kerl ist eine Plage. Ein anderer Kerl bekam Besuch von seinen vielen Bekannten. Die Türken zogen die Schuhe aus und betraten erst dann die Wohnung. Der deutsche Nachbar beschwerte sich, er hatte recht, das Treppenhaus stank. Mein Mann sprach den Mann an, er bat ihn, sich einen Schuhschrank zu besorgen. Ich wäre noch weiter gegangen. Ich hätte ihn aufgefordert, seine Bekannten aufzusuchen und sie strikt anzuweisen, sich die Füße zu waschen. Was sagte der Kerl mit den stinkenden Schuhen vor der Tür? Er sagte: „Das ist unsere Kultur, so ist es nun einmal!“ Man müsste ihm jeden einzelnen stinkenden Schuh ins Gesicht drücken und ihn zwingen, den Geruch tief einzuatmen. Noch in derselben Nacht träumte ich, dass ich in Schuhe ohne Sohlen schlüpfte und dass ich also barfuß durch die Straßen laufe. Am Morgen musste ich raus, ich bekam vor Wut auf die schamlosen Kerle keine Luft. Zu den offenen Fenstern schaute ich hoch. Ich traf auf eine junge Türkin, schlampig und faul, es war ein Fehler, sie aus bloßer Höflichkeit zu grüßen. Sie blieb stehen und schwätzte. Sie sagte: „Es gibt keine feste Hausordnung, an die ich mich zu halten habe.“ Sie wollte mir weismachen, dass sie und die Türken des Viertels müde und aber robust seien. Fast hätte ich ihr vor Wut auf die Schläfe gespuckt. Ihr könnt mir glauben, ich hätte es getan, aber der Gedanke an meinen Mann hielt mich zurück. Es soll kein Schatten des Zweifels auf ihn fallen. Die Frau ist ein schlechter Umgang. Die Frau ist eine Unappetitlichkeit. Dann sah ich einen Mann, der mit verschränkten Händen am Rücken daherschritt, seine Frau lief ihm hinterher. Ich erstarrte, als hätte man mir auf den Mund geschlagen. Der Mann hat meinen Tag geschlachtet. Die deutsche Nachbarin sagte mir im Beisein meines Mannes, der übersetzte: „Erwähne in deinem Brief an die Heimat, dass wir hier schwer schufteten. Erwähne den Regen. Erwähne, wie die Tropfen an der Regenablauftrinne flüsternd rinnen oder platschend stürzen, je nach Stärke des Niederschlages.“ Das tu ich hiermit. Ich habe der Dame gesagt, dass euch ihre Worte beeindrucken werden. Ich stieg wieder in den Keller. Außer Spinnenweben und Schmutz fand ich Obst und Gemüse aus Plastik: Gurkenscheiben mit Schale, Salatblätter, Strauchtomaten an der Rispe, Karotten im Bund, Pilze, Maiskolben. Sie lagen in Schalen aus Plastik. Ich bin nicht darauf reingefallen. Ich fand es nämlich sehr seltsam, dass das Gemüse und die Früchte ausgerechnet in der Kellerkammer wie geputzt strahlten. Mein Mann und ich sprachen darüber. Wessen Eigentum sind sie? Ach ja, es gab auch eine Traubendolde. Konnten wir sie uns aneignen? Würden wir Ärger mit der Polizei bekommen? Mein Mann befragte den Hausbesitzer. Er stieg mit uns in den Keller, griff und drückte eine falsche Frucht, biss sogar hinein, um uns zu erheitern. Er bestimmte, dass das Obst und das Gemüse in den Schalen mit sofortiger Wirkung in unseren Besitz übergingen. Mein Mann musste später über die amtlichen Worte lachen. Ich putzte alles sauber. Auf dem Tisch im Wohnzimmer steht eine volle Schale, in der Küche die zweite Schale. Die Traubendolde hängt an der Wand. Ich betrachtete sie gerne. Ich stellte mir vor, dass sie

an der Decke hängt wie eine Lampe. Gott kann jeden toten Gegenstand beseelen. Gott kann bei dem Kneipenschläger das Wunder bewirken, dass er kleine Steine vom Boden klaut und verschlingt. Ich begegne Menschen mit einer ausgelöschten Seele. Die Plastiktomate ist beseelter als sie. Ich warte, dass es völlig still wird. Dann sitze ich lange in der Dämmerung. Ich stelle mir vor, dass ich mich ausdehne und wieder schrumpfe. Es sind diese Gedanken, die mich aber froh stimmen.

Es hat seit drei Monaten nicht mehr geregnet. Die Bürger wurden gebeten, das knappe Wasser nicht zu vergeuden. Sie sollten ihre Autos in der Waschanlage reinigen lassen. Mein Mann ging zu einem Türken, der sein Auto vor dem Haus wusch. Er machte ihn auf das Waschverbot aufmerksam. Der Türke wies ihn ab, es kümmerte ihn nicht. Mein Mann lief zum nächsten Türken und sagte ihm großen Ärger voraus. Der Mann wollte von solchen Prophezeiungen nichts wissen. Dann geschah das, was geschehen musste. Die Polizisten, die Streife fuhren, stellten den Mann. Sie unterhielten sich mit seiner Tochter, die dem Vater die schlechte Nachricht übersetzte: Er hatte sich über ein Verbot hinweggesetzt, er würde nicht mit einer einfachen Mahnung davonkommen. Tatsächlich wurde er zu einer hohen Geldstrafe verurteilt, er musste 800 Mark bezahlen. Könnt ihr euch das vorstellen? Soll ich darüber traurig sein? Derselbe Mann stellt im Hinterhof zwei Tische hin, er trinkt mit Männern, die mindestens genauso blöd sind wie er, Anisschnaps. Ihre Schreie hallen in der ganzen Straße. Wir sind ein lautes Volk. Das war mir schon dort nicht recht. Hier will ich mich doch nicht aufführen wie ein Barbar. Es sind die letzten warmen Tage. Es ist nicht ausgeschlossen, dass wir im Park picknicken. Es erfüllt die meisten Einheimischen mit Grausen, wenn sie die Türken beim Grillen erleben. Wir werden in Massen essen und trinken. Wir werden auch unseren Müll einpacken, wenn wir nach Hause gehen.

Ich umarme euch.

Die Substanz der Seele

Ich kannte nicht einen Tag der Arbeit, ich hatte 365 Tage der Arbeit im Jahr. Ich war Gewerkschafter. Die Arbeiterin und der Arbeiter waren meine Freunde. Ich lernte nicht wenige Salonsozialisten kennen. Sie reckten die Faust und stimmten kämpferische Lieder an. Sie klopfen mir auf die Schulter. Ein Roter hatte sogar die Angewohnheit, mich auf die rechte Schulter zu küssen. Er behauptete, er hätte es von griechischen Genossen übernommen. Ich hatte keinen einzigen Griechen in der Gewerkschaft und im Leben jemandes Schulter küssen sehen. Der Rote musste sich bei jedem Bruderkuß auf die Zehen stellen wie ein Balletttänzer. Oft entzog man ihm die Schulter und er küsste die Luft. Der Rote hat uns immer zu einem radikalen Vorgehen angestachelt, er warnte uns vor dem Mittelweg. Politik ist die eine Sache. Das Tagesgeschäft ist die andere Sache. Wer waren die Türken? Das fragte man mich, und ich sagte: „Das sind Menschen vom Land. Das sind Bauern oder Bauernsöhne.

Jetzt sind sie Arbeiter im Bergwerk, in der Montagehalle, am Fließband, in der Fabrik. Sie sind über die Maßen erstaunt.“ Es gab Türken, die hatten in ihrem Stamm-land keine Großstadt gesehen. Ein deutscher Meister fragte: „Was ist mit den Türken los?“ Ich wollte ihn so gut wie mir möglich aufklären. Ich sagte: „Das ist kein exotischer Stamm, mit dem du es zu tun hast. Es wird aber dauern, bis wir uns mit den deutschen Zuständen vertraut gemacht haben.“ Ein Türke, junger Familienvater, recht traditionell eingestellt, sagte: „Man behauptet, dass die Italiener Singvögel essen. Stimmt das?“ Ich sagte: „Das ist ein böses Gerücht. Vielleicht gibt es eine italienische Spezialität, die aus dem Mittelalter überliefert ist. Heute essen wir die schönen Gerichte der Italiener.“ Der junge Türke sah mich scheel an, weil er glaubte, dass ich mich von tiefenden Gefühlen hatte entmannen lassen. Warum? Weil ich ein fremdes Volk, ein anderes als mein eigenes, gelobt hatte. Ein Bekannter von ihm hat mir Folgendes erzählt: Der junge Türke fand einen toten Fink unter einem Baum, er nahm ihn mit nach Hause, er maß Länge und Breite des toten Vogels, dann legte er ihn draußen wieder unter den Baum. Er grübelte nach und kam darauf, dass auf dem großen Speiseteller eines Italieners zehn gebratene Finken Platz hatten. Er war nicht zu mir gekommen, um das Ergebnis seiner Rechnung mitzuteilen. Auch mit solchen Arbeitern hatte ich zu tun. Der rote Schulterküsser machte sich keine Vorstellung davon. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte ich dem jungen Türken erst beide Schultern geküsst. Um mit ihm anschließend die richtige Einstellung im falschen System zu erlernen. Die alten Deutschen halfen mir. Es gab über sie böse Gerüchte. Die Studenten randalierten auf den Straßen. Sie wollten eine bessere Welt und trugen aber Transparente mit dem Bild von Stalin. Wie konnte man auf einen Massenmörder setzen? Die Alten sahen sich das alles in aller Seelenruhe an. Ich sprach mit Fritz, einem Mann über achtzig. Ich sagte: „Fritz, es ist für dich eine fremde Sitte. Aber bald kommt der Fastenmonat Ramadan, und die Moslems, ob modern, traditionell oder gar nix, werden fasten. Im Ramadan beten die Gläubigen das Nachtgebet in der Gemeinschaft. Wir brauchen eine Halle für die Dauer des Fastenmonats.“ Die Alten fanden eine Lösung: Sie setzten meine Idee um. Es war unmöglich, einen Saal zu mieten. Also mieteten wir ein Zelt, wir bekamen sogar Rabatt. Der Rote brachte seine Genossen mit, es wurde ihm anders, als er sah, wie die Moslems zur Gottesanbetung auf die Knie gingen. Das war ihm unheimlich. Ein Arbeiter wies sich erst einmal über seine Arbeit aus. Er hatte aber auch eine Innenwelt, ein Bewusstsein, eine mächtig wirksame Struktur in seinem Kopf. Er erfand sich nicht vollständig als Frau oder als Mann. Ein Arbeiter kam zu mir und sagte: „Ich hatte es eilig, ich rannte, ich wurde aber eingeholt von einer tief fliegenden Amsel.“ Das hatte ihn aufgewühlt. Brachte es Unglück? War die Amsel ein Unglücksvogel und verkündete sie einen kommenden Verlust? Erst als die Mutter eines Arbeiters ihm erklärte, dass die Amsel schlicht und einfach zum Nest geflogen war, erst als sie ihm auch erklärte, dass sich der Weg des Arbeiters mit dem des Vogels nicht zufällig gekreuzt hatte und dass es ein gutes Zeichen war, erst dann gab er sich zufrieden. Er setzte die Kopfschmerztabletten ab, weil ihm der Kopf nicht mehr wehtat. Was hätten die roten Genossen getan? Sie hätten

dem Arbeiter dringend geraten, dem Aberglauben abzuschwören. Die radikaleren Kräfte hätten ihn dazu ermuntert, aus alten Rupfensäcken ein Kleid zu nähen und es mit Amselfedern zu spicken. Der Arbeiter hätte sich dem niederen, wehrloseren Geschöpf verähnlichen müssen. Die Philosophie war das eine. Der Rentenanspruch des Arbeiters war das andere. Von einer Amsel überholt zu werden war das eine. Den von dem Vogel überholten Mann zu verstehen, war das andere. Das war gestern so, das war heute so. Die meisten Gewerkschafter verstanden, dass es nicht nur eine einzige Wirklichkeit gab, nur einige wenige Radikale forderten eine neue Auffassung. Ich drängte mich den Türken nicht auf, sie kamen zu mir, sie sahen in mir den Bruder oder sogar den Vater. Ich verstand mich als Mittler. Ein Arbeiter kam zu mir und sagte: „Meine Verlobte wünscht sich einen Drahtbesen mit gefächerten Zinken. Willst du mir helfen?“ Ich ging mit ihm zum Kaufhaus und besorgte den Drahtbesen. Ein Arbeiter sagte: „Aus heiterem Himmel werde ich todtraurig. Aus heiterem Himmel fließen mir die Tränen. Was kann ich dagegen tun?“ Ich begleitete ihn zu einem Arzt und anschließend zu einem Seelsorger. Es kam heraus, dass er an seinen freien Tagen aus Angst in seinem Zimmer blieb. Ich bin also mit ihm spazieren gegangen. Schon bei unserem ersten Spaziergang gestand er mir, dass er sich im Badezimmer mit dem nassen Badetuch schlug. Er wollte büßen. Wofür? Für das verhasste kleine Glück, das er empfand. Seine Schwester war bettlägerig, seine alten Eltern pflegten sie, und er schämte sich zu Tode, dass er sich wohlfühlte. Ein anderer Türke bat um eine Unterredung unter vier Augen an einem Ort, der nicht von Türken aufgesucht wurde. Ich fuhr mit ihm zu einem Ausflugslokal in der freien Natur. Wir waren die einzigen Türken, wir tranken frisch gepressten Orangensaft. Er sagte: „Ich habe Angst, dass es mir trocken aus der Nase krümelt, wenn ich die Luft kräftig ausstoße. Ich habe Angst, dass mir bei einem harten Biss die dritten Zähne verrutschen. Ich habe Angst, dass sich eine deutsche Dame im Bus wegsetzt, weil ich schlecht rieche. Ich habe sogar Angst, dass das Toilettenpapier in der Nachbarwohnung ausgeht.“ Er nannte noch eine Reihe von Ängsten, die ihn plagten und die ihn verbittern ließen. Er dachte an Selbstmord. Nur sein Glaube hielt ihn davon ab. Er wollte die fäulnisfördernden Gedanken loswerden. Auch mit ihm bin ich spazieren gegangen. Er nannte mich ‚Meister Hacke‘, wahrscheinlich weil ich immer gleich zur Tat schreiten wollte. Die Gedanken, die Seele, waren nicht aus schlechter Substanz. Es stimmte andererseits auch nicht, dass wir auf unsere Herkunft festgelegt waren.

Ich traf viele Türken, die mir sagten: „Wir sind hier, wir gehören aber woanders hin.“ Sie ergötzten sich an einer Idee, die sich mit ihren Wirklichkeiten schlecht vertrug. Sie forderten mich auf, zu erklären, wohin ich mich zugehörig fühlte. Es galt die Gegenwart, mein altes Leben war doch vergangen. Ein Roter, ein Volksfreund, wurde von fünf Türken als Volksfeind verleumdet. Er suchte sie in meinem Beisein im Arbeiterheim auf. Ich stellte die Türken zur Rede. Der Rote hatte einem Türken eine Leselampe mit Schraubklemme besorgt. Die Lampe war gleich am ersten Abend auf die aufgeschlagene Zeitung heruntergefallen, in der der Türke konzentriert gelesen hatte. Er glaubte, dass der Rote die Lampe manipuliert hatte. Sie sollte auf den Boden

fallen, der wertvolle Teppich aus der Heimat sollte brennen. Der Türke wiegelte die anderen Türken gegen den armen Roten auf. Ein gutes Betragen kann man von den Menschen erwarten. Ich bat die Arbeiter um Mäßigung, sie sahen in dem Mann wieder einen Volksfreund. Man konnte nicht einem, der sein Essen salzte, sagen: „Ab heute wird gepfeffert!“ Er wird nicht deshalb zum Pfefferstreuer greifen. Man konnte aber auch nicht nur stumm dabeisitzen, wenn ein Mensch auch den süßen Nachtmisch salzte. Die Türken in den Städten, nicht alle, vermissten ihr Dorf und die Sitten ihres Dorfes. Ich war Gewerkschafter: Ich trat ein für ihre Rechte. Und für die mächtig wirksame Struktur in ihren Köpfen.

Feuer und Schwert

Die kleine Türkin stand allein an der Kasse im Supermarkt. Als aber die Kassiererin erschien, schrie sie aus Leibeskräften, sie schrie: „Mama, komm, die Ungläubige will mir was antun, bitte komm!“ Sie schrie so lange, bis die Mutter erschien. Sie lächelte ihr Kind an, als wolle sie es für die Artigkeit belohnen. Die Kleine plapperte nur nach, was sie zu Hause hörte. Bestimmt sagte man ihr, dass sie sich vor den Deutschen vorsehen solle, weil sie giftig, ansteckend und unrein seien. Der Vater und die Mutter plapperten nur nach, doch mit großer Inbrunst, was irgendwelche halb alphabetisierten Geistlichen predigten. Diese Prediger wickelten ein langes Tuch wie eine Mullbinde um den harten Schädel, sie strichen Rosenessenz in den mit Henna gefärbten langen Bart, sie schritten im Kaftan durch die Reihen der Männer, die sich vor Ehrerbietung wogen wie Röhricht, sie setzten sich auf den Predigtstuhl, sie sprachen: „Wollt ihr, dass man euch den erloschenen Menschen zuschlägt? Wollt ihr gelobt werden als Menschen, die in gutem Einvernehmen mit den Ungläubigen stehen? Wollt ihr ärger stinken als ein Mann, dessen Kopf ins Klo gesteckt wurde? Wollt ihr zulassen, dass eure Frauen nach der zehnten Operation aussehen wie die Schoßhunde ohne Nase?“ Ich kannte die Prediger, die Kassetten mit ihren Anleitungen wurden von den Gefolgsleuten verkauft, das Geld floss in ihre Kriegskasse. Sie befanden sich ohne Zweifel im Krieg mit allen, die das Mittelalter für überwunden glaubten. Der einfache gläubige Türke dankte Gott für die Gaben und lebte sein Leben. Der fanatisierte Türke hörte ein ständiges böses Donnergrollen, es grollte hinter seiner Stirn, zwischen seinen Ohren, das Grollen stachelte seinen Eifer an, alle Feinde seines Meisters niederzumachen. Jeder, der sich seinem Meister nicht unterwarf, war ein Feind Gottes. Jeder, der seinem Meister mit den Worten widersprach, dass man Frauen nicht mit Hündinnen vergleichen sollte, war ein Feind Gottes. Der strenge Türke sah überall Zeichen der baldigen Verbrennung der Gottlosen, er ging mit halb zugekniffenen Augen durch die Straßen. Wenn er auf eine Frau mit Gichtknoten an den Händen traf, sagte er: „Du hast gesündigt, Frau. Und die Sünde hat deinen Körper verunstaltet. Gott hat dich mit einem schlimmen Aussatz geschlagen, weil du es verdient hast. Nimm die Schmerzen hin!“ Gott allein wusste, wann die Welt

starb. Der strenge Türke betete nicht, dass der Allmächtige die Schlechten schwächen solle. Er betete, dass die Menschen, die er als Feinde seines Feindes ausgemacht zu haben glaubte, in Affen und Schweine verwandelt werden sollten. In seiner Fantasie setzt er dem Anführer der Feinde den Fuß auf den Nacken, er schnitt ihm die Kehle durch, er schnitt ihm den Kopf ab und legte den Kopf in einen Korb, er brachte den Korb zu seinem Meister, er hob den Deckel. Er wurde auf der Stelle zum Vizemeister ernannt. In seinen kühnsten Träumen wurde er von der Gemeinde der strengen Türken zum Meister gewählt, denn eigentlich wusste er es besser als der Mann mit dem weißen Turban und dem wallenden Kaftan. Er wusste: Mit bloßen Worten war den verstockten Heiden nicht beizukommen. Feuer und Schwert. Das Feuer läuterte den Heiden. Das Schwert schnitt den Heiden in zwei Hälften entzwei.

Eines Tages klingelte es an meiner Tür, eine gläubige Nachbarin stand mir gegenüber, sie lud mich zu Tee und Gebäck ein. Ich folgte der Einladung. Als sie mich ins Wohnzimmer führte, sah ich zehn Frauen auf Polstern auf dem Boden sitzen, sie hatten die Hände auf dem Schoß verschränkt, sie blickten mich wie auf ein Zeichen an, ich wollte auf dem Absatz kehrtmachen, doch die Frau hakte sich bei mir ein und führte mich zu einem Polster. Ich wollte nicht auf dem Boden sitzen, ich gab vor, Schmerzen in den Knien zu haben. Ich bekam Tee und Gebäck, dann musste ich einen Propagandafilm ansehen. Der Guru, der ein Häkelkäppchen trug, ließ sich die Segenssprüche seiner Anhänger mit ausdruckslosem Gesicht gefallen. Ein Saalschützer hob die Hand, die Männer verstummten. Ein Mann brachte sein kleines Kind zum Guru. Das Kind wurde aufgefordert, den Mund aufzusperren. Der Guru spuckte dem Kind in den Rachen. Mir wurde schlagartig übel. Die Frau hielt es für angebracht, die Filmvorführung zu beenden. Ich fragte sie nach dem Sinn dieser Kulthandlung. Die Frauen auf den Polstern schnalzten missbilligend mit der Zunge. Eine Frau, die ich nur flüchtig kannte, sagte: „Das Kind wurde geimpft. Der Speichel unseres Meisters ist edler als Blut. Der Herr hat ihn gesalbt. Der Gesalbte heilt mit seinem Speichel. Der Gesalbte ist übrigens ein Nachkomme des Propheten.“ Ich war versucht, der Frau einen Kopftritt zu verpassen, damit sich die Gedanken in ihrem Schädel wieder zurechtrückten. Ich sagte, dass ich ihre Worte anzweifle. Ich sagte, dass das wehrlose Kind misshandelt wurde. Dass man den Missbrauch, wenn es nach mir ginge, zur Anzeige bringen müsste. Dass ich den spuckenden Mann mit der Häkeldecke auf dem leeren Schädel für einen widerwärtigen Menschen hielte. Die Gastgeberin fiel mir ins Wort. Sie sagte, dass mir die Zunge an einem der nächsten Tage anschwellen würde, denn ich hatte gefrevelt, und der Frevel würde nicht ohne Folgen bleiben. Natürlich verließ ich auf der Stelle ihre Wohnung. Das war mir eine Lehre, ich hatte allzu leichtfertig gehandelt, ich nahm mir vor, eine Einladung nicht gleich anzunehmen. Mir schwoll die Zunge nicht an. Ich konnte ohne Probleme kauen und schlucken. Das Bild des schreckensstarren Kindes ging mir nicht aus dem Sinn. Was hatte ich in dem Film noch gesehen? Ich erinnerte mich immer mehr an Einzelheiten, an laut ausgerufenen Treuegelöbnisse, an den Guru, der die Huldigungen reglos entgegennahm, an die Schatten der Kinder im Hintergrund, die eins nach dem anderen

an der Hand zum Guru geführt wurden. An die seligen Anhänger mit den geröteten Gesichtern. Ein anderes Mal sagte mir eine Frau, dass die Heiden in großen schwarzen Kesseln gesotten werden, nach dem Weltengericht am Jüngsten Tag. Ich fragte, wer denn alles in den Kessel komme. Sie sagte: „Alle, die sich dem Gesetz widersetzen.“ Was meinte sie mit dem Gesetz? Sie presste die Lippen aneinander und schwieg. Sie hatte meine Ablehnung gespürt. Ich ließ mich nicht von den alten Worten einnebeln. Das Mädchen, das an der Kasse laut um Hilfe gerufen hatte, sah ich wieder. Es war noch klein und trug aber schon ein Kopftuch. Sie hatte das Kopftuch bestimmt nicht freiwillig angelegt. Was steckte dahinter? Waren kleine Mädchen für die Männer in ihrer Umgebung eine Versuchung? Dann waren diese Männer abartig. Es galt aber ein unverhülltes kleines Mädchen als abartig, weil es diese Männer in Wallung brachte. Ich wollte nicht weiter darüber nachdenken. Ich begegnete der Mutter des Mädchens beim Gemüsehändler. Sie sprach mit einer anderen gleichgesinnten Frau, wie mir bald klar wurde. Sie unterhielten sich über die Ungläubigen, die für die Intimhygiene Toilettenpapier benutzten. Deshalb waren sie in den Augen der beiden Frauen schweinnisch in ihrer Moral und säuisch wegen der fehlenden körperlichen Reinlichkeit. Sie sprachen, als wären sie in irgendeinem völlig isolierten Bergdorf im tiefsten Orient. Der Gemüsehändler tat so, als achtete er nicht auf ihre Worte, er wollte durch einen Einspruch nicht seine Kundschaft verprellen. Ein junger Mann schaute die Frauen böse an, und als sie sich verzogen, sagte er: „Wenn es nach den beiden ginge, gäbe es wieder öffentliche Hinrichtungen. Man würde die Sünder vor der schaulustigen Meute enthaupten. Und die Sünderinnen steinigen.“ Ich glaubte nicht, dass der junge Mann übertrieb. Die Frömmlier hielten sich an das Gesetz, und das Gesetz, so glaubten sie, verlangte, dass die Köpfe rollten. Die gottlosen und gottvollen Heilsbringer träumten von der großen Säuberung. Einmal sagte ich zu einer Frömmlerin: „Ständig redest du vom Blutgericht. Kannst du mir verraten, wieso sich Gott am liebsten mit den Beinamen Der Barmherzige und Der Gnadenvolle schmückt? Was beruft ihr euch immer auf Sein strenges Gericht?“ Sie keifte sofort los. Sie schimpfte mich ein ahnungsloses Geschöpf, das am Ende der Tage schon erfahren würde, wie gnädig oder hart der Schöpfer sein würde. Was konnte ich gegen solche verbohrtten Menschen anrichten, die mich mit ihren Worten bei jeder Begegnung verdrossen? Es gab keine Gottesliebe ohne Menschenliebe.

Tiriwiri klingt nicht nach einem Inselstaat

Der Export-Import-Video-Klub war ein Geschäft für tausend Waren aus der Türkei. Das Wort Klub konnten wir nicht richtig aussprechen, wir wussten auch nicht, was es bedeuten sollte. Wir sprachen es aus wie das türkische Wort für Hütte. Meine vier Freunde und ich entschieden uns, an unserem arbeitsfreien Samstag zur Hütte zu gehen. Ich hatte den Ladenbetreiber länger nicht gesehen. Er hatte sich einen Bart stehen lassen. Er sah aus, als hätte er einer dicken und dunklen Raupe erlaubt, auf

seiner Oberlippe zu sterben. Noch traute er sich nicht, sie zu begraben. Er schlief. Wie konnte man auf einem Barhocker schlafen? Wie schaffte man es, im Schlaf vom Barhocker nicht herunterzufallen? Ich schaute mich um: Es gab Teekannen und verzierte Tulpengläser, blaue Amulette gegen den bösen Blick, es gab sogar komplette Prinzenkostüme für Knaben, die man am Tage der Beschneidung kostümiert auf der Straße herumführte. Der Händler Dschemal war ein kluger Mann. Er glaubte nicht an das Märchen vom kurzen Auslandseinsatz der Türken. Wir standen eine Weile zwischen den Tulpengläsern und den Prinzenkostümen herum. Dann hielt ich es für angebracht, Dschemal zu wecken. Er hasste es, aus einem Traum herausgerissen zu werden. Fast wäre er auf mich losgegangen. Er fragte, was wir kaufen wollten. Wir sagten, dass wir hergekommen seien, um uns die Zeit zu vertreiben. Daraufhin legte er eine Handvoll Kugelschreiber auf den Tisch. Es kam selten vor, dass wir Arbeiter lesen und schreiben mussten. Er zog einem Stift die Kappe ab, er sah uns der Reihe nach an, er erklärte: „Das sind Nagelhauterweicherstifte. Das Nagelbett wächst allmählich den Nagel zu. Man benutzt den Stift, um genau das zu verhindern. Man streicht über die Haut, als würde man das Kästchen eines Kreuzworträtsels ausmalen. Dann wartet man ein paar Minuten. Die Haut lässt sich anschließend problemlos entfernen.“ Ich hatte für einen Erweicher keine Verwendung, ich sagte es Dschemal, die vier Freunde nickten. Er fegte die Stifte vom Tresen in eine Schublade, er setzte sich auf den Barhocker und schloss die Augen. Wir hielten es für besser, ihn in Ruhe zu lassen.

Ich hatte den Freunden versprochen, an diesem Abend zur Diskothek mitzugehen. Im Dorf hatte ich nur zu Schalmei und Trommel getanzt, mit anderen Männern Schulter an Schulter im Kreis oder in einer Reihe. Ich stand am Rand des blank geputzten Tanzbodens, ich wischte vor lauter Verlegenheit das Kondenswasser am Wasserglas. Jeder tanzte für sich. Die Frauen hatten sich schön gemacht, ihre Locken wippten oder flogen ihnen bei einer heftigen Bewegung ins Gesicht. Mir fiel ein Mann auf, der aufstampfte, als wolle er Schnee von den Sohlen treten. Seine Haare verfangen sich an seinen buschigen Augenbrauen. Er näherte sich einer Frau, die er sich ausgesucht hatte, er tanzte sie an, dabei stampfte er weiter auf. Die Frau drehte ihm den Rücken zu. Der Mann umkreiste sie, er sprach sie an, ich sah, wie er die Lippen bewegte. Mir war heiß, ich steckte die feuchte Hand in die Achselhöhle. Plötzlich stand der Mann neben mir und schrie so laut, dass er sogar die laute Musik überschrie, ich trat einen Schritt zurück, er trat einen Schritt vor, das geschah noch weitere Male, man konnte glauben, dass wir miteinander tanzten. Ich verstand nicht, was er von mir wollte. Meine vier Freunde umringten ihn, er entfernte sich schnell. Ich fragte Süleyman nach dem Grund der Entrüstung des Mannes. Er sagte: „Du hast das Wasserglas getätschelt und ihn dabei angesehen. Er hat deinen Blick missverstanden. Er fühlte sich von dir belästigt.“ Ich war sprachlos. Der Mann hatte sich wieder auf den Tanzboden begeben, er tanzte stampfend die Frau an, die mir leider keine verliebten Blicke zuwarf. Ich war nicht hergekommen, um die bunten Lichter an der Decke zu bewundern. Ich hörte auf, das Kondenswasser vom Glas abzuwischen, es führte nur zu Missverständnissen. Ich sah eine Frau in einem Kleid, an

das große und kleine Pailletten angenäht waren. Sie tanzte barfußig, sie hatte sich die Sandalen abgestreift. Sie war beim Tanzen ganz versunken, sie lächelte, als wäre sie im Rausch, sie tanzte, bis sie plötzlich umfiel, sie wurde von einer Frau im Fall aufgefangen. Hatte sie Bier oder Wein getrunken? Der Mann mit den buschigen Augenbrauen versuchte, die Bewusstlose zu küssen, er wurde von einem Angestellten des Hauses, den man um Hilfe gerufen hatte, mit einem harten Stoß von der Seite zu Fall gebracht. Jetzt lagen zwei Menschen am Rand des Tanzbodens. Zehn Minuten später tanzten sie eng umschlungen. Ich trank mein Wasser aus, verabschiedete mich von den Freunden und begab mich zur Hütte.

Dschemal schlief nicht, er stand neben dem Barhocker und stritt sich mit einem Türken, den man Peitsche nannte. Er zog Salamipeitschen aus dem Ärmel, um sie in aller Schnelle zu vertilgen. Ich hatte ihn danach gefragt, er hatte gesagt: „Man wird eingeladen. Es heißt, es werden kleine Häppchen gereicht. Dann sind es doch nur Erdnüsse und Salzstangen, mit denen man vorliebnehmen muss. Deshalb habe ich immer die Notfallpeitschen mit.“ Ich hielt seine Erklärung für nicht sehr glaubhaft. Er wurde meines Wissens kaum eingeladen. Jetzt zog er wieder blank, er aß die Salamipeitsche mit der linken Mundhälfte, mit der rechten Mundhälfte schimpfte er mit Dschemal, dem er vorwarf, ihm den Verzehr von Salamipeitschen vereckeln zu wollen. Er bat mich um einen Schiedsspruch. Ich hatte das Geschäft vor wenigen Minuten betreten, ich kannte die Vorgeschichte nicht. Außerdem stand ich unter dem Eindruck der Erlebnisse in der Diskothek. Ich bat sie beide um Mäßigung. Das stellte sich als ein Fehler heraus. Sie schimpften mit mir, während ich den großen Teppich an der Wand hinter dem Verkaufstresen bestaunte: Darauf war der Kopf einer Frau in der Seitenansicht abgebildet, ihre pechschwarzen Haare flatterten im Wind, der Herbstlaub aufwirbelte, die welken Blätter bildeten das Wort Liebe. Seltsamerweise leuchteten die glühenden Augen der Frau in die Ferne, die Lichtbündel trafen sich im Gesicht einer hässlichen Hexe, deren Gesicht in der Gluthitze der Strahlen zerschmolz. Ich bat Dschemal und Peitsche, mir das Bild auf dem Wandteppich zu erklären. Peitsche sagte, dass es sich eindeutig um die Seelenlandschaft eines vor Liebe Irregewordenen handele, die Frau sei ein frisch verheiratetes Mädchen, bei der wie Kerzenwachs schmelzenden Frau handle es sich um die Schwiegermutter. Dschemal sagte, dass die Frau einer amerikanischen Millionärstochter nachgebildet sei, die tatsächlich viele Jahre in der Irrenanstalt verbracht habe. Ihr Vater hätte eine Milliarde Teppiche aus Glitzergarn knüpfen lassen, um sie in aller Welt zu vertreiben. In Indien, in Bonkatschiwo, in Tiriwiri, in Tontu, in Atukatu benutzte man sie als Satteldecke. Ich dachte über seine Worte nach. Dann sagte ich, dass ich bis auf Indien noch nie von den Ländern gehört habe, die er genannt hatte. Er sagte: „Bonkatschiwo liegt im Kaukasus, das weiß jedes Kind, das in der Grundschule im Erdkundeunterricht aufgepasst hat. Tiriwiri ist ein Inselstaat im Pazifik. Tontu und Atukatu grenzen an Liechtenstein!“ Ich war verblüfft, ich hatte ihm so viel Spezialwissen nicht zugetraut. Eine Milliarde Teppiche zeugten von einer großen Vaterliebe. Die Salamipeitschen waren vergessen, wir sprachen über die Gewohnheit der Türken, die Wände zu behängen. Wir hängten

Teller und Teppiche, das Heilige Buch oder sogar gestrickte Babyschuhe an die Wand. Peitsche erklärte, dass in der Kneipe in seiner Straße ein ausgestopfter Eberkopf über der Eingangstür hing. Dschemal hatte in einem Gasthaus dreiundzwanzig Geweihe an der Wand gezählt. Ich fragte ihn nach seinen Geschäften. Er sagte: „Sie gehen nicht gut, sie gehen nicht schlecht. Ich versuche, die deutsche Kundschaft anzusprechen.“ Er hatte das Schaufenster mit bunten Westen dekoriert, die an Kleiderbügeln hingen. Sie stammten von Arbeiterinnen aus dem Heim, sie strickten am Sonntag, manchmal hatten sie auch keine Lust zu stricken. Die Heimleiterin lobte die Westen, sie war sogar in die Hütte gekommen, um mit Dschemal schwarzen Tee zu trinken und Werbung für die Westen zu machen. Noch hatte Dschemal keine einzige Weste verkauft. Peitsche zog die letzte Salamipeitsche des Tages aus dem Ärmel, beim Kauen starrte er auf den Wandbehang. Tiriwiri klang nicht nach einem Inselstaat. Ich war es müde, Dschemals Worte anzuzweifeln. Ich bedankte mich und ging nach Hause. Ich würde den Freunden erzählen, dass ich sie nicht mehr in die Diskothek begleiten würde.

Ich sah viel und schwieg

Ich streckte die Hand aus und der Panzerförderer riss mir den Finger ab. Es war am Vorabend des ersten Fastentages. Mir wurde schlecht, ich zog mir den Arbeitshandschuh über die Hand mit den vier Fingern. Ich streifte den Handschuh wieder ab und zeigte dem deutschen Kollegen meine Hand. Er sackte zu Boden. Ich rief den Ingenieur an und erstattete ihm über meinen Unfall Bericht. Er fragte mich, ob es mir möglich sei, mit neun Fingern weiterzuarbeiten. Ich sagte: „Mit einem weniger als zehn schlecht.“ Er genehmigte mir einen freien Tag. Ich wurde zum Krankenhaus gebracht. Es gab keine freien Betten. Ich wurde in ein anderes Krankenhaus gefahren. Der Arzt setzte eine Operation an. Es war keine Überraschung für mich. Ich sagte ihm, dass ich meine Frau vom Flughafen abholen müsse, sie würde an diesem Tag einfliegen. Ich stand vom Krankenbett auf, ich ließ mich von einem Freund zum Flughafen fahren, meine Braut schaute mir ins rußverschmierte Gesicht und erschrak. Sie ließ sich zu einem Glas Tee einladen. Ich war versucht, ihr die Hand mit dem fehlenden Finger zu zeigen. Doch ich unterdrückte den Drang: Sie wäre schreiend davongelaufen. In der Liebe sollte man die Tür weit aufhalten.

Unter der Erde überkam mich manchmal die Grabeinsamkeit. In der Wohnung hörte ich in der Frühe die gewohnten Geräusche des Tagesbeginns. Ich hatte dann ein komisches Kratzen in der Brust. Ich stand am Sonntag im Wohnzimmer, der Wind bauschte die Vorhänge. Am Himmel entdeckte ich eine Helligkeit, sie wurde hervorgerufen durch einen Schwarm Wandervögel, die in ihren steilen Flügen beieinanderblieben. Ich sah viel und schwieg. Meine Verwandten schrieben mir Briefe nach Deutschland. Es ging natürlich um Geld. Sie verlangten es, als wäre ich ein säumiger Schuldner. Sie schrieben in einer Bestimmtheit, als müsste ich meine Zahlungsverpflichtungen erfüllen. Es ging um den Kauf von Ackergrund. Ich schickte ihnen das

Geld, denn ich glaubte an all die Kalendersprüche über die Familie. Bald erfuhr ich, dass meine Eltern und Geschwister sich als die Grundstückserwerber in das Grundbuch eingetragen hatten. Ich zahlte alles, ich besaß nichts. Als ich es zur Sprache brachte, sagte man mir: „Mit Spitzfindigkeiten kommst du nicht weiter.“ Ich war in die Brennnessel gefallen. An dem Tag der bitteren Enttäuschung stand ich auf der Straße vor dem Haus und starrte hoch zum Himmel. Ich schaute auf die schnell treibenden Wolken. Wie konnte ich ohne Abscheu meiner angestammten Familie begegnen? Mein guter Freund riet mir, nicht mehr an das Geld und den Grundbucheintrag zu denken. Es würde sich keine Besserung einstellen. Das wäre so sinnlos, als wolle man im Sturm ein Streichholz anreißen. Ein Türke, rein und gläubig, sagte mir dasselbe. Er zog an den Olivenkernen, die auf einer Juteschnur aufgefädelt waren. Dabei sagte er das Gotteslob auf. Ich besuchte ihn im Heim. Eine schmale Kokosmatte führte von der Balkontür in die Gemeinschaftsküche, ich starrte wie gebannt auf die Matte und hörte das Klacken der Olivenkerne. Da kam eine Türkin, von der wir wussten, dass sie den Frauen und Männern die Geschichten stahl. Sie machte die Geschichten zu ihrer eigenen Lebensgeschichte. Sie riss vor unseren Augen den Kühlschrank auf, steckte ein Stück Hartkäse in die Tasche und löffelte im Stehen die Schale Joghurt leer. Dann lief sie schnell wieder hinaus, um wahrscheinlich andere Kühlschränke auf anderen Stockwerken zu plündern. Der Freund erzählte, dass die Frau, klein und knollig und gemein, in jede Aufwärmstube hineinrauschte, um vornehmlich die Frauen zu belauschen. Er erzählte, dass man überall beraubt wurde, hier im Heim, drüben in der Heimat. Wir tranken Tee. Ich machte mich auf den Weg. Versteckt hinter mannshohen Büschen schlug ein Mann sein Wasser ab. Das war kein herzerhebender Anblick. Es war aber gut für meine Seele. Die Türken sprachen oft von großen Gefühlen, sie fassten sich an die Brust, sie sprachen von den Ahnen in der uralten Zeit, von gutem Blut in ihren Adern. Ein Mann, der lächelte, weil der Druck auf seiner Blase nachließ, machte keinem was vor.

Die Kunst, auf deutsche Art Kaugummi zu kauen

Er hat einen Finger verloren, ich habe mich am Kinn verletzt. Der Mensch war nicht verschleißfest, der Mensch blieb unter der Erde nicht unversehrt. Ich besaß lange Zeit ein einziges Hemd, das ich abends im Waschbecken wusch. Die Türken ließen sich Backenbärte wachsen, weil sie mit der Zeit gehen wollten. Sie drehten in Gedanken kleine Kringel in die Koteletten. Das wollte ich nicht. Ich lernte, Hemden und Hosen richtig zu bügeln. Von der harten Arbeit war ich sehr müde, wenn ich mich hinsetzte, fielen mir oft die Augen zu. Ein Kollege mauserte sich zum Seifenhändler, er hatte wohl eine gute Quelle erschlossen. Er verkaufte das Stück Seife für eine Mark. Wir wollten nicht stinken, wir kauften ihm die Seife ab. Er kam ins Heim, er bot seine Ware feil, er wurde manchmal vierzig Seifen los. Ein Freund schöpfte Verdacht. Er folgte heimlich dem Mann zu einem Supermarkt. Er erfuhr, dass der Kollege fünf

Seifen für eine Mark kaufte, um sie mit sehr gutem Gewinn zu verkaufen. Als wir ihn darauf ansprachen, schaute er uns einfach an. Er besorgte uns die Seife, mit der wir uns von Ruß und Schweiß sauber wuschen. Was also hatten wir zu klagen? Wir kauften keine Seifen mehr von ihm.

Ich erlernte die Kunst, auf deutsche Art Kaugummi zu kauen. Ich konnte den Kaugummi nicht lange im Mund behalten. Mein Speichelfluss war beträchtlich. Ich kaute mit den Backenzähnen, und dann hielt ich den Augenblick für gekommen, den Bissen zu schlucken. Der Kaugummi war kein Bissen. Mitten beim Schlucken kam mir diese Erkenntnis, dann blieb mir der Kaugummi im Halse stecken. Dann musste ich viel Wasser trinken und schlucken und schlucken. Ich schaute einem deutschen Jungen beim Kauen zu. Er kaute bedächtig, wie nebenbei, ganz und gar nicht so fanatisch wie ich. Ich übte das sanfte Kaugummikauen vor dem Spiegel. Es gelang mir nach einer konzentrierten Übungsstunde, das mahlende Zerkauen abzustellen. Ich kaute höflich und gefällig. Ich hatte die Vorstellung, den Kaugummi auf den Teller zu legen und mit Messer und Gabel zu zerteilen. Das wäre aber der Höflichkeit zu viel gewesen.

Die Köchin des Heims kochte mein Leibgericht. Bohnen mit Reis. Ich gehörte nicht zu den Männern, die das Kaugummistück aus dem Mund nahmen und es heimlich an das Stuhlbein klebten. Ich löffelte die Bohnen und den Reis, da sah ich draußen im Garten des Heims den Arbeiter, der immer mit an den Fersen heruntergedrückten Schuhen herumlief. Ich aß zu Ende, spülte Teller und Besteck ab, ging hinunter in den Garten. Der Kollege Achmed trat nach einer Blechdose. Er sagte, dass seine Frau eine Nervenkrise habe und ihn zu Hause nicht dulde. Wir sprachen über die deutsche Art, Kaugummi zu kauen, und darüber, wie man einen Kaugummifleck entfernen könne. Achmed hatte seine Hose gefaltet und in den Kühlschrank gelegt. Seine Frau hatte deshalb wieder eine Nervenkrise bekommen. Achmed hatte ihr zwar vorgezeigt, wie man den im Kühlschrank hart gewordenen Kaugummi mühelos aus dem Stoff auskratze. Trotzdem musste er ihrem Geschrei weichen. Er trat wieder nach der Blechdose, dabei flog ihm der Schuh in die Hecke. Die Frau im angrenzenden Nachbargarten schrie auf, als Achmed bei der Suche nach seinem Schuh den Kopf durch die Hecke steckte. Sie lag im Bikini auf der Liege und sonnte sich, sie war wohl gerade dabei, ihr Oberteil abzulegen. Achmed fand seinen Schuh, zog sich hastig zurück und lief in seinen durchgetretenen Schuhen davon. Ich blieb allein im Garten. Noch am selben Abend sprach der Heimleiter uns Türken an. Es lag eine Beschwerde wegen Belästigung vor. Ich erzählte ihm, dass weder Achmed noch ich uns einer unsittlichen Annäherung schuldig gemacht hatten. Am folgenden Tag klingelte eine Gesandtschaft von fünf Türken bei der Dame. Sie schloss auf. Der Dolmetscher übersetzte. Sie hörte ihm eine Weile zu, währenddessen schaute sie auf den großen Teller: Die feinen Teigfäden waren leider im Zuckersirup zerfallen, der Pistazienbruch hatte sich über den ganzen Teller verteilt. Sie nahm unsere Entschuldigung an, griff lächelnd nach dem Teller, bedankte sich und schloss die Tür.

Nur das kleine Glück

Der Friseur fragte mich, ob er mir den Nacken ausrasieren solle. Ich ging nicht nach der Mode der wilden Bürgersöhne, die ihr Haar lang wachsen ließen. Ich nickte, ich sah mich im Spiegel ihm zunicken. Er sprach über die Ameisenplage, über die Teuerung und wieder über das Geziefer, das sich Gänge in die Wände fraß.

Er wollte mehr über meine Arbeit in Deutschland wissen. Ich hatte ihm nur verraten, dass ich bei Ford in der Motorenmontageabteilung arbeitete. Ich war es leid, den Türken in der Türkei über mein Leben zu erzählen. Sie wussten es immer besser. Früher oder später sagten sie, sie hätten dies und das gehört, es falle ihnen schwer zu glauben, dass meine Arbeit derart krafraubend sei. Es gab keine Fußstütze, die fünf Füße auf Rollen sahen aus wie Insektenbeine, die Kopfstütze bohrte sich zwischen meine Schulterblätter. Ich sagte dem Friseur, dass ich sehr ungemütlich sitze und dass es mir aber nichts ausmache. Er ging nicht darauf ein. Er sagte: „Ich habe gelobt, einen Widder zu opfern.“ Er erzählte: Seine bettlägerige Tochter möchte nicht mehr leben, sie werde dünner und dünner, sie könnte vollends gesund werden und aufstehen, doch dafür brauchte es Geld, sehr viel Geld, das er nicht hatte, er ging von Tür zu Tür, er ging regelrecht betteln, er hielt mich für einen guten Menschen, der ihm bestimmt, wenn nicht die fehlende Summe, so doch einen stattlichen Betrag schenken würde. Nach diesen Worten streute er mir Talkumpuder aus einer Dose, in deren Deckel zu große Löcher gestochen waren, das Puder bedeckte meine Schulter und meine Brust. Er hatte mir keinen Vorhang umgebunden, ich wurde sauer. Ich wusste, dass er keine bettlägerige Tochter hatte. Seine beiden Söhne hatten eigene Frisierläden. Seine Frau machte als gelernte Friseurin Hausbesuche. Wieso belog er mich? Er wollte mir Geld aus der Tasche ziehen. Der Trick mit der fast unheilbaren Verwandten war mir bekannt. Ich hatte die Geschichte schon von einem Schuhputzer und einem Taxifahrer gehört. Auf den Schuhputzer war ich reingefallen. Der Friseur griff unsinnigerweise zum Puderzerstäuber, ich gebot ihm Einhalt. Daraufhin tupfte er nervös mit dem Wedel Puder von meinem Nacken, vielmehr verteilte er das Puder, in immer größer werdenden Kreisen. Ich sagte laut, dass ich das verdammte Puder schmecken würde, ich entwand ihm nach einigem Kampf den Wedel. Ich fragte mich gerade, wieso ich sitzen blieb, als er begann, seine Geschichte fortzuspinnen. Das bettlägerige Mädchen war nicht seine leibliche Tochter, sondern die zweitälteste Tochter seiner Kusine zweiten Grades, er hatte sie als sein eigenes Kind angenommen, natürlich erst nach reiflicher Überlegung, dieses völlig gesunde Kind war bei dem Versuch, über den Nachbarzaun zu klettern, um im Nachbargarten auf den Baum des Nachbarn zu klettern, um den Apfel am äußersten Zweig des obersten Asts zu pflücken, leider abgerutscht und auf den taunassen Rasen des Nachbarn gefallen, der von den Schreien alarmierte Nachbar war mit seinem mörderisch wilden Kettenhund herbeigeeilt, der Nachbar hatte die Bestie nicht davon abhalten können, einmal, sogar zweimal zuzubeißen, der Sturz vom Baum, die zwei Bisse der Bestie, der Schock, das alles hätte zu der Lähmung geführt, die das an Kindes statt angenommene Mädchen an

das Bett fesselten. Ich musste doch als ein Mann, der bei Ford in der Montagehalle arbeitete, ein Einsehen haben. Ich musste doch, der ich mich an die gute deutsche Vernunft hielte, mir sagen, dass es ein Gebot der Vernunft war, das fehlende Geld zu spenden. Ich hob die Hand. Ich bat ihn, nicht länger auf meine Schulter zu klopfen, er würde dadurch nur das Puder in den Stoff des Jacketts hineinmassieren. Ich sagte, dass ich fast meine ganze Verwandtschaft unterstützte. Es blieb mir von meinem Monatsgehalt nicht mehr viel übrig. Ich beging den Fehler, ihm mitzuteilen, dass ich seine Geschichte anzweifelte. Daraufhin warf er den Nackenwedel in die Ecke. Er befahl dem Lehrling, das Schnitthaar am Frisierstuhl, auf dem ich saß, mit dem großen Besen in die Ecke zu fegen, in die er auch den Wedel geworfen hatte. Das war eine eigenartige Anweisung.

In diesem Augenblick betrat ein Mann den Laden, den ich sofort als einen Deutschen, als einen Türken aus Deutschland erkannte. Er war bemerkenswert geschmacklos angezogen. Ich konnte mir nicht helfen, er sah aus wie eine sonnengebleichte Motte. Wie eine besonders große Motte, die im grellweißen Licht der Leuchtstoffröhren herumflatterte. Man hätte ihn höchstens zum Gemüseputzen einsetzen können. Er stellte gleich mit schneidender Stimme fest, dass er nicht warten könne. Er würde das Doppelte zahlen, wenn man ihn sofort drannahm, sonst würde er ein anderes Geschäft mit einem kundenfreundlicheren Service aufsuchen. Der Friseur wies ihm den Stuhl neben meinem Stuhl zu. Der Deutsche sagte ungefragt, dass er in kürzester Zeit sehr, sehr viel Geld gespart habe, der Sparkassenleiter würde ihn bei jedem Besuch in der Bank höchstpersönlich willkommen heißen, er würde um den Schalter laufen, ihm mit tränenfeuchten Augen und mit tränenenerstickter Stimme mitteilen, was für ein großartiger, herrlicher, wunderbarer Türke er sei, er mache als Vorzeigtürke seinem Heimatland alle Ehre; er habe der Leitung im Hauptsitz in der Hauptstadt und sogar dem Wirtschaftsattaché der deutschen Botschaft in der türkischen Hauptstadt Depeschen geschickt, in denen er die Charaktereigenschaften des überragenden Vorzeigtürken aufgelistet habe. Dem Deutschen war es zwar lästig, bei jedem Besuch die schlaffe Hand des Sparkassenleiters drücken zu müssen, aber was sollte er machen. Er blickte zur Seite, es war ihm wohl aufgefallen, dass ich ihn anstarrte. Ich fragte ihn, in welcher Stadt er arbeite. Er fragte, wer das wissen wolle. Ich sagte, ein Arbeiter, eingestellt bei dem Autohersteller Ford. Er fragte, ob ich ihm etwas durch die Blume sagen wolle. Ich sagte, nein, das sei ganz und gar nicht meine Absicht, ich hätte nur mit wachsendem Erstaunen seiner Geschichte gelauscht. Ich erzählte: Die Arbeiter, die ich kannte, wollten so viel Geld sparen, um sich davon in der Heimat einen Traktor kaufen zu können. Das war bislang aber keinem Arbeiter gelungen. Er mochte mir deshalb doch verraten, worin seine Arbeit in Deutschland bestünde. Der Friseur band dem Mann einen Vorhang um und griff zum Puderzerstäuber. Der Deutsche sagte zu niemand Bestimmten, dass ihm Besserwisser verhasst seien. Ganz Deutschland sei voll von Leuten, die sich trotz fehlender Bildung anmaßen, anderen Leuten zu erklären, wie die Dinge zu laufen hatten. Er als der vom Sparkassenleiter hochgeschätzte Türke musste leider feststellen, dass die Türken keine

gute Figur abgaben. Sie erträumten nur das kleine Glück. Sie hielten sich sklavisch an die Hausordnung. Die Türken standen geistig unter einem gemeinen Pfortner. Sie hatten nicht erkannt, dass man als anatolischer Bauer, der man zu bleiben sich vorgenommen hatte, keinen Blumentopf gewann. Was sollte er mit einem verdammten Traktor anfangen? Was ging ihn ein mauleselapfelgedüngter Ackergrund an? Er empfand ganz sicher keine Freude, wenn er Ackerfurchen abschritt. Das lag sicher nicht an einem schwach ausgeprägten Empfindungsvermögen. Er hatte als Sohn eines Bauern dem Bauerntum und dem bauerlichen Sinn für immer abgeschworen. Ein Bauer konnte sich nur an einen Dienstherrn binden, er taugte nur als Knecht. An dieser Stelle hielt ich es für angebracht, nicht länger seinem Geschwätz zu lauschen. Ich stand vom Stuhl auf, die Kopfstütze fiel auf den gefegten Boden. Der Friseur wollte mich dafür haftbar machen. Ich hatte die Kopfstütze nicht einmal angerührt. Nun berührte ich sie sanft mit der Fußspitze, ich wusste nicht, weshalb, es war wohl meiner Verlegenheit geschuldet. Der Friseur verlangte Schadensersatz, der Vorzeigetürke stellte ungefragt fest, dass man in solchen Fällen für den Geschädigten Partei ergreifen müsste, das täte er hiermit, gerne würde er vor Gericht zugunsten des Friseurs aussagen. Was sollte ich angesichts dieser geballten Niedertracht tun? Ich bezahlte den dreifachen Preis, ich legte den Schein ruhig auf den Münzteller und verließ grußlos den Laden. Das Puder stäubte hartnäckig, auch nach mehrmaligem Abklopfen meines Jacketts, ich bekam eine heftige Niesattacke.

Ich stand draußen in der Puderwolke und dachte nach. Wahrscheinlich erzählte der Friseur dem Vorzeigetürken, dem er eine Vorzugsbehandlung angedeihen ließ, die traurige Geschichte von seiner bettlägerigen Adoptivtochter. Ich wünschte ihm viel Erfolg. Ich widerstand dem Drang, zurückzukehren, ich ging niesend davon.

Daumendickgroße Wollmäuse

Es war ein Samstag, ich holte meine drei Freunde vom Bahnhof ab. Sie waren aus ihren Städten in meine Stadt gereist, wir würden den Tag gemeinsam verbringen, ich würde sie am Sonntag zurück zum Bahnhof begleiten. Wir kamen alle aus derselben Stadt an der Schwarzmeerküste. Wir arbeiteten alle im Bergwerk.

Wir nahmen, weil wir nebeneinander hergingen, die ganze Breite des Bürgersteigs ein. Das war ungehörig, doch wir waren noch in unseren Anfängen, und es galt, die neuen Handlungsvorschriften zu lernen. Man nannte uns die vier Kleinwüchsigen aus Kleinasien. Wir waren nicht besonders kleinwüchsig, es klang gut, wir wollten nur nicht, dass man glaubte, wir würden einen Heimatvertriebenenverein gründen. Der älteste Freund schaute sich auf dem Weg zum Heim immer wieder um. Wir wurden nervös, ich fing auch an, mich nach allen Seiten umzuschauen. Es fiel mir nicht ein zu fragen. Oft löste sich aus der Tiefe des Gemüts ein Gefühl, oft machte man, weil man sich gegen dieses Gefühl wehrte, die seltsamsten Sachen. Der zweitälteste Freund piffte beim Gehen durch die Zahnücke. Durch eben diese Zahnücke konnte

er auch besonders kunstvoll speien, deshalb nannte man ihn auch Fontäne. Der dritte Landsmann hatte sich die Haare pechschwarz gefärbt, er hatte, wenn man sie zählen wollte, sechzehn graue Haare, doch er mochte jung und stark und unverdorben erscheinen. Er sah leider aus wie ein Wilderer mit einer Fellkapuze. Die Männer brachten, obwohl sie nur eine Nacht bleiben wollten, schweres Gepäck mit, es waren alles Plastiktüten mit Brot, Käse, Oliven, Tomaten, Paprika, Zwiebeln und kleinen Töpfen mit vorgekochtem Reis und vorgeschmortem Fleisch. Die Freunde sorgten vor, dass sie in einer fremden Stadt nicht verhungerten. Ich brachte sie zu mir ins Heim, sie setzten sich in der Gemeinschaftsküche auf Stühle ohne Polster, sie schauten auf die Wand, genauer gesagt auf die Poster von sehr stark geschminkten Volks-sängerinnen, die die türkischen Zeitungen als Faltbeilage unters Volk brachten. Das Papier war vergilbt und wegen der feuchten Wand gewellt. Der dritte Landsmann, Mustafa, hatte eine Angewohnheit: Er kniff dem Mann, der ihm am nächsten saß oder stand, wie in einem Anfall von Wahnsinn, plötzlich in die Wange. Er vertat sich oft, und es gab dann böses Blut. Wer möchte bitte schön ins Lid, in die Schläfe oder in die Augenbraue gekniffen werden? Diesmal erwischte es Fontäne. Mustafa kniff ihm vor Erregung fast ins Auge, Fontäne sprang auf und warf den Stuhl um. Ich ging dazwischen. Fontäne hätte mich ohne Mühe umgeworfen, wenn nicht der deutsche Heimleiter hereingekommen wäre. Wir standen alle stramm wie Wachsoldaten, das ist die Erziehung, da kann man nichts machen. Ich stellte einen fünften Stuhl in den Kreis. Ich mischte im tiefen Teller Sesampaste mit Traubenmelasse, ich rupfte Weißbrot zu handlichen Stücken, ich stellte den Teller auf den Tritthocker in der Mitte. Wir tunkten die Brotstücke in die Paste, wir aßen, wir Kleinasiaten waren glücklich, der Heimleiter war glücklich.

Ich habe als Bergmann am Kohlenhobel gearbeitet, ich war bei der Arbeit allein, ich war in der Freizeit allein, ich hielt es nicht für abwegig, von einer Maschine zu lernen, maschinenhaft zu sein. Was heißt das? Das heißt, dass ich nicht gerne vor den Augen fremder Menschen rührselig werde. Doch mich durchströmte Lebenskraft, wann immer ich mit den Landsmännern im Kreis in der Gemeinschaftsküche des Heims saß. Der Heimleiter streckte vor Wohlbehagen die Beine aus und kreuzte die Knöchel. Der älteste Freund schaute sich nicht so oft um, Fontäne machte trotz seines geröteten Lids den Eindruck, als wolle er den ganzen restlichen Tag versitzen. Wir liefen nicht mit Schwermut voll. Vorsichtshalber rückten wir von Fontäne ab, man konnte nie wissen, wann es ihn überkam. Er strich den Rest der Paste vom Teller, kaute den Bissen voller Inbrunst, dass die Kiefer knackten, dann sagte er mit leicht geneigtem Kopf, dass man den Boden wischen müsse, denn er sehe daumen-dick große Wollmäuse, in den vier Winkeln des Raumes würden sich wahrscheinlich Spinnen verstecken, man müsse sich strengstens an die Reinlichkeitsvorschriften halten. Sonst hieße es: Der Türke züchtet Spinnen, wir wollen nicht wissen, weshalb. Der Heimleiter richtete sich im Sitzen auf. Fontanes Worte gingen gegen seine Ehre. Er bekam verschleierte Augen. Nun hatte ich nicht mehr die Möglichkeit, einen zweiten Teller Paste zuzubereiten, meine Vorräte waren aufgebraucht, wir waren auch alle

satt. Da sahen wir durch das Fenster einen alten Mann im Birnenbaum, er rüttelte wie wild an den Ästen, und die Birnen fielen herunter. Ich kann mich an sein Halstuch erinnern, es war eher eine Halsschärpe, flaschengrün, die Schärpe verdeckte seinen faltigen Hals. Der Heimleiter wurde fuchsteufelswild. Er schrie den Alten an, er werde ihn festsetzen lassen, er war eine unbefugte Person, ein Eindringling, er hatte sich des unerlaubten Betretens eines fremden Geländes schuldig gemacht. Der Alte hörte auf zu rütteln. Er schaute auf uns vier Türken, die wir an der Seite des Heimleiters am offenen Fenster erschienen waren. Er hielt es für klüger, sich zu erklären. Also sagte er, der Baum trage, wie alle sehen könnten, pralle Früchte, der Baum sei natürlich nicht sein Baum, doch er habe viel Geld bezahlt, genau genommen achtzig Mark, um die Birnen pflücken zu dürfen, er wisse sehr wohl, was sich gehöre und was nicht. Wer ihm denn die Pflückerlaubnis erteilt habe, wollte der Heimleiter wissen. Ein Türke, nicht so schwächling wie die vier Herren am Fenster, ein Türke mit einem Kopf wie ein Ochs, vielmehr ein Türke mit einem mächtigen Kopf, der einen Ochsen bestimmt niederringen würde, ein Türke, der sich erst als Italiener, dann als Jugoslawe, zum dritten als Bewohner der griechischen Insel Rhodos ausgab, nun, da er im Birnbaum auf einem dicken Ast recht gemütlich sitze, wolle er der Frage nachgehen, wie man die Bewohner der Insel Rhodos nenne, die Bewohner von Sri Lanka heißen nicht Lankanesen oder Langusten, sondern Singhalesen, Sri Lanka bedeute im Übrigen ins Deutsche übersetzt ‚die ehrenwerte Insel‘, was sie doch sei. Doch zurück zur Insel Rhodos, er kenne sich schon aus, das müsse er den vier Herren Türken und dem Herrn Heimleiter gegenüber schon zugeben, er löse jeden Tag Kreuzworträtsel, er verfüge über ein breites Wissen, und gerade in diesem Augenblick falle ihm ein, dass das Wappentier von Rhodos ein springender Hirsch sei. An dieser Stelle unterbrach ihn der Heimleiter mit den Worten, dass ihn nicht Hirsch, noch Ochs interessierten, der Eindringling solle ihm erklären, wieso in Gottes Namen er in fremden Gärten plündere. Der Alte sagte, er beherrsche sich gerade noch, um nicht mit Birnen um sich zu werfen, was denn dem Herrn, von dem er annehme, dass er in leitender Stellung sei, ein falle, ihn, der bis zu seiner Rente als Meister in einer Metallfabrik gearbeitet habe, derart grob anzufahren. Der Heimleiter und der Alte bekamen einen hochroten Kopf, der Alte blieb auf dem Ast sitzen und verlangte eine Entschuldigung, der Heimleiter drohte mit der Polizei. Da spie Fontäne durch die Zahnücke. Daraufhin hatte es der Alte sehr eilig, herunterzuklettern. Ich verstand nicht, warum. Vielleicht sah Fontäne in dem Augenblick, in dem der Speistrahle aus seinem Mund schoss, wie ein brutaler Schläger aus. Der Alte floh aus dem Garten, er floh allerdings mit einem ganzen Sack Birnen. Wir setzten uns wieder auf unsere Stühle. Nach einigen Minuten sagte Fontäne, dass wir die Frage klären müssten, wieso der Türke Spinnen züchte. Mich hatten die Worte des alten Birnenpflückers nachdenklich gestimmt. Ich dämmerte mit offenen Augen. Ein Arbeiter, der aus dem Südosten stammte, kam in die Küche, er öffnete den Kühlschrank, das Licht flackerte, er griff nach einer geöffneten Konservendose, allzu heftig, wie sich zeigen sollte, denn Erbsen fielen auf den Boden. Der Anblick rollender Erbsen macht mich sentimental.

In dem Augenblick aber hatte ich einen Geistesblitz. Ich half dem Mann, die Erbsen aufzulesen. Dann kochte ich ein Ei und ein Reserveei, ich kochte also zwei Eier. Ich schreckte die hart gekochten Eier ab, ich bat die Freunde um ein bisschen Geduld. Eine halbe Stunde später pellte ich das Ei und das Reserveei, ich legte ein Ei auf den Küchenboden und gab ihm einen kleinen Stoß, sodass es rollte. Ich hob es auf: An dem Ei klebten keine Wollmäuse. Fontäne gab sich geschlagen.

Ich wollte nicht geschädigt werden

Ich war schon immer eine Frau, die sich vor Besessenheit und vor Besessenen in Acht nahm. Mein Vater sagte einem zornigen Mann: Bewahre dir bitte deine Würde. Er war ein Geistlicher: Er musste sich in der Senkrechten und in der Waagerechten auskennen. Was heißt das? Er nahm von Gott, und er gab es den Gläubigen. Oft glaubte ein Mann, durchdrungen vom heiligen Wort, große Dinge bewältigen zu wollen. Ihn überkam eine mörderische Maßlosigkeit, und er stürmte durch die Feldwege, über die Äcker, um die in seinen Augen Abtrünnigen zu schlagen. Früher, im Dorf, gab es immer wieder Männer in großer Erregung. Sie stießen die Menschen heftig an, um sie zu Fall zu bringen. Mein Vater durchstreifte in manchen Nächten das Dorf, auf der Suche nach Rasenden, nach Glühenden, nach Besessenen. Daher rührte meine Angst. Ich wollte nicht geschädigt werden. Ich machte mir Gedanken über die seltsamen Vorgänge in meiner Umgebung. Im Treppenhaus traf ich eines Tages auf eine deutsche Dame, die mich ansprach und die ich nicht verstand. Sie wollte mir verständlich machen, dass sie der Limonengeruch des Putzmittels abstieß? War es das? Ich wrang das Tuch und ging auf die Knie, um den Schmutz zu wischen. Ich benutzte keine Bürste mit harten Borsten, um das Holz nicht zu zerkratzen. Ich benutzte eine schonende Holzbodenseife. Die Frau fiel mir aber in den Arm, mitten in der Bewegung, ich erstarrte, sie erstarrte, weil wir mit den Köpfen aneinanderstießen. Das war schmerzhaft. Ich bekam Angst – war sie eine Besessene, die mich beißen wollte? Ich schrie, die Dame floh in ihre Wohnung, ich putzte ungestört die Stufen. Unten hielt ich mich an den Briefkästen im Hauseingang auf, ich wartete, bis die Treppen trockneten. Die Windstöße ließen die Haustür beben, das Milchglas in der Tür klirrte, ich kam ins Träumen, der Zinkeimer stand zwischen meinen Füßen. Es bellten die Hunde der Nachbarn. Ein Nachbar im schweren Mantel, dessen Rückensaum bis zu seinen Fersen reichte, schloss die Haustür auf, er erschrak, weil er in Gedanken war, ich erschrak, weil ich aus meinen Träumen herausgerissen wurde. Er grüßte knapp, ich grüßte zurück, dann stieg er hastig die fast trockenen Treppen hoch. Das Wetter schlug um. Ich floh in meine Wohnung. Es klirrten die Fenster in den Rahmen. Ich blickte auf die Kreidetafeln, ich hatte sie bei meinem Streifzug durch das vornehme Viertel im Sperrmüll gefunden. Ich hatte daraufhin mein Kind losgeschickt, damit es mir weiße und bunte Kreide beschaffte. Ich zeichnete Buchstaben. Deutsche Buchstaben, die es im türkischen Alphabet nicht gab: Das

a mit den zwei Augen über dem Schirm, den Buchstaben, der aussah wie eine kleine Null am Stiel, das *w*, das aus zwei eineiigen Zwillingen bestand, das *x*, das Zeichen, mit dem man eigentlich einen falsch geschriebenen Buchstaben durchstrich, und das scharfe *ß*, das nur auf den ersten flüchtigen Blick wie der Großbuchstabe *B* aussah. Ich zeichnete aber auch türkische Buchstaben: Das *s* mit dem Hakenstrich in der unteren Schleife, es las sich wie das deutsche *sch*. Das *c* mit dem Hakenstrich unten, es las sich wie das *tsh*. Das *g* mit dem Querstrich auf dem Dach, es ist kein Buchstabe, den man ausspricht, es zeigt nur an, dass man einen Dehnlaut sprechen soll. Ich kam durcheinander. In der Dämmerung verschmolzen die Buchstaben miteinander: Plötzlich bekam das scharfe *ß* einen Hakenstrich in den Bauch, die zwei eineiigen *V*-Zwillinge rutschten auf den Querstrich des Buchstabens *g*, der Buchstabe *c* bekam zwei Hakenstriche und damit zwei Beine. Ich machte schleunig Licht, um nicht verrückt zu werden. Denn es war mir klar, dass ich an den neuen Worten verrückt werden würde, wenn ich nicht aufpasste. Wenn ich mich Fieberphantasien hingab. Ich litt wegen dieser Angst eine lange Weile an kalten Schweißausbrüchen. Die vollgeschriebenen Kreidetafeln waren meine eigentlichen Wände, und ich hauste zwischen diesen Wänden wie ein kleines verstörtes Nagetier. Was träumte ich nicht alles? Ich träumte von meinem Vater, der nachts Männer mit krankem Eifer jagte. Ich träume von einem mir unbekannten Mann, der die Seiten meines Vokabelhefts vollschrieb, doch ich konnte die unsichtbare Schrift nicht lesen. Ich träumte von nummerierten Glasscherben, von ganzen Landschaften aus Glasscherben, doch sie schnitten mich nicht, obwohl ich barfuß über die Scherben lief, ich sagte dabei laut fremde Worte auf. Ich war eindeutig überlastet.

Ich hatte ein Kind, das gern Brot aß. Ich hatte weder Hefe noch Mehl zu Hause, ich wollte ihn unbedingt davon abbringen, Brot essen zu wollen. Doch mein Sohn bestand darauf. Also verließ ich meine vier Wände, ich hasste es, hinauszugehen, denn ich war nicht taub, ich war stumm, doch draußen musste ich sprechen, ich kannte alle Buchstaben, ich kannte aber wenige Worte. Ich lief zur Trinkhalle. Ich wollte stehen bleiben und mir die Kehle durchschneiden. Doch es fehlte mir an Entschlossenheit. Ich fächelte mir im Gehen Luft zu. Die Verkäuferin sah mich durch die Luke kommen, sie machte sich wohl wegen meines schweißnassen Gesichts Sorgen. Sie nahm mich bei der Hand, ging mit mir die Waren in ihren Regalen durch. Doch sie hatte weder Hefe noch Mehl, es war zum Verzweifeln. Ich lief nach Hause. Mein Kind aß an diesem Tag kein Brot, ich weiß nicht, ob es aus Enttäuschung geweint hat.

Meine Buchstaben. Keine Worte. Die Senkrechte, die Waagerechte. Ich schaute an regnerischen Tagen, spätnachmittags, auf die Astgabel an meinem Handrücken, ich erinnerte mich daran, dass Vater auf Bitten der Gläubigen Koranverse auf Papierfetzen schrieb, das Papier einrollte und in kleine Ledertaschen steckte, die die Gläubigen an einem Halsband trugen. Sie schützten sich vor den Neidern und Missgünstigen, vor dem Stich des Skorpions und des giftigen Getiers, vor den Schäden, die Männer und Frauen bewirkten, indem sie den verhassten Menschen Schaden anwünschten. Es hieß, es gebe eine heilige Nacht, in der sich die Bäume vor Gottesehrfurcht ver-

neigten, die Wipfel wischten über den Boden, immer wieder, immer wieder, sie wischten so lange, bis eine Mulde entstand, und am nächsten Tag, vor dem Sonnenuntergang, kamen die Bauern und Bäuerinnen herbei und küssten die Mulden, sie küssten sie und sprachen leise Dankgebete. Das ist ein schönes Bild. Ich hatte keine Mulde, die ich lieblosen konnte. Ich hatte die schwarzen Tafeln mit verwischter Schrift, die Buchstaben verwischten deshalb, weil ich oder die Kinder gegen die Tafeln stolperen, denn der Dielenboden war uneben, es gab Aufwölbungen, Spalten und Dellen, der Boden im Wohnzimmer war an zwei Stellen abgesackt. Wir lernten, langsam zu gehen, wir spazierten in unserer Wohnung. Die Nachbarin, die mir beim Treppenputzen in den Arm gefallen war, klopfte an die Tür, sie rief durch die geschlossene Tür, sie sagte viele deutsche Wörter, die ich nicht verstand, und weil ich aber sechs Worte verstand, schloss ich auf. Seltsamerweise fiel mir in diesem Augenblick ein, was mein Vater oft vor sich hin sagte: Die Erleuchtung der Verstockten ist nicht unmöglich. Vielleicht war ich keine brauchbare Frau, und die Nachbarin war gekommen, um mich in die Kunst des Wischens und Feudeln einzuweisen. Ich rannte ins Wohnzimmer, griff nach der Kristallschale, rannte wieder zurück und bot ihr gepuderte Fruchtgeleestücke an. Sie war zu höflich, abzulehnen. Sie kaute und kaute, und ich sah ihr dabei zu. Ein zweites Geleestück wollte sie dann doch nicht annehmen. Ich trug eine gelbe Bluse mit Puffärmeln, sie trug eine dunkelviolette Bluse mit Puffärmeln, wir bestaunten einander. Sie machte mir klar, dass ich als vielfache Mutter nicht auch noch das Treppenputzen übernehmen müsse. Das Herz quoll mir nicht über, ich nickte nur wegen ihrer Freundlichkeit. Ich glaube, ich habe sie sogar angelächelt, es war mehr als nur die Andeutung eines Lächelns. Nach dieser kurzen Begegnung an der Tür stellte ich mich vor die schwarzen Tafeln, ich steckte die linke Hand in die Achselhöhle und dachte nach. Ich dachte nicht an meinen Vater, den Geistlichen. Ich dachte an die Mulden, an das, was in den Mulden keimte und herausquoll, es waren dies Augenblicke meiner Bangigkeit.

Meine Buchstaben, die an regnerischen Tagen wie bunte Schmierflecken aussahen. Meine Buchstaben, die ich zu unmöglichen Worten zusammenfügte, das waren Worte, in deren Mitte das scharfe s wie ein Stachel steckte, Worte voller Bögen, Hakenstriche, voller spitzer Winkel und Häkchen, voller Punkte und umgekehrter Dächer. Das Gewimmel war mir ein Trost.

Ein seltsamer Volkshaufen

Wenn ich drei Eier im Haus habe und der Nachbar hat nichts, bringe ich ihm ein Ei und esse selber auch nur ein Ei. Das ist mein Kommunismus. Ich bin aber abtrünnig geworden, weil die real existierenden Kommunisten mir sagten: Wo bleibt das dritte Ei? Auch wenn du es nicht isst, muss ich dich anklagen wegen des Besitzes von einem Ei, das gegessen oder ungegessen dein Eigentum bleibt. Die Kommunisten sagten: Wir hassen die Bürgerlichen mit ihrem Almosensozialismus, denn das System bleibt

krank, so wie das eine Ei in deinem Besitz bleibt, auch wenn dein Nachbar satt ist. Ich bin zu den Kommunisten, die sich in ihrem Parteilokal getroffen haben, ich bin zu ihnen hin, und ich habe ihnen gesagt: „Ihr hasst die Eier, und ihr hasst die Menschen, weil sie diese Eier essen, und ihr hasst die Zähne, die diese Eier zermalmen, und den Magen, der die Eier verdaut.“ „Der Nachbar“, habe ich gesagt, „hat nix davon, wenn ihr ihm wie rote Politikkommissare erklärt, dass er das Ei von mir nicht annehmen soll. Dass er mich hassen soll, wegen der drei Eier in meinem Eigentum. Dass er eisern daran glauben soll, dass der Eiermann draußen klingelt. Wird der Nachbar das Klingeln hören und auf die Straße rennen und fünf Eier bekommen? Für welchen Preis? Was muss er abdrücken? Was muss er dem Eiermann sagen? Danke schön? Ich wusste, dass du kommst, Eiermann, weil der Kommunismus dich angekündigt hat? Bekommt er die fünf Eier? Gehe ich, der ich drei Eier im Haus habe, leer aus? Ist das gerecht? Denn der Nachbar, der nix besaß, besitzt plötzlich zwei Eier mehr? Wird der Nachbar wegen seiner stürmischen kommunistischen Gefühle an meine Tür klopfen und mir ein Ei schenken?“ Ich habe zu den Kommunisten im Parteilokal gesagt: „Mein Kopf hat nicht funktioniert, als ich an euch glaubte. Ihr seid ein vernichteter Haufen! Ihr seid ein Haufen, den die Eier vernichten, weil die Mathematik des Magens stärker ist als die Parole auf rotem Tuch. Stärker als die reine Lehre.“ Ich habe zu den Kommunisten gesagt: „Ich war einer von euch, ich habe geglaubt, dass hundert Fliegen stärker sind als eine Spinne im Netz, ich habe wie ein glühendes Kind in der ersten Stunde an seinem Geburtstag geglaubt und geglaubt, doch es ist nichts eingetreten, ich meine, keine Revolution, es sind nur kleine knirpsige Revolutionchen eingetreten, vergessen wir die Fliegen und die Spinne, kommen wir wieder auf den Hunger des Nachbarn zurück, auf das reine Gewissen des Nachbarn, der in seinem kahlen Zimmer sitzt und Löcher in die Luft starrt, er ist das reinste Arbeiterdenkmal, er ist eine schöne Idee, der der Magen knurrt, die Idee müsste auf das Klingeln hin an die Tür kommen, die Tür öffnen und das Ei nehmen, das ich ihr gebe, ohne dafür einen Gefallen einzufordern. Doch wegen der reinen Lehre bleibt die Idee sitzen und überhört das Klingeln.“ „Ihr Kommunisten“, habe ich gesagt, „habt also den Arbeiter, der hungrig stillhält, und ihr habt mich, den Arbeiter und Arbeiterfreund, der beharrlich klingelt und klingelt. Da lachen doch unsere Feinde, da lachen doch die Besitzer der eierlegenden Hühner.“ Das habe ich den Männern und Frauen im Parteilokal gesagt, und ich bin abgezogen, weil sie mich komisch angeschaut haben. Ich habe ihnen nämlich auch erzählt, dass ich einen bulgarischen Kollegen in seinem bulgarischen Dorf besucht habe und dass ich einen Hirten ohne Schuhe gesehen habe. Das ist nicht eine Tradition in Bulgarien, dass die Hirten barfuß sein müssen. Der Kommunismus in Bulgarien, von dem die Kommunisten in Deutschland schwärmten, sah für den Hirten keine Schuhe vor. War das gerecht? Ich verließ den Haufen, da hat mein Kopf funktioniert.

Ich war beliebt, meine Arbeit war beliebt, obwohl ich kein starkes Gehirn habe. An den Handknöcheln zähle ich die Monate ab, ich fange mit dem Handknöchel am kleinen Finger an. Das habe ich mir damals angewöhnt.

Die Türken wollten das schnelle Geld, sie machten auch vor Betrügereien nicht halt. Sie stellten aus Eis Münzen her, steckten sie in die Schlitze und raubten auf diese Weise die Zigarettenautomaten aus. Sie raubten Deutschland aus, fuhren in ihre Heimat, in der sie das geraubte Geld ausgaben, und sie schimpften auf die Deutschen. Ich habe eigentlich keine Lust, auf das Volk zu schimpfen, dem ich anhöre. Doch in diesem Satz stecken mindestens tausend kleine und große Lügen. Ich bin nicht lebenslänglich dazu verdammt, Teil eines Volkshaufens zu sein. Ich bin auch kein herkömmlicher Bürger. Wenn ein Mann mich mitten auf der Straße ansprechen würde, wenn er mir zurief: „Bürger, wechsel die Straßenseite!“ Was würde ich tun? Ich würde mich nicht umdrehen, um nachzuschauen, ob andere Bürger diese Anweisung befolgen. Ich würde ihn aber auch nicht gleich beschimpfen. Vielleicht warnt er mich, weil er nicht möchte, dass ich dem Dreckskerl begegne, der an der nächsten Ecke auf mich wartet. Die Türken richten sich oft nach dem Urteil der anderen. Sie protzen und prahlen. Sie reden schlecht über den Nachbarn, der kein Ei besitzt. Oft sagte man mir: „Du übertreibst, es gibt in jedem Volk solche und solche!“ Was habe ich davon, wenn ich sage: „Ja, das stimmt, ich sollte nicht hart urteilen.“ Ich sollte wie die anderen ein türkischer Türke sein, ich sollte auch wie ein türkischer Türke Eismünzen in den Schlitz stecken und Automaten beklaulen. Es ist nicht mein Schaden. Als ein guter Freund starb, habe ich mir aus Kummer alte Kleider angezogen. Da kam ein türkischer Türke und sagte: „Ein Ungläubiger ist tot, und du trauerst?“ Ich hätte vor Zorn fast meine Kummerkleider zerfetzt. Ich hätte ihm fast das Gesicht zerkratzt. Was heißt ungläubig? Es gibt solche Dreckskerle, die an der nächsten Ecke lauern. Sie sagen: Ein Ungläubiger zählt nicht, du kannst ihn berauben und betrügen, das ist eine schöne List, du wirst nicht von Gott dafür bestraft, du wirst sogar dafür belohnt! Ich hatte es mit dem einen oder anderen Dreckskerl zu tun. Ich habe dem Kerl, der meinen toten jugoslawischen Freund beleidigt hat, was mit der Faust gegeben, das Blut floss ihm aus dem Gesicht, und er setzte sich sehr überrascht auf seinen Arsch. Der türkische Türke hat keine Prinzipien, er sagt: „Geld im Land der Ungläubigen ist halal, egal, wie ich es mir beschaffe, es gehört mir, ich hole mir das, was mir zusteht.“ Die Dreckskerle waschen sich, das wollen sie einem glauben machen, die Seele rein, wenn sie plündern. Kriminalität ist Ehrensache. Man ist schnell vernichtet, wenn man so lebt. Die türkischen Türken haben in der Kneipe getanzt, und sie wurden von den Frauen angelächelt, weil die Frauen liebenswürdig waren, doch die Türken dachten: „Mein Gott, ich bin wirklich unwiderstehlich, diese Frauen haben sich wie der Blitz in mich verliebt!“ Sie haben die Frauen, die nicht wussten, wie ihnen geschah, angemacht, das war eine entsetzliche Sache, da ist der bulgarische Hirte ohne Schuhe lebenssatter als diese Männer, die Männer oder Freunde dieser Frauen begannen natürlich, die türkischen Türken zu hassen. Ihr Kopf hat gut funktioniert. Ich war nicht blind, ich sah die Schönheit der Frauen, doch bin ich nicht unverschämt mit den Händen geworden, auch nicht unverschämt mit den Augen, ich habe nicht in die Trillerpfeife gepustet, ich habe nicht geglaubt, dass die Kneipe ein Kontakthof war, ich bin schüchtern und zuversichtlich gewesen. Der türkische Türke langt immer zu,

er ist laut, er ist angeberisch, er kann nichts richtig. Ich sage das auch in dieser Zeit, in der es Menschen gibt, die die Fremden auf den Tod nicht ausstehen können. Ich bin nicht feige. Ich habe einen nicht kleinen Bekanntenkreis, und die Bekannten und Freunde werden über mich nicht sagen können, dass ich feige bin. Ich gehöre keinem Volkshaufen an. Ich war ein Herzenskommunist, doch als ich die tausend Lügen der reinen Lehre erkannte, verließ ich den Pfad der kommunistischen Tugend.

Ich schlucke eine Lüge, ich schlucke zehn Lügen, ich schlucke aber nicht tausend Lügen. Damals in der ersten Zeit trugen wir Türken, aus welchen Gründen auch immer, Jacketts mit langen Ärmeln, deshalb sah man von unseren Händen nur die Fingerspitzen. Warum taten wir das? Wir missachteten das Gebot, schwarz und blau nicht zu kombinieren, wir trugen ein blaues Hemd zu einer pechschwarzen Hose. Warum taten wir das? Das war eine Art Heimattracht. Das war herzerwärmende Folklore. Doch eigentlich war das alles sehr seltsam. Die türkischen Türken sind ein sehr seltsamer Volkshaufen. Es ist egal, wie viel Zeit verstreicht, es ist egal, denn der türkische Türke in der fünften Generation wird genauso denken wie der türkische Türke der ersten Generation. Er wird keine Eismünze, aber eine passende billige fremde Münze in den Schlitz des Automaten stecken. Er wird lachen über seinen Betrug, er wird mit seiner Heldentat angeben. Deshalb kommt er nicht voran.

Meine Knochen sind geschmolzen

Mein Chef fuhr zwei Stunden, er fuhr mich in den Wald, ich hatte keine Einwände. Bald war ich erschüttert, weil Toni, der Jugoslawe, und Denis Fleisch im Topf kochten, es war Fleisch vom Schwein. Das war die Hölle, das war kein Wald, ich war mir sicher. Ich zündete mir eine Zigarette an, warf sie weg, zündete mir die zweite an, warf sie weg. Toni und Denis schauten auf die zertretenen Zigaretten am Boden. Sie sahen meine Stirnfurche. Sie sahen meine Hände, sie zitterten, ich machte eine Bewegung, die sie wahrscheinlich als typisch asiatische Bewegung verstanden. Ich fächelte mir nur Luft zu. Es gab bestimmt viel Wild im Wald, man musste nicht hungern, man musste nur tief zwischen die Bäume schießen, und schon fiel ein Tier mit gut schmeckendem Fleisch um. Wildschwein durfte ich nicht essen. Es war mir nicht möglich zu reden, ich kannte nur einige wenige Worte. Ein Unheil zog hinauf. Das war furchtbar. Ich empfand Trauer. Ich gehorchte jeder vernünftigen Aufforderung. Der Chef sollte nicht schlecht über mich denken. Die Kollegen Toni und Denis sollten mich nicht für einen faulen Mann halten. Ich starrte immer wieder blind auf eine Stelle in der Luft. Ich sah Rehe, Kaninchen, Rebhühner. Ich vernahm das Dröhnen der Maschinen. Ich hatte mich in der Heimat als Kommandant eines Gendarmeriepostens bewährt. Es war mir nicht möglich, darüber zu reden. Ich hätte sagen können: Ich bin keine Kreatur. Ich habe angstvolle Stunden überstanden. Ich weiß, wie man mit einer Waffe umgeht. Im Wald war alles kreuz und quer. Im Wald musste ich in einem Wagen schlafen. In die dröhnenden Maschinen steckte man das Holz.

Es wurde entrindet. Das Holz wurde zu dünnen, glatten Scheiben geschnitten. Die Gewohnheiten der Menschen waren mir nicht vertraut. Ich konnte mich nicht mit Toni und Denis unterhalten. Mir fehlten die Worte. Nachts im Wagen presste ich die Wange gegen die dünne Matratze, weil es vor dem Fenster des Wagens dunkler und dunkler wurde. Ich rechnete mit dem Schlimmsten. Ich rechnete damit, dass eine nasse, glänzende Zunge sich im Dunkeln entrollte. Im Wald gab es nicht die Modernität, die ich erwartet hatte. Mein Chef sagte etwas, immer wieder, ich schaute im Wörterbuch nach, ich fand die Worte nicht, ich fand die Worte doch. Ich verzweifelte nicht. Ich glaubte, ihn verstanden zu haben. Er fragte mich, ob ich der Aufgabe gewachsen war. In diesem Wald gab es für mich nur einen Gaskocher und einen Eimer, mit dem ich Wasser schöpfte.

Ich lernte eine Frau und einen Mann und ihre Tochter kennen. Sie liefen manchmal durch den Wald. Als ich es nicht mehr aushielt, sprach ich mit ihnen über mein Elend. Ich bat sie um Hilfe. Alles war kreuz und quer. Sie nahmen mich mit nach Hause. Ich war ihr Tier im Wald. In ihrer Villa schaute ich fern. Ein Mann und eine Frau umarmten sich fest. Sie zerdrückten sich fast in der Umschlingung. In dieser Liebesgeschichte gab es nur Sieger. Die Tochter hielt mir in der Kusszene die Augen zu. Ich ließ es geschehen. Sie gaben mir Bier, ich trank es. Sie gaben mir Kartoffelscheiben, ich aß sie. War im Essen Schweinefleisch versteckt? Ich wollte nicht in die Hölle. Die Frau zeigte auf die Uhr, wir verabredeten uns für den nächsten Abend. Ich kam zur verabredeten Zeit, ich durfte ihr Telefon benutzen. Ich rief im Konsulat an. Der Angestellte wollte sich um meinen Fall kümmern.

Am folgenden Tag fuhr mich mein Chef wütend an. Warum hatte ich mich bei den amtlichen Stellen beschwert? Er hatte es nicht nötig, dass man ihn peinigete. Ich sagte: „Ich bekomme immer mal wieder Geld von dir. Ich lebe wie ein Zirkusartist in einem schäbigen Wagen. Ich will in einem Heim wohnen.“ Er hatte nicht mit meiner Unnachgiebigkeit gerechnet. Ich packte meine Sachen und verließ den Wald. Ich ließ es nicht zu, dass man mir mein Inneres stahl. Das hatte mir einmal ein Bauer gesagt, als ich ihn als Kommandant in einer kriminellen Sache befragte.

Ich kam in ein Heim, es war ein unmenschliches Heim. Die Männer, alles Jungesellen, brachten Frauen mit. Es waren geschminkte Frauen in engen Röcken, ich kannte solche Frauen aus Filmen. Sie waren unnahbar. In den Filmen spielten sie Schicksal. Die Männer verfielen ihnen in der Dämmerung. Eine verzehrende Unruhe überkam sie. Die Sache nahm ein schlimmes Ende. Das geschah in den Filmen. Ich sah diese Frauen, die in ihrer eigenen Welt leben sollten, an der Seite von Arbeitern, in deren Welt ich lebte. Ein Türke geriet wegen einer Schönheit in Raserei. Die Schönheit hatte große Wimpern, die sie pechschwarz tuschte. Ein Heimbewohner hatte mir verraten, dass man mit Tusche die Wimpern schwärzte. Dem rasenden Mann war alles verpestet. Er rief: „Ich spucke auf sein Blut.“ Er meinte das Blut des Nebenbuhlers, eines Politischen, eines Mannes mit Manieren. Er war nicht schwach und kaputt, er sang Lieder der Aufsässigkeit. Der Mann ging zum Nebenbuhler und sagte über die Frau: „Sie hat den Schorf, sie hat den Kopfgrind, sieh dich vor!“ Das war eine

Gemeinheit, das war eine Verleumdung. Die Frau, ich weiß nicht mehr, wie sie heißt, die Frau warf mit ihrem Kamm nach dem Verleumder, der Kamm spaltete sich am Griff. Weil er unbeachtet liegen blieb, hob ich ihn auf und gab ihn nicht wieder her. Der Mann dachte, ich bin der zweite Nebenbuhler. Er sagte mir: „Die Grille springt einmal, zweimal, dann tritt man sie tot.“ Ich zeigte ihm den Kamm, ich sagte: „Ich bin nicht wohlhabend, der Griff ist gespalten, doch das macht mir nichts aus. Ich werde ihn zum Kämmen benutzen. Wenn du es nicht möchtest, werfe ich ihn weg.“ Da hatte er ein Einsehen. Ich durfte den Kamm behalten. Wir tranken Tee, draußen vor der Tür, ich zündete eine Zigarette an, warf sie weg, ich zündete die zweite an, warf sie weg. Er fragte nach dem Grund. Ich sprach von einer bloßen Gewohnheit. Er sprach natürlich über die Schönheit. Sie hatte ihn beschädigt zurückgelassen. Ich erzählte von meiner Beschädigung.

Ich war zur Ärztin gegangen, eine sehr gute Ärztin. Sie verordnete mir gegen meinen schwachen Magen gekochte Wurst. Ich aß gekochte Wurst mit schlechtem Gewissen. Der Mann wollte nichts von Wurst und Magen wissen. Er sagte: „Ich denke gefährliche Dinge. In meinem Kopf wachsen gefährliche Dinge zu Knoten. Zu Herzen. Kleine pochende Herzen in meinem Kopf. Zehn Stücke schlagen schnell. Was soll ich tun?“ Er brachte mich durcheinander. Erst ließ er die Grille zweimal springen, dann ließ er kleine Herzen pochen.

Der Politische sprach mich nach der Arbeit an. Ich saß unter einem Birnbaum im Unterhemd, ich rauchte und trank Kaffee, es war schön. Wollte er mir die Laune verderben? Ich hielt ihm die Packung hin, er nahm eine Zigarette, wir rauchten unter dem Birnbaum. Er fragte, ob ich die Schönheit kenne. Ich sagte, ja, ich habe ihren Kamm. Da versteifte er sich. Ich erzählte ihm von dem Vorfall, da entspannte er sich wieder. Ich war nicht sein Nebenbuhler. Ich war ein rauchender Arbeiter unter dem blühenden Birnbaum. Der Politische sagte: „Meine Knochen sind geschmolzen. Ich habe mich leer gesungen. Sie ist verschwunden. Ich sehne mich nach ihr, obwohl sie mich beleidigt hat.“ Ich erfuhr, dass sie gern in der Badewanne in Zeitschriften blätterte. Ich erfuhr, dass sie Kommunisten hasste. Der Politische hatte ihr zu erklären versucht, dass die Kommunisten ihn hassten, weil er sich die Freiheit nicht von der Partei wegnehmen ließ. Ich rauchte zu Ende. Ich schämte mich wegen des handgroßen Schweißflecks auf der Brust. Warum war sie verschwunden? Es gab Gerüchte. Die Türken liebten Gerüchte. Wegen der Gerüchte hatte ich damals als Gendarmeriekommandant viel Zeit verloren. Der Politische erzählte von dem Gerücht, dass die Schönheit mit einem reichen Händler zusammengekommen war. Er schenkte ihr die Möglichkeit, so oft wie möglich in einem Hotel mit einer großen Badewanne zu übernachten. Er schenkte ihr Seidenblusen. Er wollte für sie ein neues Leben beginnen. Alles kreuz und quer.

Ich kämmte mich abends mit dem Kamm, ohne Gefühle, ohne Gedanken. Es gefiel mir, die Zinken rissen meine Kopfhaut nicht auf. Der Politische und der rasende Türke kamen fast um vor Verlangen. Es brachte nichts zu seufzen. Diese Liebe brachte nichts außer Kaputtheit. Für diese Männer bestand die Welt nur aus Nebenbuhlern.

Ich hütete mich, sie zu verbessern. Ihre Knochen waren nicht geschmolzen. Man wurde nicht zu einem besseren Menschen, wenn man die Liebe in den Spielfilmen nachahmte. Ich dachte an die wilden Tiere im Wald. An den Wagen. An den Gas-koher. An die Regenschauer. An das Gerücht von dem wilden Mann in der Grotte, der in manchen Nächten durch den Wald stapfte und tobte.

Frauen und Autos müssen Kummer ertragen

Person A: Mein Mann hat sich mir gegenüber anständig verhalten. Ich hatte mit den Männern meiner Verwandtschaft ein Notsignal vereinbart. Im Falle, dass mein Mann mir Gewalt antat, sollte ich ihnen einen leeren Umschlag schicken. Dann würden sie eingreifen. Das ist kein einziges Mal passiert. Ich schickte ihnen richtige Briefe, ich schrieb ihnen über die Lichterscheinungen am Himmel. Über die verblüffende Kahlheit der Männer über dreißig. Ich schrieb über das ehrenhafte Verhalten meines Mannes. Ich rühmte seine Klugheit. Er ging durch die Tage wie ein halb bewusstloser Mensch. Er wusste aber, was er tat. Unter der Matratze lagen einige Hundertmarkscheine. Das war das Geld, das er in der kurzen Zeit angespart hatte. Da war ein Mann in der Nachbarschaft, der färbte sich die Haare pechschwarz. Der ahnte, dass mein Mann klüger war, als es den Anschein hatte. Die Leute glauben, was sie glauben wollen. Ist es nicht so?

Person B: Ich habe eine Tracht Prügel bekommen, dass ich nicht aufstehen konnte. Wegen einer Deutschen. Das kam so: Zehn Tage lag ich wegen Blinddarmentzündung im Krankenhaus. Dann wurde ich endlich entlassen. Die Tochter meiner Tante wollte uns mit ihren drei Kindern besuchen kommen. Der Kühlschrank war leer. Ich bat meinen Mann, bei Kaufhof einkaufen zu gehen. Ich war frisch operiert worden, ich durfte mich nicht bewegen, die Naht würde platzen. Er sagte, er habe zu tun. Er ging einfach weg. Also musste ich den Einkauf übernehmen. Ich legte die Hand auf die Naht, als wollte ich die Lippen einer frischen Wunde zusammenhalten. Ich lief los. Auf dem Weg zu Kaufhof, unter dem Fenster der Wohnung von A, sah ich meinen Mann. Er sprach mit einer schwarzhaarigen Deutschen. Ich kaufte ein und machte mich auf den Rückweg. Er sprach immer noch mit der Frau. Ich lief nach Hause. Nach einiger Zeit kam er heim. Ich war sehr sauer, deshalb antwortete ich nicht, wenn er mich ansprach. Das ging eine Weile so, bis ihm der Kragen platzte. Er fing an, mich zu schlagen. Damals gab es keine Teigrollen, wir wussten jedenfalls nicht, wo wir sie auftreiben konnten. Wir rollten den Teig mit dem Besenstiel. Damit hat er mich verdroschen. Immer wieder schlug er mir auf den Rücken ein. Nach den Schlägen war er imstande, über die heikle Sache zu reden. Er sagte: „Wir haben nichts miteinander, sie will aber ein Kind von mir.“ Mein Rücken schwoll an, während er mir die Geschichte mit traurigem Gesicht erzählte. Man hätte meinen können, dass er es war, den man windelweich geschlagen hatte. Damals galten ande-

re Gesetze, damals lebten wir in anderen Verhältnissen. Das haben wir uns jedenfalls eingeredet. Ich dachte, die Frau müsse schweigen und gehorchen. Ich dachte, der Mann habe das Recht, die Frau mit Schlägen zu züchtigen. Ich habe viel erlitten. Ich habe viel erduldet. Heute gehen die jungen Bräute durch den Vordereingang rein und durch den Hinterausgang raus. Bei dem ersten heftigen Streit verlassen sie den Mann. Das halte ich auch nicht für richtig.

Person A: Damals hieß es: In Deutschland gerät ein junges Mädchen schnell auf Abwege. Mein Mann wollte mich herholen. Meine Eltern haben es mir nicht erlaubt. Meine Schwiegermutter sagte, ich solle weggehen, ich gefalle ihr nicht. Wir lebten in einem einzigen Zimmer, zwischen uns ein Tisch, sie hat sich auf die eine Seite, ich habe mich auf die andere Seite verzogen.

Person B: Ich stand am Fenster meiner deutschen Wohnung und bestaunte die Güterzüge. Was waren da doch viele Wagen angekoppelt. Hätte ich die Wagen der rollenden Züge zählen wollen, hätte ich bis zum späten Abend am Fenster gestanden. Ich bekam Schmerzen. Ich kam ins Krankenhaus. Sie nannten mich ‚kleine Mutti‘. Die Schwestern wollten mir aufhelfen, wenn ich vom Bett aufstand. Ich hatte schwache Knochen. Ich war schwanger, ich hatte eine Fehlgeburt. Der Arzt drohte meinem Mann mit dem Finger: „Sie ist selbst noch ein Kind! Sie darf die nächsten zwei Jahre nicht gebären. Sie muss zu Kräften kommen!“ Die Schwestern sagten: „Wir sind doch nicht im alten Arabien.“ Ich wusste es besser. Ich wurde aus nichtigem Grund verheiratet. Meine ältere Schwester gab mein Vater einem Reichen. Meine Mutter war eine autoritäre Person, sie forderte unbedingten Gehorsam. Sie sagte meinem Vater: „Hast eine Tochter mit einem Reichen verkuppelt. Bei dieser Tochter entscheide ich allein, sie gebe ich meinem Verwandten!“ Vater widersetzte sich, meine Mutter konnte sich aber durchsetzen. Sie hat mich aus bloßer Sturheit geopfert. Ich kam nach Deutschland. Für fünf Jahre konnte ich meine Eltern nicht sehen. Meinen Vater habe ich sehr vermisst. Ich will nicht rührselig werden. In Anlehnung an den Titel eines Films hat man mich ‚Die Unzerstörbare‘ genannt. Ich gab nicht auf. Vater und ich haben uns Briefe geschrieben. Später haben wir Kassetten besprochen und geschickt. Ich blieb in der Ehe aus blindem Glauben.

Die Modernität ist schön. Es ist verkehrt, wie im alten Arabien leben zu wollen. Was aber wollen die jungen Menschen? Alles soll höher, größer, schöner und teurer sein. Das führt zu nichts.

Person A: Meine deutschen Nachbarn waren gute Menschen. Ich habe Gebäck und Teigtaschen auf den Teller gelegt und an ihre Kinder geschickt. Das schmeckte ihnen so gut, dass sie mir mehr Gebäck abkaufen wollten. Das kam natürlich nicht in Frage, ich nahm von ihnen kein Geld an. Die Frau hat meinen Kindern auch Kuchen gebacken.

Person B: Mein alter Nachbar nahm mich bei der Hand und stieg auf den Dachboden. Ich bekam Angst. Ich wollte mich schon losreißen. Dann verstand ich: Er wollte mir den Trockenraum zeigen. Das war ein guter Mensch, ich erkannte nicht gleich, dass er mir nichts Schlechtes antun wollte.

Person A: Ich ging zum Markt. Es klang in meinen Ohren als sehr anstößig und unanständig, wie die Händler das Münzgeld abzählten. Zehn Pfennig, zwanzig Pfennig, dreißig Pfennig. Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig. Nie wieder, dachte ich, nie wieder gehe ich zum Markt dieser unverschämten Menschen. Sie verderben mich noch mit der Münzzählerei.

Person C: Drei Tage stand ich am Fenster und traute mich nicht, das Haus zu verlassen. Ein Auto hielt an, die Besucher stiegen aus, die Frauen, die Männer, sie umarmten einander, in aller Öffentlichkeit, ich konnte es nicht fassen. Ich dachte darüber nach, was als zulässig galt und was nicht. Ich bekam Haushaltsgeld von meinem Mann. Das Geld reichte für uns alle aus, für die vier Kinder und für uns. Ich hatte lange Angst, dass mir die Vorräte ausgehen.

Person B: Wir kauften im Kaufhof ein, mit dem, was wir bei Kaufhof fanden, kamen wir aus. Dann wurde auch mal ein Schaf geschächtet, das Fleisch machte ich zu Hackfleisch. Mein Mann sagte der Frau auf dem Markt, welches Fleisch sie mir verkaufen sollte. Ich stand stumm am Stand, sie wog das Fleisch ab und gab es mir. Ich bekam auch Kalbsleber.

Ich hatte mir einen schönen Mantel gekauft, er sah ein bisschen aus wie ein Pelzmantel. Mein Mann brachte eine Frau nach Hause, eine Frau mit Kind. Er hatte der Frau wohl erzählt, dass mir der Mantel nicht passte. Dass er mir zu groß war. Dass sie den Mantel gerne haben konnte. Er hat ihr meinen Mantel geschenkt. Der Mantel gehörte nicht ihm, er gehörte mir. Es kam später heraus, dass sie seine Freundin war. Das war der Mann, der noch in der Heimat den Menschen erklärte, dass er sich über die Türken wundere.

Sie brachten ihre Frauen nach Deutschland und schauten sich trotzdem nach anderen Frauen um. Er hat mit seinen Liebesgeschäften weitergemacht, nachdem er mich hergeholt hat. Mit den deutschen Frauen komme ich gut aus. Sie kommen mit mir auch gut aus.

Wir haben miteinander kein Problem. Mein Mann hatte ein Problem. Damals haben die Türken den Führerschein gekauft. Mein Mann fiel fünfmal bei der Führerscheinprüfung durch. Da ist er nach Aachen gereist und hat sich den Führerschein besorgt. Er hat in kurzer Zeit zwei Unfälle gebaut. Da hat er das Autofahren aufgegeben. Ich sagte ihm: „Du kannst es nicht. Ich übernehme es. Ohne Auto geht es nicht.“ Er hat gesagt: „Ich habe kein Geld für so etwas. Verdien dein eigenes Geld. Damit kannst du deinen Führerschein bezahlen.“ Ich habe angefangen, bei einem Blumenhändler zu arbeiten. Ich habe mit meinem Geld meinen Führerschein

gemacht. Ich habe auch mit meiner ehrenamtlichen Arbeit in der Moschee begonnen. Ich verlor langsam meine Jugend, ich bekam die eine oder andere Krankheit. Auch einem Auto platzte einmal im Jahr ein Reifen. Man ändert sich mit dem Alter. Die einen entdecken die Liebe zu Geld, zum Glauben, zum Besitz, zu Freunden, zu den Kindern. Mein Mann blieb derselbe.

Person C: Unsere Männer hatten erst mal kein Auto, kein Fahrrad, kein Telefon. Sie haben sich nichts gegönnt. Es galt, Geld für ein Häuschen in der Heimat zu sparen. Heute hat jeder eine Geldbörse. Mein Mann gab mir Küchengeld. Wir gaben für unsere Kinder Geld aus, wenn es erforderlich war. Heute lassen die Väter und Mütter ihre Kinder einen Kredit für die Familie aufnehmen. Wir besaßen fast nichts. Die Heutigen besitzen fast alles.

Person B: Wir packten schwere Koffer für den Heimaturlaub. Nicht weil wir versessen darauf waren, unsere gesamte Garderobe vorzuzeigen. Wir mussten Geschenke mitbringen.

Person C: Das wurde uns geradezu zur Pflicht gemacht. Was haben wir nicht alles an Geschenken hingeschleppt. Sie wollten unbedingt Schokolade...

Person B: Rasierapparate! Weiße Hemden! Ich erinnere mich: Ich habe bei einem Juwelier ein Feuerzeug für meinen Vater gekauft. Was machte mein Vater? Er warf es voller Wut in die Ecke. Er rief: „Das ist Kinderspielzeug. Komm mir nicht mit solchen Geschenken. Das ist minderwertiges Zeug.“ Er war völlig von Sinnen. Ich habe mich in Grund und Boden geschämt. Nie wieder habe ich ihm ein Geschenk gekauft.

Person C: Mein Mann besorgte die Geschenke übers Jahr im Basar. Er stopfte sie in den Koffer.

Person B: Ich war noch ein Mädchen, als man mich nach Deutschland schickte. Meine Mutter sagte meinem Mann: „Ich gebe dir die Tochter aus reiner Sturheit. Du siehst ja selbst, sie sieht aus, als hätte ich sie erst gestern von der Brust entwöhnt. Du wirst ihr Mutter, Vater und Ehemann sein. Du wirst sie wertzuschätzen wissen.“ Er sagte: „Ich mache sie mir natürlich nicht zur Feindin. Ich trage sie wie mein eigenes Hemd.“ Das ist eine übliche Redeweise. Er wollte meiner Mutter versichern, dass er mich auf Händen tragen würde. Na ja. Ich kam her. Meine Wünsche erwiesen sich als Wunschträume. Ich habe mich aber nicht verloren. Ich war eine sehr moderne Frau. Ich ging einmal in der Woche zum Friseur. Ich trug als Erste die angesagten Kleider. Ich habe mir ein anderes Leben erhofft. Ich singe gerne Volkslieder, weil ich meine Wahrheiten und mein Leben in ihnen entdeckte. Es klingt seltsam, aber es ist wahr: Türkinnen und die Autos in der Türkei müssen viel Kummer ertragen.

Der Tag schlachtet meine Wünsche

Es war heiß, wir gingen zum Schwimmbad, und kaum hatten wir die bunten Tücher ausgebreitet, kam der Bademeister, und er sprach so schnell, dass mir das Herz schneller schlug, ich lauschte mit klopfendem Herzen, und jeder von uns presste die Lippen aneinander, als hätten wir eine kleine Wunde im Mund, wir schwiegen, weil wir nichts verstanden, ich dachte, wir werden sterben, ich dachte eher, ich werde sterben, sterben, weil die Wunde im Mund größer und größer wird, es wurde alles totenstill, und ich dachte, nein, ich bleibe am Leben, aber es ist etwas Furchtbares geschehen, vielleicht ist der Bademeister gekommen, um dem einen Freund zu sagen, dass er einen schmutzigen Kinderhals habe, und dass er sofort und ohne einen Aufschub den Schmutz abzureiben habe, es war bestimmt alles entschieden, vielleicht wollte er einem anderen Freund sagen, dass seine morsche Außenseite alle Menschen von Verstand zu einer Beanstandung reize, oder es verhielt sich ganz anders, der Bademeister wollte uns wegschicken, weil er die Nase voll hatte von knochigen Südländern, die aussahen wie die Revolverhelden in den amerikanischen Filmen, mein Herz bebte mir im Leib, ich dachte, sterben sterben sterben, erst wird mein Name aufgerufen, dann werde ich sterben, unausweichlich ist der Tod für uns Männer auf den Badetüchern, diese Geschichte konnte nicht gut ausgehen, ich drehte mich um, ich wollte den Freunden sagen: „Wir müssen schreien schreien schreien, so lange, bis der Bademeister die Lust verliert.“ Doch er blieb bei uns und sprach weiter, wir waren demokratisierte Männer, wir waren Männer, die sich gerne dieser Sache entziehen wollten, wir würden gerne versuchen, die Stirn zu entspannen, wir würden so tun, als hätten wir ein spitzes Korn im Auge, wir würden das Auge reiben reiben reiben, bis der Bademeister von unfreundlichen Maßnahmen absah, ich fühlte mich nutzlos auf meinem Badetuch, das nur an zwei Zipfeln vergilbt war, ich atmete vorsichtshalber durch den Mund, durch die Nase, durch den Mund, ich konnte im Falle eines Streits nur meine Wohlerzogenheit ins Feld führen, das war erschreckend wenig, ich dachte, ich bin ein spuckendes Tier, ich bin ein spuckendes Tier aus dem Osten, und ich wollte in meiner Benommenheit, in der Hitze des Tages, in meinem Schweiß alle mir unterstellten Beschädigungen zugeben, wir würden sehen. Ich fragte mich, was wurde von mir erwartet, was kann ich tun, ich konnte dem Bademeister nicht hinter die Stirn schauen, vielleicht hielt er uns für alte Menschen, die sich verkleidet hatten. Ich dachte wirklich seltsame Sachen, in dieser meiner sommerhellen, sommermüden Verzweiflung war es mir nicht möglich, den Schrecken, der mich befahl, zu überspielen, und der eine Freund, der glattrasierte Landsmann, machte eine Bewegung, als wolle er unter das Badetuch kriechen, als wolle er nicht nur sommermüde verzweifelt sein, und der andere Freund höhnte die Hände, ohne Begeisterung, er blies in die kleine Höhle aus zwei Händen, wir hatten nicht einmal altes Brot, um es dem Bademeister zu geben, er sprach schnell, ich wollte ihm versichern, dass wir über seine Worte nachdenken würden, später nach dem Bad, er aber drehte sich um, er ging nicht weg, er lief um unsere Badetücher herum und blieb stehen, um wieder zu uns zu sprechen,

er zeigte auf unsere Beine, was war mit unseren Beinen, er zeigte nicht auf unsere nackten Oberkörper, ich war mir sicher, und der eine Freund sagte: „Der Mann ist hartnäckig“, und der andere Freund, der die Hände gehöhlt hatte, machte die Finger wieder gerade, er sagte: „Der kriegt uns dran“, und ich sagte: „Wir haben nichts getan“, doch wir fühlten uns schuldig, wir hätten uns sofort und bedingungslos ergeben müssen, doch das taten wir nicht, die Männer, die Frauen, die Kinder in der Nähe starrten herüber, und ich sagte: „Hat einer von euch etwas gegessen und den Rest weggeworfen?“ Das war nicht der Fall, der Bademeister sprach diesmal zu mir, er sprach zu uns allen, doch schaute er dabei mich an, ich sollte lächeln, um ihn zu besänftigen, doch in meiner trüben, suppenwarmen Verzweiflung blieb ich ernst, vielleicht waren wir in seinen Augen grauhäutige Touristen aus einem Land, in dem er sich länger aufgehalten hatte, er wollte mit uns ins Gespräch kommen, vielleicht aber sagte er uns nur, dass die Tabletten, die ihm der Arzt verschrieben hatte, nicht anschlugen, was wusste ich schon, ich sah, dass ihm die kurze Hose in die Oberschenkel kniff, ich sah, dass er schwitzte, ich sah zwei kleine Schweißtropfen in seiner Oberlippenmulde, es wäre unstatthaft, zum bunten Badetuch zu greifen und ihm zwei vergilbte Zipfel hinzuhalten, dass er sich trockne, ich dachte, ich werde sterben wie eine Grashalmspitze, das war mein Gedanke, ich stand nicht auf. Ich sah einen Mann herankommen, das war ein Junge, der in fünf Jahren, in acht Jahren ein Mann sein würde, das stimmte nicht, das war ein Mann, der aussah wie kein Mann, ein Junge, dem die Knie beim Gehen wegrutschten, und als er bei uns stand, sagte er in unserer Sprache: „Ihr dürft nicht in Straßenkleidung ins Schwimmbecken steigen“, und da begriffen wir, worin unsere Schande bestand: Wir trugen keine engen Badehosen, wir wollten auch nicht solche Badehosen tragen, weil eine modisch geschnittene Badehose den Schritt betonte, wir waren als demokratisierte Männer selbstverständlich neugierig, und auch dann, wenn der Wind an manchen Donnerstagen seltsame Gerüche vom Stadtrand herbeiblies, hielten wir uns nicht die Nase zu, weil wir uns an Neuheiten gewöhnen mussten. Wir waren kein Haufen von Aufrührern. Wir konnten, wenn es der Bademeister zuließ, losziehen und in Begleitung von aufrechten Menschen wiederkommen, die für unsere Zuverlässigkeit bürgten, es gab mindestens zehn Bürgen in dieser Stadt, es gab mindestens zehn gut durchblutete Deutsche, die sagen konnten: „Diese Männer tragen in ihrer Freizeit saubere Kleider, sie zeichnen sich auf der Arbeit durch ein tadelloses Benehmen aus.“ Der Bademeister aber schimpfte, als hätten wir eine dringende Warnung nicht beherzigt, wir konnten doch nicht vor dem ganzen versammelten Volk die kurzen Hosen abstreifen, und der eine Freund sagte zu dem Jungen: „Warum lässt du dir die Haare lang wachsen wie ein Mädchen?“ Der Junge erstarrte, der Junge wurde auf einen Schlag sehr alt, er sah plötzlich zerkocht und entlebt aus, und ich erkannte, dass er bestimmt Mitte zwanzig war, er sagte, dass er es bereue, den Bademeister umgestimmt zu haben, denn er hätte ihn davon abgebracht, den drei Fremden auf den bunten Badetüchern einen Platzverweis zu erteilen, und als Dank würde einer der Fremden ihn beleidigen, ich bat ihn im Namen des Freundes, der mir zum Verdruss den Jungen hasserfüllt anschaute,

um Entschuldigung, er mochte bitteschön dem Herrn Bademeister mitteilen, dass wir ehrbare Arbeiter seien, Arbeiter mit einer festen Anstellung, Schlosser, Mechaniker, Männer des Bergwerks, er mochte bitte außerdem dem Herrn Bademeister sagen, dass wir nicht Unfriede stiften wollten, und während der Mann mit den längeren Haaren sich mit dem Bademeister besprach, sah ich mich um, die Männer Frauen Kinder waren auf uns aufmerksam geworden, ich lächelte sie an, weil ich glaubte, sie dadurch beruhigen zu können, wir würden selbstverständlich nicht ins Wasser steigen, da sagte der andere Freund: „Der Mann schlachtete meine Wünsche“, das waren gute Worte, ich versank in tiefsinnige Gedanken, der Tag schlachtete meine Wünsche, die suppenwarme Verzweiflung schlachtete meine Wünsche, mir fehlte der entschlossene Wille, endlich endlich endlich aufzustehen, zwei Zipfel des Badetuchs zu knüllen und dem Bademeister über die Oberlippe zu fahren, meinetwegen hätte ich dem sicherlich überrumpelten, äußerst verblüfften Mann erklärt, dass es sich dabei um einen Verzweiflungsakt handelte. Was war angebracht, was war falsch, was war die beste Lösung? Wir wollten keinem Badegast den Tag und die Wünsche schlachten, und trotzdem standen wir auf, teils, weil wir es müde geworden waren, hochzuschauen, teils, weil uns der Bademeister langsam auf die Nerven ging, was hatte er noch zu beanstanden, er sollte weiterziehen, und als hätte er meine Gedanken gelesen, ging er davon, nicht ohne dem Mann mit den langen Haaren etwas mitzuteilen. Der Langhaarige sagte: „Er will es diesmal bei einem bloßen Tadel bewenden lassen, doch das nächste Mal wird er sich nicht so gnädig zeigen.“ Wir nickten alle, wir nickten mit brennenden Gesichtern, denn wir waren schuldig. Unsere Schuld war erkannt und festgestellt worden. Ich lächelte die Männer Frauen Kinder an, ich wrang sogar, als ich mich wieder hingesezt hatte, alle vier Zipfel meines Badetuchs, nicht aus Verzweiflung, sondern aus Freude, ich empfand eine große Freude, die Hände nicht wie in der Schule vorgezeigt zu haben, ein alberner Gedanke, ich wrang die Zipfel, ich besprach mich mit den Freunden, die der Ansicht waren, dass enge, schnürende Badehosen nur Sportschwimmern gut standen, normale Männer mit normalen Berufen sollten aber unbedingt weite Badehosen tragen, ich dachte darüber nach.

Sprödes Fleisch und schwitzendes Gemüse

In der Kneipe lernte ich einen Mann kennen, von dem es hieß, er sei Kommissar. Ich wusste nicht, ob ich es richtig verstanden hatte, man verständigte sich über Viertel- und Halbsätze, über ein paar Fremdwörter im Türkischen, die man deutsch aussprach, und über Laute, die man ausstieß, weil man glaubte, dass sie international seien. Der Mann verhielt sich jedenfalls nicht wie ein Arbeiter. Er lud mich zu einem Familienessen zu sich nach Hause ein. Ich sagte: „Ich bin allein.“ Er nahm die Einladung nicht zurück. Zwei Tage später saß ich am gedeckten Tisch in seinem Wohnzimmer. Das Licht der Bogenlampe strahlte mir auf den Nacken, ich musste gelegentlich das Tuch aus meiner Hosentasche ziehen und mir damit über den Nacken fahren.

Seine Frau und seine Tochter waren grell geschminkt, sie hatten die Ränder ihrer Ober- und Unterlippe markiert, die Jochbögen waren stark übermalt, sie hatten sogar die Ohrfläppchen gepudert. Ich war deshalb durcheinander. Ich wollte sie nicht anstarren. Ich wollte mir nicht immer wieder den Nacken trocknen. Sie servierte eine dünne Suppe. Eine Linsensuppe. Es schmeckte mir überhaupt nicht, ich ließ sie über die Zungenrinne schnell in die Kehle laufen, ich machte laute Geräusche beim Schlucken. Das missfiel der Ehefrau des Kommissars. Ich fragte ihn in der Pause zwischen Vorspeise und Hauptgericht, ob er tatsächlich, wie man in der Kneipe behauptete, ein Kommissar sei. Er kratzte sich nur ernst am Schnäuzer. Dann wurde das eigentliche Essen serviert. Für mich Kalbsfleisch und Petersilienkartoffeln, für die Gastgeber Schusterkotelett und Bratkartoffeln mit Speck. Die Frau hatte aus Gründen der Gastfreundschaft Zucchini-reibekuchen gemacht. Ich musste die Bissen ungekaut in die Kehle drücken. Ich hatte in der Kantine der Firma, bei der ich in der Türkei gearbeitet hatte, modernes Essen gegessen. Der Koch war ein Meister. Ich durfte den Kommissar und die geschminkten Frauen nicht beleidigen, deshalb stöhnte ich vor Wohlbehagen, es war alles nur Theater.

Die Tochter des Hauses hielt sich zurück. Sie hatte lange blonde Haare. Später sollte ich auf dem Etikett einer Shampooflasche auf das Wort Seidenglanz stoßen. Das traf auf die Tochter zu. Ich sah das angebissene Brot im Korb. Ich machte mir Gedanken über die Bissspur. Gab es ein Haustier, das sich vor mir versteckte? Da griff die Tochter mit dem wie Seide glänzenden langen Haar blitzschnell zu einem Puffer, biss hinein, legte den Puffer wieder auf den Servierteller, lehnte sich zurück. Der Kommissar verzog das Gesicht. Seine Frau betupfte sich mit der Stoffserviette die Mundwinkel und lehnte sich auch zurück. Sie sagte leise: „Himmel hilf.“ Ich schlug die Augen nieder und sah aber, wie die Tochter in ihr Stück Fleisch biss und es zurücklegte. Wollte man mich narren? Trieb man ein Spiel mit mir? Die Mutter stand auf und kam wenig später mit einem kleinen Teller zurück, den sie neben den Essteller der Tochter legte. Ich stellte wieder fest, dass sie sich vielleicht zurückhaltender hätten schminken sollen. Das waren in Essig eingelegte Kapernäpfel. Die Tochter griff zu einem Kapernapfel, saugte den Saft heraus, nagte am Stiel. Sie ließ den Stiel wie einen Zahnstocher auf der Unterlippe hin und hergehen. Ich stellte fest: Sie biss nicht in alles hinein, sie machte auch Ausnahmen.

Ich schaute zur Seite: Der große Spiegel war mit Ansichtskarten besteckt. Hatte die Tochter all diese Karten nach Hause geschickt? Ich stellte am Tisch, an dem wir die meiste Zeit schwiegen, Mutmaßungen an. Dann plötzlich sprach mich die Tochter an. Sie sagte: „Was wollen Sie hier? Ich habe einen Freund, der sich mir mit großer Hingabe widmet.“ Sie sprach eigentlich viele Sätze, ich bat sie, das eine oder andere zu wiederholen, ich verstand. Der Kommissar, der wahrscheinlich gar kein Kommissar war, wollte mich mit seiner Tochter verkuppeln. Daraus wurde nichts.

Ein anderes Mal saß ich wieder in der Kneipe, und ein vollständig verkahlter Mann setzte sich an meinen Tisch. Ich kannte ihn. Er erzählte, dass sich der Nagel von seiner linken Großzehe gelöst und er das nackte Nagelbett mit einem Pflaster abgedeckt

hatte. Das war mir eine unappetitliche Angelegenheit. Ich winkte ab, ich wedelte mit der Hand, als wolle ich mir Luft zufächeln. Er hatte sich gestoßen, das war entsetzlich, der Nagel würde nachwachsen, die Erneuerung war gut. Er verstand nicht, was ich sagen wollte. Ich trank Bier, ein Glas nach dem anderen, ich trank, ich wurde munter, erst wurde alles leichter, auch ich wurde leichter als Luft, deshalb stieg ich langsam auf, ich begann zu schweben, ich kicherte, weil die Männer in der Kneipe es nicht bemerkten, auch der Mann mit der glänzenden Glatze saß stur und stumpf am Tisch, ich lachte laut auf, und mein Lachen hallte im ganzen Wirtshaus, alle Männer hätten auf der Stelle ertauben müssen, doch sie saßen stumpf und stur an ihren Tischen und tranken an ihrem Bier. Dann fiel ich auf meinen Stuhl. Ich weiß nicht mehr, wie ich nach Haus kam. Der Wirt sagte, ich hätte angefangen wie ein Pferd zu wiehern, ich hätte geschnaubt und in einer wirren Mischsprache Parolen gerufen. Ein Stammgast sagte, ich hätte mit den Fingern beider Hände geschnipst und behauptet, einer der besten, wenn nicht der beste Flamencotänzer zu sein. Sie sagten es mir, als ich nach drei Tagen wieder auftauchte. Was hatte ich in diesen drei Tagen getan? Ich sagte: „Ich habe mich krankgemeldet, weil ich wirklich krank geworden bin. Ich habe drei volle Tage geschlafen.“ Sie wollten mir nicht glauben. Wieso sollte ich gegen sie eine Lüge ersinnen? Sie waren unentschieden. Ich hielt mich mit dem Trinken zurück. An einem Tag, der nicht besonders war, setzte sich der verkahlte Mann wieder an meinen Tisch. Er griff aus seinem Rucksack eine Papiertüte, er holte aus der Tüte einen Berliner mit Puderzucker heraus, er strich die Papiertüte umständlich glatt und legte den Berliner auf die Tüte, er sagte mir, dass er sich den ganzen Tag auf diesen Berliner gefreut hatte, dann rieb er sich wie ein Nagetier einige Male schnell die Hände. Seine Kinn- und Schläfenmuskeln bewegten sich beim Kauen, er aß mit seinem ganzen Kopf. Das war kein moderner Esser. Er sagte: „Mein Mund ist so heiß, dass die rote Marmelade der Füllung zu rotem Saft schmilzt, in dem Saft schwimmen die Beeren. In meinem Mund hat ein kleiner Tümpel Platz, die Beeren sind rote Ochsenfrösche.“ Er sprach lange, bis ich ihn verstand. Das war ein phantasiebegabter Mann, das musste man ihm lassen. Ich lachte, diesmal schwebte ich nicht unter der Decke. Die Papiertüte knisterte. Der verkahlte Mann hieß Jürgen. Auch er lud mich zu sich nach Hause ein. Der Kommissar versuchte es ihm vergeblich auszureden. Ich wollte nicht, Jürgen bestand darauf, ich nahm die Einladung an. Einige Tage später saß ich in seinem Wohnzimmer. Seine Tochter hatte ein spitzes weißes Gesicht und winzig kleine Muttermale an den Seiten ihres Halses. Sie sprach von einem orientalischen Märchen, das sie gelesen hatte: Ein König verkleidete sich als Bettler und ging in der Stadt herum, die Knöpfe seines zerschlissenen Gewands bestanden aus Gold, er schnitt die Knöpfe ab und verschenkte sie an die Armen, die den König hochleben ließen. Ich verstand nicht. Sie sagte: „Der verkleidete König war für die Bettler nicht als König zu erkennen. Er horchte sie nach dem König aus. Wer den König lobte, bekam einen Goldknopf.“ Ich sagte in meiner Mischsprache, dass ich den König nicht besonders schätzenswert empfand. Seine Tat war keine barmherzige Tat. Er

belohnte nur die Lobhudler. Ich sagte: Das gibt es immer noch, deshalb geht es im Orient nicht voran.“ Das weiße spitze Gesicht der Tochter des Hauses rötete sich. Hatte ich sie beleidigt? Der Stuhl, auf dem eigentlich die Ehefrau hätte sitzen müssen, war leer. Es wurde nicht darüber gesprochen. Es gab sprödes Fleisch und schwitzendes Gemüse zu essen. Ich kam als moderner Esser nicht auf meine Kosten. Ich war kein Orientale, ich war ein Arbeiter, ein gesunder Mann, der auch bei Kopfweh keine Tabletten schluckte. Der verkahlte Mann sprach in der Kneipe manchmal über die asiatischen Elemente. Ich stellte mich dumm, ich gab vor, nichts zu verstehen. Auch dieser Abend verlief ergebnislos. Ich schloss mich in meinem Zimmer ein und schrieb an meine Frau eine Karte. Ich schrieb: „Komm, komm schnell, komm nicht zu spät. Ich bin stark, doch die deutschen Frauen sind stärker. Komm und bewahre mich vor einem Fehler. Komm her, komm schnell.“

Den Lügnern sollen die Häse platzen!

Das Dorf, aus dem ich kam, war voller Steinhäuser, die Heimkehrer erbaut hatten. Ich saß im Schatten der Pappel auf der Terrasse des Kaffeehauses und trank das vierte Glas des Tages. Am Nebentisch saß ein Mann, der sich die Zähne bürstete. Er benutzte ein Zahnholz, das Wurzelstück des Senfbaums, das man abbrach, um ein Ende zu einer Bürste zu zerkauen. Warum, so fragte ich mich, hielt er es für nötig, vor aller Augen seine Zähne zu putzen? Warum lächelte er mich an, obwohl ich meine Ruhe haben wollte? Ich dachte an den Haselnussbaum in meinem Garten. Ich dachte an die graue, rissige Borke und an die Hüllzipfel der Nüsse. Fast war ich versucht, dem Mann, dessen Name mir ums Verrecken nicht einfallen wollte, eine medizinische Zahnbürste zu empfehlen. Er lächelte auch die Männer an den anderen Tischen an. Mir fiel auf, dass jeder Heimkehrer einen tannengrünen Grobstrickpullunder trug. Von den elf Männern auf der Terrasse waren sieben Heimkehrer. Hatten sie eine Großbestellung aufgegeben? Es gab eine Bäuerin, die gegen Bezahlung strickte. Wahrscheinlich hatte sie mindestens ein Dutzend tannengrüne Pullunder gestrickt. Ich nahm mir vor, darauf zu achten, ob die restlichen Heimkehrer auch Pullunder trugen. Der Mann legte das Zahnholz auf den Tisch und sagte: „Ich verfolge die Nachrichten über Deutschland. Ich weiß das Neueste. Sie mischen ein Gift ins Essen, das aus Petersilienstängeln und den seidenhaarigen Samen des Madagaskarjasmins gewonnen wird. Unseren Männern sprießen davon Haare an der Stirn, gleich über den Augenbrauen. Die ersten Selektionen haben begonnen. Die Ausgesonderten, das sind die stirnbehaarten Männer, werden als Steineinsetzer eingesetzt. Sie bekommen kein Geld, sie bekommen ein Kräftigungsmittel, das gegen Schwächezustände helfen soll. Es macht abhängig. Die Straßen in Deutschland sind voll mit süchtigen Türken. Ich kenne mich aus, ich war schließlich lange Jahre in Bayern. Das türkische Heer sollte einmarschieren.“ Alle Heimkehrer in ihren tannen-

grünen Pullundern nickten. Ich sagte: „Den Lügner sollen die Häse platzen!“ Der Mann hob die Untertasse hoch, er strich mit dem Finger körnigen Schmier ab, für einen Augenblick war er ratlos, dann strich er den Schmier auf das Gummiband seiner linken Socke. Er stellte das Teeglas auf die Untertasse und sagte, dass er um das Wohl der rechtschaffenen Türken besorgt sei, er wolle nicht, dass sie in ihrem Elend vergehen. Der Mann war ein kleinschädlicher Mensch, mit seinem Gesicht würde er in Deutschland bestimmt immer Letzter, er rächte sich mit Lügen. Es gibt Türken, die steckten das Geld in die Kanne und wunderten sich, dass die Milch klimperte. Da räusperte sich ein anderer Heimkehrer, strich sich über den Pullunder und sagte, dass er in dem Bemühen, das Niveau anzuheben, gerne auf die Frauen kommen wolle, genauer auf die Kellnerinnen, noch genauer auf die Kellnerinnen, die mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren und in der Freizeit einen Poncho tragen; er wisse wohl, dass mindestens dreiviertel der Männer sich in dieser Sekunde fragten, was in Gottes Namen ein Poncho sei. Einen Poncho stülpe man sich über den Kopf, fälschlicherweise würde er für einen Regenumhang gehalten, weil es Modelle mit einer Kapuze gebe, doch bei den besagten Kellnerinnen habe er kein einziges Mal erlebt, dass sie die Kapuze über den Kopf gestülpt hatten, im Gegenteil, die Kellnerinnen, die mit dem Fahrrad zur Arbeit fuhren, ließen das Haar im Fahrtwind flattern, und auch später beim Kellnern bedeckten sie ihr Haar nicht mit der Kapuze. Er habe leider den Faden verloren, wo war er nochmal stehen geblieben? Ich sagte lächelnd: „Beim Regenumhang.“ Er sagte: „Eben nicht beim Regenumhang, sondern beim Poncho. Also, ich erzähle eine Geschichte. Eine Kellnerin, die mich bediente, polierte mir die Nasenspitze, immer dann, wenn ich ihr gutes Trinkgeld gab. Das tat ich nicht immer, aber auch nicht selten. Ihr werdet fragen: Was soll das heißen, sie polierte ihm die Nasenspitze? Das tat sie leider nicht nur bei mir, sonst hätte ich mir etwas darauf eingebildet. Eines Tages hielt ich es nicht mehr aus und stellte sie zur Rede. Warum? Warum tat sie das? Sie sprach von einer deutschen Sitte. Man musste dem Wohltäter die Wohltat irgendwie vergelten. Es war seit jeher Brauch, nicht nur in Bayern, dass man dem Mann, der Trinkgeld gab, die Nasenflügel antippte. Ich kann euch versichern, ich prüfte den Wahrheitsgehalt ihrer Worte. Mir fiel auf, dass sie auch Frauen die Nasenspitze polierte. Ich wurde nachdenklich. Ich fragte einen gelehrten Deutschen. Er suchte in seinem Regal nach einem dicken Buch über deutsche Bräuche, er blätterte darin und endlich fand er die richtige Stelle. Ich las die Seite, und tatsächlich wurde die Sitte des Nasenstreichelns beglaubigt. Das müsst ihr euch mal vorstellen!“ Ich bestellte mein fünftes Glas des Tages, und weil ich der einzige Mensch im Dorf war, der nicht zurückkehren wollte, der einzige Deutschgewordene, starrten mich die Heimkehrer in ihren tannengrünen Pullundern an, weil sie glaubten, mich mit dieser Geschichte vorgeführt zu haben, ich aber sagte nur: „Den Lügner sollen die Ohrläppchen abfaulen!“ Meines Wissens gab es diese lächerliche Sitte nicht, die Kellnerin und auch der gelehrte Deutsche hatten den Mann veräppelt, sie hatten es getan, weil es sich bei dem Mann um einen bemerkens-

wert dämlichen Türken handelte. Jetzt sprach der Heimkehrer, der, wie mir einfiel, mit der strickenden Bäuerin verschwägert war. Er hatte eine Krawattenspange am Rundkragen des Pullunders festgeklemmt, er trug die Spange wie eine Tapferkeitsmedaille, er hatte allen weiszumachen versucht, dass bei seiner Verabschiedung alle deutschen Meister in Reih und Glied gestanden waren, um ihn mit der goldenen Krawattenspange zu beehren. Die Spange war vergoldet, sie saß ihm am Kragen auf wie ein dösender Käfer. Der Heimkehrer sagte: „Ich war mit dem Hausmeister befreundet, der mich immer vor dem Haus abfing. Ich musste mit ihm immer ein Feierabendbier trinken, ich tat ihm natürlich den Gefallen. Ich brachte ihm auf seinen Wunsch Türkisch bei. Ihr wisst, wir alle waren damals jung, und wir sahen richtig gut aus. Er war nicht der Einzige, der mich wegen meiner Ähnlichkeit mit dem amerikanischen Filmstar Gary Cooper lobte. Ich wusste, er wollte mir nicht schmeicheln. Er bewunderte mich, er fragte mich aus: Welchen Männerduft benutzte ich? Ließ ich mir die Haare machen? Wie ließ sich die Föhnwelle erklären, die mir neckisch auf die Stirn fiel? Ich gab ihm aufmunternde Ratschläge. Ich kann es euch verraten: Er sah leider nicht gut aus. Die Frauen, und damit meine ich nicht nur die Kellnerinnen, die im Poncho mit dem Fahrrad zur Arbeit radeln, die Frauen im Haus und in der Nachbarschaft mieden seine Nähe. Was konnte ich für meinen Freund, den Hausmeister, tun? Er roch nicht schlecht. Er ging zum Friseur und ließ sich die Haare pechschwarz färben. Jetzt sah er mit seinen hellblonden Augenbrauen, dem hellblonden Schnäuzer und dem schwarzen Haar sehr merkwürdig aus. Er konnte aber die Frauen nicht täuschen. Die Mädchen, die im Hinterhof seilhüpften, flohen vor ihm. Du hast vorhin von Madagaskarjasmin gesprochen. Ich spreche jetzt von Gänsefingerkraut, das an Wegrändern blüht. Der Hausmeister nahm es gegen seine Wadenkrämpfe. Ich hatte ihm das Kraut empfohlen. Überhaupt verfüge ich über ein breites Wissen über Heilkräuter. Wie auch immer, die Wadenkrämpfe hörten auf, der Hausmeister ließ sich als Dank die Augenbrauen und den Schnäuzer färben. Er hatte eine sehr helle Haut, er sah also weiterhin sehr merkwürdig aus. Er verriet mir aus Dankbarkeit ein Geheimnis: Man hatte den Plan gefasst, die Türken in den Türkenvierteln endgültig zu bezähmen. Dafür gab man dem Trinkwasser ein besonderes Gift bei. Ihr kennt vielleicht die kastrierten Hunde, die fast den ganzen Tag vor den Hausschwellen liegen und schlafen. Es sollte den Türken genauso ergehen. Der Hausmeister verriet mir dieses hochgeheime Staatsgeheimnis. Er hatte es von seinem besten Freund erfahren, der nun sein zweitbesten Freund geworden war, weil der Hausmeister mich auch zu seinem besten Freund gemacht hatte. Ab diesem Tag trank ich nicht mehr deutsches Wasser aus dem Hahn.“ Ich sagte: „Den Lügner sollen die Augenbrauen in Zöpfen über die Oberlider hängen!“ Die Heimkehrer in ihren tannengrünen Pullundern starrten mich an, es verging ein kurzer Augenblick, in dem wir nur Vogelgezwitscher und den raunenden Wirt im Kaffeehaus hörten. Ich rechnete mit einer vierten Geschichte, doch die Heimkehrer empfanden sich nur über die neueste Teuerung.

Sich mit der Seltsamkeit des Anderen befassen

Sie nannten mich Onkel, die Türken, die Deutschen, die Schlechten, die Guten, ich war der Onkel, der die Sache von der leichten Seite nahm, und auch, wenn mich manchmal die Angst plagte, dass mir die Brust aufspringt, auch an Tagen, an denen ich mit geknöpftem Hemd und schief aufgesetzter Mütze hinausging, ich ließ alle in dem Glauben, dass ich der gute Onkel war, der alles tat, worum man ihn bat, man hätte mich bitten können, ein herrenloses Kalb einzufangen, man hätte mich bitten können, den Sprung im Fensterrahmen zu kitten, man hätte sagen können: Mustafa, ich habe in meinen Kaffee Milch gegossen, allein mir fehlt die Kraft, mit dem Löffel zu rühren, kannst du das für mich tun, ich hätte diese und alle anderen Wünsche erfüllt, ich war der Onkel, der den rostigen Nagel in die Wand hämmerte, damit man das Bild des Großvaters aufhängte, ich war der Onkel, der in der Kneipe aufstand, zum Tisch der Stammgäste ging, um den Stammtischwimpel mit weißem Fransenbesatz und den Deckelhalter für runde Bierdeckel vom Tischrand in die Mitte zu rücken, ich war der gute Mann, der die Nüsse und Pistazien knackte, der die trockenen Schlammplacken mit einem stumpfen Messer aus den Rillen der Profilsohlen stach, der ohne Zuhilfenahme der Gebrauchsanweisungen an den Geräten hantierte, bis sie wieder funktionierten. Die Türken, die Deutschen, die Schlaun, die Dummen, sie bürgten für meine Zuverlässigkeit, mir war es einerlei, ob man mir die Güte vergalt, ich half, ich war es meinem Namen schuldig. Es klingelte, ich hakte nicht erst die Türkette ein, öffnete und schaute durch den Spalt, ich machte gleich auf. Es flog eine dicke Fliege im Zimmer herum, ich klagte nicht wie die anderen über das Geziefer und rief nicht gleich nach dem Kammerdiener, ich wedelte die Fliege durch das offene Fenster aus der Stube hinaus. Selten erstarrte ich vor Trauer. Das geschah einmal beim Anblick von Meeräschen, die auf einer großen Holztafel ausgelegt waren, man hatte ihnen die Kiemen hochgestülpt und die roten Kiemenblättchen entblößt. Es geschah ein anderes Mal, als ich einen leeren, umgeworfenen Regenschirmständer sah, im Eingang eines Wirtshauses, darunter lag eine bunte Strickmütze, ich dachte auf dem Heimweg darüber nach, erst war die Mütze vom Garderobenhaken gefallen, dann war der Ständer auf die Mütze gefallen, wieso aber wurde ich traurig. Die Strünke von Tomaten auf dem Hackbrett konnten mich traurig stimmen. Ich lernte, nicht zu lange in die Kerzenflamme zu schauen, der Docht wurde schlanker und schlanker, er brannte zur schmalen Rispe. Was half gegen die Schwermütigkeit? Arbeit. Deshalb war ich hergekommen.

Ich arbeitete auf Montage, und da geschah es, dass der große Schmelzofen herabfiel, ich konnte gerade noch den jugoslawischen Kollegen beiseitestoßen, sonst wäre er zermalmt worden, ich rutschte aus und fiel siebzehn Meter in die Tiefe, ich fiel auf Sand und nicht in den Kanal, in dem das flüssige, pochende Eisen brodelte, ich wäre elendig umgekommen, Gott hat mich geschützt. Mein Meister, mein Bruder und gut ein Dutzend Kollegen halfen mir, ich wurde zum Arzt gebracht, er hielt mir einen Spiegel vor, und als ich die Fratze sah, die mich, ohne zu blinzeln, anstarrte, bat ich um eine

Zigarette, ich gab den Spiegel aber nicht her, ich beobachtete, wie der fremde Mensch die Zigarette zum Schlitz führte, und wie Rauch aus diesem großen Schlitz und aus den zwei kleinen Nasenschlitzen herausquoll. Ich wurde zum Krankenhaus gebracht. Ich wurde von der Sohle bis zum Scheitel mit Mullbinde umwickelt, ich sah aus wie eine Mumie, ich war aber tatsächlich ein verbrannter Onkel, ich konnte zudem nichts sehen, doch der Arzt gab mir eine Spritze, und ich konnte wieder sehen, ich war ein Restmensch, ein Geschöpf mit wunder Haut, ich hörte eine Schwester leise zu einer anderen Schwester über mich sagen: „Der zieht keinen toten Hering vom Teller.“ Die verbrannten Brauen, Wimpern und Haare wuchsen mir nach, ich wurde wieder heilgemacht, doch ich kam fast um im Krankenhaus, das ich nicht verlassen durfte. Dann hielt ich es nicht mehr aus, ich wollte meine Kinder sehen, ich wollte meine Frau sehen, ich stahl mich heimlich davon, im Nachthemd, in der Nacht. Ich war ein dünnes Fähnchen, ich flatterte wie ein hergewehter Geist, ein Mann fuhr im Schrittempo neben mir her, ich blieb stehen, er hielt an, ich lief weiter, er fuhr weiter, ich hätte ihn am liebsten aus dem Wagen zerren wollen, mir schlug das Herz bis zum Hals, ich fühlte mich von ihm bedroht, ich fühlte mich von den wogenden, zischenden Schatten bedroht, ich weiß noch, wie eine grün schillernde Mistfliege auf meiner Hand landete und ich sie, statt sie wegzuwedeln, sehr neugierig anschaute, der neben mir herfahrende Kerl, die Fliege auf meiner Hand, Schatten, Schatten, Schatten, Schweiß auf meiner juckenden Haut, der Mann am Steuer spuckte plötzlich wie eine Eule einen Speiballen aus, er gab Gas und fuhr davon. Ich versteckte mich erst hinter einem Baum.

Hinter dem Baum hatte sich aber schon ein Mann versteckt, der einen Einkaufswagen mit Kram und Plunder beladen hatte, er riss bei meinem Anblick die Augen auf, ich stellte mich als der Onkel vor, der keiner Fliege etwas zuleide tat, ich wollte ihm die Fliege vorzeigen, doch sie war natürlich schon längst weggeflogen, ich sagte: „Niemals, niemals, niemals!“, und er sagte nur: „Was?“, ich sagte: „Die Fliege fliegt.“, und er sagte: „Die Biene summt.“ Wir schwiegen kurz, es war zwar keine kalte Nacht, doch ich fror im Nachthemd, komischerweise sprach er mich nicht darauf an, er sagte: „Zigaretten?“ Ich klopfte meine Brust und meine Seiten ab, das Hemd hatte keine Taschen, ich wusste es, er sah es, doch ich wollte ihm dadurch mitteilen, dass es mir leidtat, denn auch ich hätte gerne geraucht, ich dachte nur kurz über die Vorgänge nach, in die ich mich verstrickte, alles in allem war ich froh, denn ich war auf dem Wege der Genesung, ich hatte im Krankenhaus Männer mit blutenden Schleimhäuten kennengelernt, ich glich, wenn ich mir den Handspiegel vorhielt, dem Inneren einer gärenden Frucht, doch das würde vorübergehen, ich würde mich häuten und häuten, daran dachte ich, als mich der Obdachlose am Nachthemd zog. Er fragte mich nach Butterkekse, ich hatte keine Butterkekse, er fragte nach Kokosmakronen, ich hatte keine Kokosmakronen, er fragte allgemein nach süßem Gebäck, ich hatte kein süßes Gebäck, ich klopfte vor seinen Augen meine Taschen ab, ich hatte keine Taschen. Ich tröstete ihn auf die Zeit nach meiner Entlassung, ich war es ihm als Onkel schuldig, dass ich, wenn nicht seinen ganzen, so doch seinen halben Einkaufs-

wagen mit Kekspackungen füllte, ich sagte: „Bald Weihnachten!“ Er tippte sich an die Schläfe, bis Weihnachten hatten wir noch sieben Monate, er missverstand mich. Hätte ich an einer Nervenzerrüttung gelitten, hätte ich ihm gesagt: „Das alles ist zu viel für mich, ich will lieber morgen wieder der gute Onkel sein.“ Der Mann hatte verstanden, dass ich geflohen war, wahrscheinlich versuchte er herauszufinden, ob ich ihm schaden konnte oder nicht. Ich sah immer noch übel aus. Ich wollte mich nicht mehr hinter einem Baum verstecken und mein Nachthemd abklopfen, ich lief los, er folgte mir, er hatte eine gute Technik, er schob den Wagen, ohne dass sich die vier Rollen querstellten, er sprach vor sich hin, immer wieder drehte ich mich um und sagte: „Was ist los?“, und er sagte: „Nix, geh weiter.“ Ich wollte mich nicht mit seiner Seltsamkeit befassen, er wollte sich nicht mit meiner Seltsamkeit befassen. Es fiel ihm kein Stück aus dem Wagen. Mit dem Hemdsärmel wischte ich mir den Schweiß vom Gesicht, der Mann reichte mir ein verschmutztes Tuch, hätte ich das Tuch benutzt, hätte ich mir fünf Millionen Keime ins Gesicht gerieben, ich lehnte höflich ab, er schnäuzte sich in das Tuch. Wir trafen auf keinen Polizisten, es wäre nicht gut für uns ausgegangen. Die Vorgänge verwirrten mich, ich erhoffte mir keine erhebliche Verbesserung. Was erhoffte sich der Obdachlose? Ich konnte ihn zu Hause nicht willkommen heißen, ich wohnte mit Frau und Kindern auf engstem Raum, ich konnte ihm Kekse geben, hoffentlich hatte meine Frau Kekse gekauft. Meine Haut juckte, ich straffte die Lippen, ich drückte den Rücken durch, ich bekam plötzlich großen Appetit auf Brot und Joghurt, ich konnte mich nicht zurückhalten und rief laut aus: „Brot, Joghurt!“ Er schrie: „Brot, Joghurt!“ Wir waren keine Männer ohne Kraft, wir wollen nicht ohne Brot auskommen, wir liefen weiter in der Nacht.

Mörder der Schicklichkeit

Ein ehemaliger Insasse einer Irrenanstalt sagte mir: „Die Kopie der Kopie der Kopie ist nicht das Original.“ Darüber dachte ich nach, ich dachte nach beim Händewaschen, beim Binden der Schnürsenkel und auch beim Nachdenken über mein Denken, ich grübelte ohne jede Sentimentalität über die Worte eines Mannes, der sich vielleicht von seiner Geistesgestörtheit noch nicht erholt hatte. Ich war zerstreut. Ich stand an meiner Tür und versuchte, den Schlüssel ins Schloss zu stecken, er passte nicht, ich begann zu fluchen, und je länger ich mit dem Schlüssel am Schloss stocherte, desto wütender wurde ich. Da ging die Tür auf, und ich stand einem Mann gegenüber, der einen mächtigen Fleischklopfer in der Hand hielt. Man musste es mit seinen Augen sehen: Da versuchte sich ein südländisch aussehender Mensch Zugang in seine Wohnung zu verschaffen. Ich machte einen Schritt zurück, er trat über die Schwelle. Ich legte ihm meinen Schlüsselbund in die Hand, ich sagte: „Ich habe mich in der Tür geirrt.“ Das hatte er nicht erwartet. Ich hätte natürlich sagen können: „Sie müssen mich entschuldigen. Die hingeworfene Bemerkung eines geistig nicht ganz gesunden Mannes beschäftigt mich.“ Dann hätte er mich bestimmt mit einem

einzigem Schlag mit dem Fleischklopper niedergestreckt. Wir konnten das Missverständnis ausräumen. Ich wohnte ein Stockwerk höher, er erinnerte sich an mich, er schloss hurtig die Tür, auf seiner Seite wurde das Guckloch dunkel, er schaute durch den Spion. Ich hatte es nicht selten mit komplizierten Menschen zu tun. Die Welt war zu laut, und man kam schnell ins Gedränge. Ich war ein Städter, ich konnte das Leben in einer deutschen Stadt nicht nur ertragen, ich hatte keinerlei Anpassungsschwierigkeiten. Ich traf auf Männer, die glaubten, sie würden in ihrer Einsamkeit zu Staub zerfallen. Der Mann, den ich der Einfachheit halber als „der Insasse“ bezeichnen möchte, der Insasse also, musste manchmal ein abgefallenes Spinnenbein vom Blatt pusten. Das hatte er mir gegenüber behauptet, ich hielt es natürlich für eine Wahnidee, bis ich Zeuge der folgenden Szene wurde: Der Insasse schlug die Zeitung auf, dann ging ein Ruck durch seinen Kopf, durch seinen Hals, durch seinen Oberkörper, und da fiel, ich sah es ganz deutlich, etwas auf die linke Zeitungsseite, der Insasse blies die Backen rund und blies kräftig, und ich sah, dass etwas durch die Luft wirbelte, um dann auf seine Schuhspitze zu fallen, genau, es fiel auf die Spitze seines hellen Turnschuhs mit dicker Sohle, er beugte sich vor, ich beugte mich vor, und ich entdeckte, es war ein Spinnenbein, es war das abgefallene Bein einer Spinne. Unheimlich. Er erzählte, dass es ihm mindestens zwei Mal in der Woche widerfuhr: Ein Bein fiel ihm vom Haar wie ein dunkler, sichelförmiger Schuppen auf das Blatt, auf die Zeitungsseite, auf das Knie, auf die Schuhspitze, aber auch auf den Muskel zwischen Daumen und Zeigefinger. Auf den Insassen bin ich das erste Mal in der Stadtbücherei gestoßen, er saß mit dem gebeugten Kopf zwischen zwei nicht sehr hohen Bücherstapeln an einem Tisch, auf dem kein aufgeschlagenes Buch lag, er studierte die Tischplatte. Später sollte er auf meine Nachfrage behaupten, dass er nur vor sich hingestarrt hatte, das nannte er ‚eine Unterbrechung ohne Grund‘. Wir kamen erst bei der fünften Begegnung ins Gespräch, wir unterbrachen unsere Tätigkeiten ohne Grund, er sagte: „Ich fühle mich nutzlos auf der Straße. In der Irrenanstalt gab es so etwas wie einen geregelten Tagesablauf. Ich bin froh, dass ich den Abläufen entkommen bin. Wir werden sehen, wir werden sehen. Ich habe Sie im Verdacht, dass Sie ein Mörder der Schicklichkeit sind. Wir werden sehen.“ Der Umgang mit ihm ermüdete mich, bis ich mich nach einigen Wochen daran gewöhnte. Woran gewöhnte ich mich? An ihn: Sein Geruch stieg mir übel in die Nase. An seine harten oder rätselhaften Worte. Er sagte mir einmal im Vorbeigehen: „Mich hat man verschont. Mich hat man nicht ins Genick geschossen.“ Ich riss die Augen auf. Ich hatte meine Arbeit, ich hatte meine kleinen und großen Sorgen, ich war aber kein Mörder der Schönheit. Es war mir wichtig, dass man mir nicht hinter die Stirn schauen konnte. Es war die Zeit der Visionäre, der backenbärtigen Revolutionäre, die die Werktätigen agitierten. Sie versuchten, den türkischen Arbeiter davon zu überzeugen, dass er nicht von mit Knoblauchzehen gespickten Lammkeulen träumen sollte, jedenfalls nicht so oft, wie er es tat. Der Arbeiter sollte seinem nächsten Arbeiter den Appetit verderben. Ich war ein Städter, man musste mich nicht aufklären. Es gab Türken, die vergossen Tränen vor Rührung, wenn sie Tierfilme sahen. Dieselben Männer hatten aber keine Skrupel,

sich mit dem Messer in eine Schlägerei zu stürzen. Ich habe bis jetzt in meinem Leben nur einen Menschen getroffen, den eine reinrassige Verderbtheit umtrieb. Es klingt sehr seltsam, aber es trifft auf den Menschen zu. Er war nicht nur ein Schwein. Es heißt, im Jenseits werden die Sünder in Affen verwandelt. Dieser Mann war aber auch im Diesseits verdreht und verflucht. Eine üble Sorte. Wieso erwähne ich ihn? Eines Tages sah ich ihn am Tisch des Insassen sitzen und leise flüstern. Er flüsterte also nicht nur, er war leise beim Flüstern. Ich verordnete mir damals Gefühlskälte, um meine Unsicherheit zu übergehen. Als ich den Mann neben dem Insassen sah, wurde ich aber wütend, ich lief hin und forderte den Fremden auf, sich sofort zu entfernen. Seltsamerweise kam er meiner recht schroffen Aufforderung nach. Und dann bemerkte ich es: Eine Nadel steckte zur Hälfte im Unterarm des Insassen. Wir gingen nach draußen, ich kaufte ihm Brause, er liebte es, Brause zu trinken, wir liefen an Verwaltungsgebäuden vorbei, und ich bat ihn mehrmals, die Nadel aus dem Arm ziehen zu dürfen. Er lehnte ab. Er trank die Flasche leer. Er heulte dann laut auf, denn er hatte selber die Nadel rausgezogen. Warum? Warum war das geschehen? Warum tat ein Mann das einem anderen Mann an? Ich wusste, dass der Verderbte ihm die Nadel ins Fleisch getrieben hatte. Ich kaufte ihm eine zweite Flasche Brause, die er in einem einzigen langen Schluck austrank. Das war kein Bekannter von ihm, das war ein herz-böser Kerl, dem es nicht genügte, den Menschen den Hut vom Kopf zu schlagen. Der Insasse hatte kein Messer im Stiefel. Die Kopie der Kopie der Kopie ersetzte nicht das Original. Ich war für komplizierte Gedanken empfänglich. Die Stadt war für mich kein menschenfressendes Gebiet, im Gegenteil, in der Stadt lebte ich auf: Ich prüfte den Sitz meiner Ausgehjacke, dann brach ich auf, an Samstagen, an Sonntagen, an jedem freien Tag. Ein Türke wurde von Ängsten geplagt. Ich kannte ihn nur flüchtig, er lebte in einem Heim, zu dem man erst nach einem strammen zwanzigminütigen Fußmarsch gelangte, dieser Türke wurde schwankend in seiner Sache: Er wollte zurück. Es überkam ihn ein Grauen bei der Vorstellung, dass er seinen letzten Lebenstag in einer fremden Stadt verbringen sollte. Er war auf dem besten Wege, verrückter zu werden als der Insasse. Er zeigte mir seinen flaumig behaarten Hinterkopf und sagte: „Siehst du? Das ist ein eindeutiger Fall von kreisrundem Haarausfall! Bald werde ich morgens aufwachen, mich vom Bett erheben und feststellen, dass ein Stück meines Hinterkopfes auf dem Kissen liegt. Stell dir vor: Ein Stück Hirnschale, im Schlaf zersprungen, löst sich von deinem Kopf. Ist das nicht entsetzlich?“ Ich tat ihm den Gefallen und klopfte seinen Hinterkopf ab, so wie man eine Honigmelone abklopft, um zu prüfen, ob sie reif ist. Dieser Mann kehrte zurück. Es gab noch andere vorzeitige Rückkehrer. Was tat ich? Ich arbeitete. An freien Tagen lief ich los, es knirschte unter meinen Sohlen, und auch ich hatte sonderbare Gedanken, die ich für mich behielt. Ich war in diesen Stunden ein Mörder der Schicklichkeit, ich träumte nicht von einer tugendhaften Tat. Manchmal wurde ich von wildfremden Menschen angesprochen. Sie dachten wohl, wer derart forsch voranschreitet, wer derart sicher auftritt, wird auf meine Frage eine Antwort wissen. Einmal, als ich über Spinnweben

nachdachte, die durch die Luft flogen, beim Laufen, rief mir ein Deutscher eine Ermunterung zu, ich bedankte mich und blieb aber nicht stehen. Meine damalige Grundeinstellung kann ich in einem Satz wiedergeben: Ich muss es mit Seelenruhe angehen. Deshalb wurde ich nicht verrückt, auch wenn ich oft Umgang mit Sonderlingen hatte.

Kein Mann mit schlechter Natur

Liebe Großmutter,

ich wünsche mir deinen Segen, bitte bete für mich, denn wir wissen ja: Wenn Gott es will, lässt er einen Besenstiel ergrünen. Hast du es noch mit dem Kreuz? Ich hoffe, du musst nicht in aller Frühe aufstehen. Du wirst bei dem leisesten Kratzen wach. Aber was sage ich da. Du willst bestimmt wissen, wie es mir geht. Ich kann nicht klagen. Ich trage ein Hemd, dessen Kragen nicht durchgescheuert sind. Die Naht an den Kragenspitzen ist aufgeplatzt. Das macht aber nichts. Meine Festtagsschuhe glänzen an Wochenenden. Jetzt muss ich, weil noch wenig Platz ist, kleiner schreiben. Leih dir die Lupe des Nachbarn. Wo war ich? Richtig, bei meinem Wohlergehen. Ich wasche meine Strümpfe im Waschbecken. Ich habe keine großen Sorgen.

Liebe Großmutter,

die zweite Ansichtskarte muss ich vollschreiben, weil ich auf der ersten Karte keinen Platz mehr hatte, um meinen Abschiedsgruß hinzuschreiben. Wenn du diese Karte zuerst bekommst, leg sie sofort beiseite und warte auf die erste Karte. Man überblättert in einem Buch ja auch nicht die erste Seite. Das ist ein Mist, jetzt habe ich wieder fast die halbe Karte vollgeschrieben. Du willst bestimmt wissen, ob ich trunksüchtig geworden bin. Nein. Die deutschen Arbeiter kaufen einen Kasten Bier und tauschen den Kasten mit den leeren Flaschen gegen einen Kasten mit vollen Bierflaschen. Ich habe mal Bier getrunken, die Bitternis ist mir widerwärtig. Ich trank

Lieber Vater,

ich musste wegen Platzmangel abbrechen. Ich finde es ungerecht, dass Großmutter behauptet, dass ich ihr im betrunkenen Zustand Postkarten schreibe. Ich lerne in Deutschland neue Sitten kennen. Man mischt helles und dunkles Bier mit Zitronen- und Orangenlimonade, man spritzt Bier mit Mineralwasser. Wird mir dieses Wissen im Leben weiterhelfen? Das wird sich zeigen. Großmutter soll bitte nicht verbreiten, dass ich ein Säufer bin. Ich will nicht ins Gerede kommen. Es geht mir doch gut. Gerade eben sah ich kleinen Mädchen zu, die Kaugummi aufbliesen und mit der Blase schnalzten. Richtig, sie bringen die Blase nicht zum Platzen, sie saugen sie ein, und dann schnalzen sie. Ich will auch üben.

Lieber Onkel,

danke dir sehr, du sagst, ich bin ein Held, noch bin ich aber nichts, es geht weiter, die Tage vergehen, das ist nicht schlimm. Hast du dir die schlimmen Zähne ziehen lassen? Ich bin noch kein richtiger Bergmann, ich werde noch angelernt. Hier gibt es Hunde vieler Rassen, manche bellen, manche sind still, ich lief einmal mit einem halben Brot in der Hosentasche durch die Straßen, doch dann habe ich mich nicht getraut, ein Tier zu füttern, die Besitzerin hob streng die Augenbrauen, sie hat keine Augenbrauen, sie hat schwarze Bögen über den Augen gezeichnet, das kenne ich sonst nur von den Frauen in den Spielfilmen. Grüß mir alle, die sich einen Gruß von mir gefallen lassen.

Liebe Großmutter,

niemals würde ich dich beleidigen wollen. Natürlich bist du kein böses Weib, das tratscht. Ich bin aber auch kein Mann mit einer schlechten Natur. Ich saß gestern am Sonntag draußen auf einer Parkbank. Ich trug eine Sonnenbrille, ich kaufte sie einem Deutschen ab, meinem Meister. Da kam ein unbekannter Mensch daher und klopfte gegen ein Brillenglas. Dann ging er weg. Er sprach kein Wort. Er zog das Bein nach. Und als ich diese Begegnung vor den Türken auf der Arbeit erwähnte, sagten sie: Der ist vom Krieg übrig geblieben, der ist balabala, der denkt, es regnet jeden Augenblick Bomben, deshalb geht er rum und klopft, um zu warnen. Ich küsse deine Hände.

Liebe Mutter,

Gott besucht uns jeden Tag, das sind deine Worte, ich habe den Glauben nicht verloren als Bergmann, ich bin fleißig, ich mache dir keine Schande. Hoch lebe die Gemüsevielfalt in Deutschland! Das liegt an den Italienern, an den Spaniern und Griechen, und es liegt aber vielleicht auch an uns Türken. Doch Vorsicht bei Fleisch, da will man uns nicht betrügen, trotzdem fallen wir auf die Angebote rein, weil wir nicht richtig lesen, wenn wir richtig lesen würden, wären wir weiter. Es fehlt uns nicht an Gescheitheit, es fehlt uns an den wichtigen Worten. Schweine und Ferkel sind lustige Tiere, sie schauen wie Menschen, sie haben auch Wimpern. Ist das komisch, dass ich das schreibe.

Lieber Vater,

ich werde ab sofort gleich den ehrerbietenden Gruß an den Anfang setzen, statt an das Ende, weil mir oft der Platz dafür fehlt. Sag Großmutter, dass ich ihre Karte bekommen habe, die Adresse war für die Postbeamten ein Rätsel, das sie lösen mussten, denn die Adresse lautete: „An meinen Enkel Memet, der in Moers lebt, in einer Türkenstraße, im Haus voller Türken, gegenüber einem Haus, in dem ein früherer Friseur lebt, der die Tochter eines anderen Friseurs geheiratet hat.“ Hoch lebe die Gescheitheit der deutschen Post. Vater, ich lasse mich mit zwielichtigen Männern nicht ein, die mit gezinkten Karten oder Würfeln spielen. Jetzt wird es unten wieder eng.

Liebe Mutter,

ja, ich sollte schon öfter schreiben, doch die Zeit tötet meinen Kopf, und ich schlafe ein. Du weißt von Großmutter, dass ich von einem Verrückten heimgesucht worden bin, der kam wieder, ich saß wieder auf der Parkbank, diesmal versuchte er, mir die Sonnenbrille aus dem Gesicht zu greifen, das ließ ich mir nicht gefallen, wir rangen miteinander, es artete zu einem richtigen Ringkampf aus, ich glaube, ich habe mich nicht getäuscht, es gab Anfeuerungsrufe von Schaulustigen, man hätte wie auf dem Jahrmarkt Geld verlangen können, es gab aber keinen Sieger, denn der Verrückte sprang auf und lief davon. Lange noch saß ich auf der Bank und schaute auf den Springbrunnen.

Lieber Onkel,

deine Bedarfsliste ist wirklich lang, das sind einundzwanzig Wünsche, die du äüßerst, ich habe noch kein wirkliches Gehalt, es ist also schon zu viel verlangt, dass ich dir auch nur einen einzigen Wunsch erfülle. Brauchst du wirklich einen Rasierapparat? Kannst du dich nicht dieses und nächstes Jahr nass rasieren, sodass ich dir vielleicht, ohne es zu versprechen, übernächstes Jahr einen Rasierapparat schenken kann. Was ist aber mit den restlichen zwanzig Wünschen? Wird es nicht heißen: Er ging ins Ausland und vergaß uns, er verkam. Ich weiß nicht, ob es hier Muschelarmbänder gibt, ich will mich umsehen, vielleicht finde ich ein Lederarmband mit Silberplättchen, Silber geht nicht so schnell kaputt wie Muscheln.

Weitere Aufsätze

VEIT VELTZKE

Rees am Rhein: Hanseverbindungen und Stadtprofil

1 Vorbemerkung

Den ersten Anstoß für die Anfertigung dieser Arbeit gab die Bitte der Stadt Rees an den Autor, zu überprüfen, ob Verbindungen von Rees zur Hanse nachweisbar seien. Daraus entstand dann die erste Fassung dieser Arbeit, die diesen Nachweis erbrachte und nach ihrer Vorlage beim Stadtarchiv Lübeck 2024 zur Aufnahme der Stadt Rees in den heutigen Städtebund „Die Hanse“ auf dem Hansetag in Danzig/Gdańsk führte.¹

Auch wenn dieser Aufsatz damals auch schon – gewissermaßen als Hintergrundfolie für die Reeser Hanseaktivitäten – auf das Reeser Siedlungs- und Stadtprofil einging, so ist dieser Teil inzwischen für die vorliegende Fassung für die Zeitschrift „Rhein-Maas. Geschichte, Sprache und Kultur“ deutlich angereichert worden.

Dieser Aufsatz versteht sich als Beitrag zur Geschichte einer in ihrer historischen Bedeutung für den Unteren Niederrhein in Mittelalter und Früher Neuzeit häufig unterschätzten Stadt. Dies zu ändern und als Türöffner für weitere Forschungen zu dienen, ist ein ausgesprochenes Anliegen dieser Arbeit.

1.1 Einleitung: Die Stadt Rees im Wandel des Hansegefüges

Die Mitgliedschaft der Stadt Rees als eine der wirtschaftlich führenden Beistädte in der klevischen Städtehanse Wesels im 16. Jahrhundert ist – wie in Kapitel 3 ausgeführt – in den historischen Quellen eindeutig belegt. Die Stadt führte damit ihre lange Handelstradition fort, die auf die hier gelegene wohl früheste bedeutendste

¹ Diese Erstfassung des Aufsatzes trug den Titel *Rees und seine Hanseverbindungen*. Die Aufnahme erfolgte am 15. Juni 2024, vgl. „Willkommen in der Hanse“, Niederrhein Nachrichten, 21. Juni 2024; „Hansestadt Rees“, www.hanse.org.

Kaufmannssiedlung am Unteren Niederrhein nördlich von Duisburg um die Mitte des 11. Jahrhunderts zurückgeht.²

Angesichts der führenden Stellung von Rees am Unteren Niederrhein schon im Hochmittelalter (s. Kapitel 4) verwundert es jedoch nicht, auch starke Indizien für deutlich ältere Hansebeziehungen zu entdecken. Allein schon angesichts des grundlegenden Interesses der Kölner Erzbischöfe, ihren nördlichsten Stützpunkt am Niederrhein gegenüber den konkurrierenden Territorien Kleve und Geldern wirtschaftlich auszubauen, ist dies naheliegend.

Für eine frühe Einbindung der Stadt Rees in das Handelsnetz der Hanse spricht etwa die Auswanderung von Angehörigen des Reeser Ministerialen- und Schöffen-geschlechts von Reesen im 13. und 14. Jahrhundert in den Nordostseeraum und der Aufstieg dieses Familienzweiges zu einer bedeutenden hansischen Fernhändler-dynastie, die den Ost-West-Handel im großen Stil betrieb. Dieser Sprung in den Ost-seeraum dürfte auf bereits bestehende Handelskontakte der Stadt Rees zurückgehen (s. Kapitel 5).

Einer der Altmeister der Hanseforschung, Emil Dösseler, hielt in seinem Grundlagenwerk über die niederrheinische Auswanderung in die Ostseestädte und den niederrheinischen Ostseehandel vom 14. bis zum 16. Jahrhundert für das ausgehende Mittelalter zur Hansezugehörigkeit klevischer Städte fest: „Von den klevischen Städten lassen sich als Hansestädte nachweisen: Duisburg, Wesel und Emmerich ab 1407, hiervon erstrebte Duisburg schon ab 1392 die Mitgliedschaft. Für Rees und Grieth kann man die Zugehörigkeit zur Hanse seit dem Ende des 15. Jahrhunderts vermuten.“ Davon abgesehen wird von Dösseler das 16. Jahrhundert „als eine Zeit des Niedergangs der Hanse“ bezeichnet, in der im Klevischen die Hansezugehörigkeit „auf fast alle Städte und Dörfer“ ausgedehnt worden sei. Im 15. Jahrhundert allerdings, so Dösseler weiter, „als man es mit der Zugehörigkeit zur Hanse noch ziemlich genau nahm, können nur Kauffleute aus Wesel, Duisburg, Kleve und Rees im Ost-seehandel festgestellt werden. Häufiger werden diese Orte, besonders Wesel, ferner auch Duisburg, Kalkar, Emmerich und Xanten erst im 16. Jahrhundert genannt.“³

Dösselers auf das 15. Jahrhundert bezogener wertender Zusatz: „als man es mit der Zugehörigkeit zur Hanse noch ziemlich genau nahm“ impliziert für Rees als eine der genannten klevischen Städte die hohe Wahrscheinlichkeit einer Hansezugehörigkeit. Die beiden Quellen aus dem 15. Jahrhundert, die Dösseler im Fall von Rees erwähnt, beziehen sich auf einen Rechtsstreit zwischen Rees und Reval (heute: Tallinn) im Jahr 1486, als ein Ausfuhrverbot in Reval aufgrund einer allgemeinen Notlage galt und zur Beschlagnahme von 19 Tonnen Roggenmehl führte, die der Reeser Bürger Arnt Schijlt über Reval wahrscheinlich an den Niederrhein oder in die Niederlande

² *750 Jahre Stadt Rees*, S. 6; Kastner, *Rees-Geschichte der Stadt im Überblick*, S. 65.

³ Dösseler, *Der Niederrhein und der deutsche Ostseeraum zur Hansezeit*, S. 15.

ausführen wollte.⁴ Ohne seine Anerkennung als privilegiertenberechtigter Hansekaufmann wäre dies wohl kaum möglich gewesen.

Doch welche Städte waren allgemein als Hansestadt anerkannt? – Die Frage ist alles andere als einfach zu beantworten. So gab es – wenigstens bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts – keine offizielle Mitgliederliste der Hanse, um kollektiven Schadensersatzansprüchen bei Streitigkeiten keinen Vorschub zu leisten. Auch tat das Verbot von Städtebünden in der Goldenen Bulle Kaiser Karls IV. 1356 ein Übriges, auf definitive Mitgliederlisten zu verzichten.⁵ Trotzdem finden sich in den Hanseakten Verzeichnisse von Hansestädten, die allerdings auf bestimmte Zwecke hin erstellt wurden und stark voneinander abweichen. Auch sollte es im Laufe der Jahrhunderte zu Verengungen und Erweiterungen des Hansebegriffs kommen.

Es lassen sich jedoch zwei grundlegende Definitionen unterscheiden: Als Hansestadt galten so erstens Städte, deren Kaufleute (häufig informell) an den ausländischen Kontoren und Niederlassungen der Hanse zugelassen waren und an den Hanseprivilegien teilhatten. Letzteres dürfte bei Arnt Schijlt aus Rees der Fall gewesen sein.

Die Nutzung der Vorrechte der Hansekontore und -niederlassungen im Ausland war für die Kaufleute seit dem Lübecker Hansestag von 1366 an das Bürgerrecht in einer Mitgliedsstadt gebunden und wurde 1434 auf den Status eines hier geborenen Bürgers eingegrenzt. Das ursprüngliche Verständnis des Hansestatus wurde vom einzelnen Kaufmann aus gedacht, der an den Kontoren und Niederlassungen handelte,⁶ während sich im späteren Verlauf das Gewicht der Städte immer mehr in den Vordergrund schob. Diese Entwicklung ist auch am Sprachgebrauch ablesbar. Spricht man Mitte des 14. Jahrhunderts noch von „Städten von der deutschen Hanse“ – wobei Hanse sich hier auf die Gemeinschaften der Kaufleute bezieht – etabliert sich seit 1400 der Begriff der „Hansestadt“.⁷

Zweitens wurde die Hansezugehörigkeit Städten zugesprochen, die aktiv an den allgemeinen Hanseaktivitäten teilnahmen und dafür auch ihren Teil der Lasten trugen, was in der Praxis bedeutete, dass man an den gemeinschaftlichen Steuerungsprozessen der Hanse beteiligt war, also (direkt oder indirekt) zu den Lübecker Hansestagen eingeladen wurde.

Drittens kam es seit dem 15. Jahrhundert zu einer Stärkung regionaler Strukturen innerhalb der Hanse, die schließlich zu einer breiten Hansepartizipation führten. Hier spielten neben den Machtinteressen regionaler „Vororte“ und Finanzierungsfragen auch Aspekte der städtischen Selbstbehauptung gegen Übergriffe des frühneuzeitlichen Fürstenstaates eine Rolle.

In der sogenannten Städtehanse mit dem allgemeinen Hansestag als leitendes Organ (seit 1356) machte sich bald eine starke Tendenz zur Zentralisierung bemerkbar. Die Stadt Lübeck, die auf dem Hansestag von 1418 mit den Aufgaben eines ständigen

⁴ Siehe Dösseler, S. 28; *Hansisches Urkundenbuch* 11, 1916, Urkunden 36, 66.

⁵ Puhle, *Organisationsmerkmale der Hanse*, S. 196 f.; Dollinger, *Die Hanse*, S. 107–109.

⁶ Vgl. Selzer, *Die mittelalterliche Hanse*, S. 104 f.

⁷ Salomon, *Die Beziehungen zwischen Köln und Westfalen*, S. 284 f.

Sekretärs der Hanse betraut worden war, strebte jetzt, allein schon aus pragmatischen Gründen, eine Verengung des Hansebegriffs an.⁸ Auf der anderen Seite sah man sich seit Mitte des Jahrhunderts mit der zeittypischen Herausbildung von frühmodernen Fürstenstaaten konfrontiert, die danach strebten, die Spielräume ihrer Städte zu beschneiden.⁹ Dies zwang zu einem engeren Zusammenschluss untereinander und zu einer, freilich kanalisierten, Öffnung, um die Ressourcen zu vergrößern und die Lasten in dieser Konfliktsituation auf möglichst viele Schultern zu verteilen.

So versuchte Lübeck schon 1418 auf dem Hansetag der Hanse den Charakter eines Städtebundes, einer „Tohopesate“ (Zuhaufsetzung/Zusammenschluss), zur Abwehr von Gegnern zu geben. Auch wenn Lübecks Entwurf hierzu, wie auch später, nicht ratifiziert wurde, so gingen doch von diesem Anstoß für eine Kräftigung der regionalen Verbindungen innerhalb der Hanse aus.

Das Problem der Austarierung von zentraler Steuerung und breiter Verankerung wird die spätere Geschichte der Hanse auch weiterhin begleiten und schließlich im 16. Jahrhundert zur Lösung einer breit angelegten Hansepartizipation führen. In diese Prozesse der Regionalisierung innerhalb der Hanse im 15. und 16. Jahrhundert war die Stadt Rees bevorzugt eingebunden (s. Kapitel 2 und 3). Mit der Umwandlung der Hanse in einen tatsächlichen Städtebund („confoederatio“) 1557 fanden nun auch die um Wesel und andere „Vororte“ gruppierten Beistädte und Ortschaften der einzelnen Städtehanse die allgemeine hansische Anerkennung (1557/60) (s. Kapitel 3).

2 Rees im Hanse-Netzwerk von Geldern, Overijssel und Kleve im 15. Jahrhundert

Einer der bedeutendsten älteren Hansehistoriker, Walther Stein, ordnete die Stadt Rees im Hinblick auf ihre Hansezugehörigkeit folgendermaßen ein: Rees werde „auch in Handelsstreitigkeiten Kölns mit geldrischen und overijsselschen und klevischen Städten während der 60er-Jahre des 15. Jahrhunderts erwähnt; bei den darüber gepflogenen Beratungen der Städte jener drei Territorien, an denen auch Rees teilnahm, werden diese Städte mitunter als Hansestädte bezeichnet. Doch liegt ein sicheres Zeugnis dafür, dass man Rees zur Hanse rechnete, nicht vor; in der Liste der kleinen Hansestädte von 1494 fehlt Rees.“¹⁰

Auch wenn dem abgewogenen Urteil Walther Steins für die Zeit vor 1500 zuzustimmen ist, so deuten doch, wie oben ausgeführt, zumindest stärkere Indizien auf eine ältere Reeser Hansezugehörigkeit.

⁸ Jahnke, „Hansisch“ oder „nicht-hansisch“, S. 9.

⁹ Seier, *Die Hanse auf dem Weg zum Städtebund*, S. 94.

¹⁰ Dieses Zitat verdankt der Autor dem freundlichen Hinweis von Dr. Dominik Kuhn (Stadtarchiv Lübeck), wie auch den Hinweis zu einigen die Stadt Rees berücksichtigenden Quellen des Hansischen Urkundenbuches; Stein, *Die Hansestädte*, S. 528.

Die Liste der 66 Hansestädte von 1494¹¹ war verbunden mit dem Entwurf einer Tohopesate und vor dem Hintergrund der sogenannten Braunschweiger Fehde, die der Landesherr hier gegen „seine“ Hansestadt führte, entstanden. Alle 66 Hansestädte sollten im Fall von fürstlichen Übergriffen einander beistehen und ihre Bürger in diesen Fällen den Gehorsam gegenüber den Territorialherren verweigern. Diese Städteliste wurde allerdings schon damals nicht als vollständig betrachtet und noch im gleichen Jahr von Köln im Auftrag seines Drittels mit Ergänzungen zu meist westfälischen kleinen Hansestädten (auch mit Ergänzung des bisher fehlenden Emmerich) versehen, die dann bis zum Lübecker Hansestag 1507 teilweise in die Auflistung aufgenommen wurden.¹²

Im Übrigen wurden weder die Tohopesate noch die Städteliste mit den Taxen je ratifiziert.¹³ Allerdings fasste man diese Liste auf den Hansetagen nun zunehmend als eine Art faktischer Mitgliederliste auf, die fortgeschrieben wurde¹⁴ und die auch in politischen Zusammenhängen zu verwenden war.

Steins Hinweis auf die Verwendung des Begriffs „Hansestadt“ für Rees im Kontext einer Interessengemeinschaft klevischer und ostniederländischer Hansestädte bereits im 15. Jahrhundert lädt dazu ein, die Frage der Hansezugehörigkeit nicht nur aus der Zentralperspektive, sondern auch aus einem regionalen Blickwinkel zu betrachten.

In der Spätphase der Hanse lässt sich eine Stärkung der auf sogenannte Hansedrittel (bzw. -viertel) zentrierten regionalen Binnenstruktur feststellen, die nicht nur für das Kölner Drittel galt, sich hier aber wohl am weitesten ausgebildet hatte.¹⁵ Hier im Westen hatte Deventer den Anfang gemacht, das an der Spitze der Städte in Overijssel stand und dessen Einzugsbereich als „Stadt der Jahrmärkte“ von Flandern bis Thüringen, von Groningen bis Mainz und Frankfurt reichte. Deventer berief so die Städte von Overijssel, später auch des Gelderlandes, zu gelegentlichen Tagungen ein. Erst im Vorfeld des Hansestages von 1447 und im Widerstand gegen den von Lübeck beabsichtigten Stapelzwang für flandrische, brabantische und niederländische Tuche am Brügger Hansekontor erwuchsen hieraus regelmäßige Treffen der Hansestädte in Overijssel, Geldern und Kleve zur Wahrnehmung ihrer gemeinsamen Handelsinteressen. Danach traten auch westfälische Städte hinzu, sodass Deventer nun die Führungsrolle im entstehenden süderseeisch-westfälischen Hanseviertel einnahm, später aber im „Kölner Drittel“ diese Stellung an die rheinische Metropole verlor.¹⁶

¹¹ Seier, S. 98, 107, 129.

¹² Hollweg, *Wesel als Hansestadt*, S. 71 f., Seier, S. 116 f.

¹³ Dollinger, S. 122, Seier, S. 98.

¹⁴ So auf dem Lübecker Hansestag 1518: 72 Hansestädte, Seier, S. 100. Weiteres zur Verwendungsgeschichte der „72“ Hansestädte bei Dollinger, S. 110.

¹⁵ Hollweg, S. 72 f.

¹⁶ Bereits bei der Drittelbildung am Hansekontor in Brügge 1347 tauchte neben dem wendisch-sächsischen Drittel (unter Lübeck) und dem gotländisch-livländischen (unter Visby oder Riga) ein westfälisch-preußisches Drittel (unter Dortmund) auf, zu dem auch die süderseeischen und niederrheinischen Hansestädte zählten. Die Drittelung am Brügger Kontor bildete die Grundlage für die Zuordnung der Hansestädte in Lübeck seit Beginn des 15. Jahrhunderts. Bei der Einteilung in Viertel auf dem Hansestag

Die Lübecker Hansetage implantierten dann die Einteilung in Drittel/Viertel unter verschiedenen Umformungen in die Gesamtorganisation. Hier spielte der Gedanke durchaus eine entscheidende Rolle, über die Regionalisierung als neu eingeführtes Organisationselement eine Festigung der Hanse gegen fürstliche und adlige Aggressionen zu erreichen.¹⁷

Die von Walther Stein erwähnten „Handelsstreitigkeiten“ niederländischer und klevischer Städte betrafen Konflikte mit dem mächtigen Drittel-„Vorort“ Köln. In den sich über Jahrhunderte hinziehenden Konflikten um den Kölner Umschlag- und Stapelplatz für sämtliche den Rhein passierende Waren stellte der Streit um die Erhöhung des Tonnengeldes, insbesondere für Heringe 1463, einen der Höhepunkte dar. Die strategische Zielsetzung Kölns bei dieser Erhöhung lag darin, auswärtige Kaufleute zu veranlassen, ihre Waren an Kölner Händler zu übergeben, die dann den Handel in den oberen Rheingebieten übernahmen.

Die Opposition der Städte Nimwegen, Wesel, Zutphen, Arnheim, Deventer, Kampen, Zwolle, Emmerich und Rees dagegen traf sich in Nimwegen im August 1463, beschwerte sich beim mächtigen Köln und rief dort mit dieser Aktion schärfsten Protest hervor, der die overijsselschen Städte zum Ausscheren veranlasste und es den Städten aus Geldern und Kleve ratsamer erscheinen ließ, einen versöhnlicheren Ton anzuschlagen. Nachdem Köln weder hierdurch noch durch das Eintreten der Herzöge von Geldern und Kleve für ihre Städte zur Rücknahme seiner Forderungen zu bewegen war, gaben auch die klevischen Städte auf, während die geldrischen Bundesgenossen sich noch Jahre danach hartnäckig gegen Köln wehrten.¹⁸

Beim niederländischen Allianzpartner wurde davon gesprochen, so etwa in den Stadtrechnungen von Zutphen 1463, dass die „*Hensestede van den lande van Cleve ende van den Lande van Gelre*“, darunter auch Rees, sich in Nimwegen beraten hätten.¹⁹ Die Bezeichnung als Hansestadt war ein wichtiges Bindeglied in der Solidarität der bedeutenderen, wirtschaftlich eng verflochtenen Städte in Geldern, Overijssel und Kleve über die unterschiedlichen territorialen Grenzen und Landesherrschaften hinweg, auch wenn das nicht immer die Lübecker Auffassung widerspiegeln mochte.

1447 werden als „Vororte“ des süderseeisch-westfälischen Viertels Deventer, Nimwegen, Münster, Wesel und Paderborn genannt. Auf dem Hansetag 1450, der die Einteilung in Hansedritteln festlegte, gelang es Köln, anstelle der durch Fehden geschwächten westfälischen Hauptorte Dortmund und Soest und unter Ablösung der preußischen Städte, die Führung im „westfälischen“ Drittel zu übernehmen. Der Hansetag von 1494 modifizierte wiederum diese Drittelung unter Beibehaltung des westfälischen Drittels (unter Köln) mit der Einführung eines eigenen sächsischen Drittels (unter Braunschweig) neben dem lübischen Drittel ohne Erwähnung der preußischen und livländischen Städte. Mitte des 16. Jahrhunderts trat dann mit Etablierung eines preußisch-livländischen Viertels (unter Danzig) eine neue Einteilung in Viertel („Quartiere“) in Kraft, Dollinger, S. 122, 157, Raddatz, „zu Allen theilen Inß mittel gelegen.“, S. 33 f., vgl. Salomon, S. 286.

¹⁷ Hollweg, S. 27 ff.; Raddatz 1991, S. 33.

¹⁸ Hollweg, S. 36 ff.; *Hansisches Urkundenbuch*, IX., 1903, Urkunden 13, 21, 22.

¹⁹ *Hansisches Urkundenbuch*, IX., S. 17, Nr. 34, Anm. 1.

So scheint es auch kein Zufall zu sein, dass gerade ein Nimwegener Stadtsekretär (Henrick Poeyn) die Abschrift einer Liste der Städte von der deutschen Hanse zur Zeit des Lübecker Hansetages im Mai 1540 anfertigte, die neben anderen klevischen Städten auch Rees miteinschloss (s. Kapitel 3).

Die Regionalisierung im Gesamtaufbau der Hanse wird schließlich mit der Organisation von breit angelegten Regionalhansen, darunter der besonders ausgedehnten klevischen Städtehanse unter der mittelgroßen Hansestadt Wesel²⁰ (ab 1540), eine neue Ausbaustufe erreichen: auch mit einem starken Einbezug größerer Beistädte wie Rees in hansische Entscheidungsprozesse, wie im nachfolgenden Kapitel ausgeführt.

3 Rees in der von Wesel geführten klevischen Städtehanse

3.1 Die Vorgeschichte: Rees als Stadt „van der duytschen Anzen“

Schon vor Begründung einer klevischen Städtehanse im September 1540 stand Wesel mit klevischen Städten in Kommunikation über hansische Angelegenheiten. Der Kölner Drittelstag²¹ am 1. Oktober 1539, an dem Wesel allerdings nicht teilnahm, machte den Vorschlag, wohl auf Kölns Initiative hin, dass die geldrischen Städte unter Leitung Nimwegens, die overijsselschen unter Leitung Deventers, die klevischen unter Leitung Duisburgs und die märkischen unter Leitung Dortmunds jeweils die Städte ihrer Region bestimmen sollten, die – von den anderen bevollmächtigt und auf gemeinsame Kosten – an den zentralen Hansetagen teilnehmen sollten. Das Interesse Kölns und der ihm zu dieser Zeit untergeordneten sieben „Vororte“ seines Drittels:²² Nimwegen (für das Herzogtum Geldern/Grafschaft Zutphen), Deventer (Overijssel, Friesland), Wesel (Herzogtum Kleve), Dortmund, Soest, Münster, Osnabrück (für Westfalen) an einer Hinzunahme kleinerer Städte lag darin, das Gewicht der „Vororte“ in der Gesamthanse zu stärken und eigene Hansekosten umzuverteilen.

Aber neben diesen Gesichtspunkten spielte durchaus auch ein freiheitlicher Ansatz eine Rolle. So wurde im Abschied des Kölner Dritteltages von 1539 Folgendes festgehalten: Nachdem etliche Städte des Kölner Drittels unter etlichen Fürsten eine Zeit lang bedrückt gewesen und deshalb nicht an den Lübecker Tagfahrten teilgenommen

²⁰ Die auf den Lübecker Hansetagen veranschlagten Taxen für Wesel zwischen 1494 und 1591 werden so deutlich von Köln, Kampen und Deventer übertroffen. Raddatz 1991, S. 37.

²¹ 1458 lud Köln zum ersten seiner Dritteltage (bis 1603: 44) ein, die bis 1500 13-mal einberufen wurden und bis dahin fast immer in Wesel stattfanden. Ausschlaggebend hierfür waren dessen geografische Mittelposition im Drittel, seine wirtschaftliche Kraft und Stellung als eine der fünf Drittel-„Hauptstädte“, wie auch seine traditionellen Beziehungen zu den niederländischen Städten. Weitere niederländische Hansestädte im Kölner Drittel waren Groningen, Stavoren, Kampen, Harderwijk, Elburg, Zwolle, Zutphen, Arnheim, Roermond, Raddatz 1991, S. 33, 45, Dollinger, S. 157.

²² 1450 legte der Hansestag noch fünf „Hauptstädte“ für das Kölner Drittel fest: Deventer, Nimwegen, Wesel, Münster und Paderborn, Raddatz 1991, S. 33 f., S. 35: Organogramm. *Inventare Hansischer Archive des sechzehnten Jahrhunderts*, S. 318 ff.

hätten, sollen diese wieder in den vorigen Stand und die entsprechende Freiheit gebracht werden. Auch wenn man die Gehorsamspflicht gegenüber den Fürsten bedenkt, wird doch die Frage aufgeworfen, wie man dem begegnen könne, dass die Städte „von fürstlicher Seite über altes Herkommen und Recht hinaus mit höheren Zöllen, ungewöhnlichem Ungeld und Accise beschwert“ werden?²³ Die Erweiterung der städtischen Partizipation an den Hansetagen durch die Bestimmung von Delegierten zielte so auch auf die Stärkung der Städte gegenüber fürstlicher Gewalt ab.

Jetzt griff Wesel, das seit dem Beschluss des Lübecker Hansetages im Mai 1447 als „Vorort“ der klevischen Städte etabliert war, den Vorschlag des Dritteltages nach einer Versammlung klevischer Städte auf und nahm statt des vorgesehenen Ortes Duisburg das Heft selbst in die Hand. Die Stadt an Rhein und Lippe führte nun Verhandlungen mit den klevischen Städten, die hansische Privilegien nutzten, um dadurch die eigenen Hansekosten zu reduzieren²⁴ und der Weseler Stimme auf den Hansetagen durch die Gemeinschaft mit anderen Städten mehr Gewicht zu geben.

Im Vorfeld des kommenden Lübecker Hansetages trafen sich so Vertreter der vier klevischen Städte Wesel, Duisburg, Emmerich und Rees am 10. März 1540 zu einem Tag in Wesel, um den letzten Kölner Dritteltag zu besprechen. Hier gelangten sie zu dem Schluss, dass sie dem Kontor in Brügge keine Gelder zu geben verpflichtet seien, es sei denn, sie würden dort wie von alters her für „fry“ gehalten. Für diese Hansefreiheit sollten auch ihre für den Lübecker Hansestag bestimmten Ratssendeboten eintreten. Werde diese Freiheit zugestanden, dann wollen sie mit dem dazugehörenden Schoss (Abgabe) und anderen Hilfen sich verhalten, wie es sich gebühre, und dies als endgültige Antwort auf dem Lübecker Hansestag mitteilen. Hier ging es offenbar um Lübecker Bestrebungen, den Schoss für Brügge auch auf Gebiete östlich der Maas auszuweiten, während er bisher nur für den Raum westlich der Maas angefallen war. Diese Beschlüsse übermittelte Wesel am 15. April 1540 im Auftrag der vier Städte nach Nimwegen, die es nahelegten, diese auch anderen „*verwanten der anse*“ zu offenbaren.²⁵ Dies lässt den Schluss zu, dass Rees in der Vergangenheit die Hansefreiheiten am Kontor in Brügge hatte nutzen können und von den anderen drei Städten als hansisch anerkannt war. Auch wird deutlich, dass die klevischen und geldrischen Städte sich hier als Alliierte verstanden.

Über weitere Ergebnisse dieses Vier-Städte-Tages gibt ein Schreiben der Stadt Rees an die Stadt Wesel vom 3. Mai 1540 Auskunft.²⁶ Anfangs bezieht sich Rees auf den für den 23. Mai 1540 anberaumten Hansestag, zu dem Lübeck eingeladen habe, um

²³ *Inventare Hansischer Archive des sechzehnten Jahrhunderts*, S. 318 ff.

²⁴ Hollweg, S. 95 f., Prieur, *Die Hansestadt Wesel und ihre klevischen Beistädte*, S. 50.

²⁵ Der Tag der Städte Wesel, Duisburg, Emmerich und Rees zu Wesel an die Stadt Nimwegen, 15. April 1540, Unter Wesels Sekret ad causas, (15) 40. Apr. 15, StA Nimwegen, Bunde I X (Rec. 1557), in: *Niederländische Akten und Urkunden*, S. 365.

²⁶ Stadtarchiv Wesel: StAW A1, 103/104, I. 6a, 3. Mai 1540, kurz als Vollmachtsübertragung aufgeführt in: Raddatz, *Hanseatica des Stadtarchivs Wesel 1237–1669*.

dort über Hansebelange zu beratschlagen, und fährt fort: „*wie wy verschrieven (eingeladen) und och minnelick verstande*“.²⁷ Deshalb habe die Stadt Wesel die Stadt Rees und übrige Städte „*von deß Furstendombs Cleve, in der Hanse gehoerich*“ und berechtigt („gerechtigt“), dort zu einer Versammlung eingeladen: Dem seien sie alle nachgekommen und hätten dort den Bürgermeister und den Rentmeister Wesels bevollmächtigt, auf dem Lübecker Hansetag zu erscheinen. Weiter betonten Bürgermeister, Schöffen und Rat der Stadt Rees im Namen der klevischen Städte, all das, was Wesel in ihrem Namen tun und verhandeln würde, „*sunder arglist*“, also willig, anzunehmen. Auch hier taucht Rees also wieder als hansezugehörig auf.

Die Einladung, von der das Reeser Schreiben im Zusammenhang mit dem kommenden Lübecker Hansetag zeugt, dürfte am ehesten auf eine Benachrichtigung durch Wesel über die Beschlüsse des Kölner Drittelstages zurückgehen, der festgestellt hatte, dass jedwede Hansestadt verpflichtet sei, auf der Lübecker Tagfahrt zu erscheinen und dort nach Wegen zu trachten, die löbliche Hanse in „*werden und gutem wesen*“ zu erhalten und gleichzeitig schon bestimmt hatte, dass Städte, die dort nicht teilnehmen würden, verpflichtet seien, „*ihre gewalt von sich zu geven*“ und die Beschlüsse dieser Tagfahrten mitzutragen.²⁸

Zuvor waren, ebenfalls dem Vorschlag des Drittelstages folgend, in Nimwegen bereits geldrische Städte und Ortschaften am 27. Oktober 1539 zusammengetreten, um Absprachen für den kommenden Hansetag in Lübeck zu treffen. Auf dieser Versammlung waren die Städte „mit den kleineren dazu gehörigen Plätzen“ vertreten. Hier bestimmte man die Bürgermeister aus Nimwegen und Zutphen sowie den Nimwegener Stadtsekretär Henrick Poeyn als Delegierte für den Hansetag und einigte sich auf eine anteilige Kostenübernahme.²⁹ So finden wir im Herzogtum Geldern bereits eine Ausdehnung hansischer Beratungen über den Kreis anerkannter Hansestädte hinaus und mit dem tendenziellen Ansatz, die Gesandten für den Lübecker Hansetag nicht nur als Repräsentanten ihrer einzelnen Städte, sondern der Region überhaupt zu sehen. Diese hansische Einfärbung einer ganzen Region sollte sich dann in der 1540 gegründeten und ebenfalls sehr breit angelegten Klever Städtehanse fortsetzen.

Aus dem neuen Delegiertenstatus der Weseler Repräsentanten, die Lübeck auch im Auftrag anderer Städte aufsuchen sollten, war jetzt – wie schon in Nimwegen – natürlich eine Beteiligung an den jetzt entstehenden Kosten für die Weseler Reisen ableitbar.

Der am 23. Mai 1540 zu eröffnende Lübecker Hansetag wurde wegen Verspätung einiger Ratssendeboten erst am 31. Mai eröffnet und dauerte bis in den Juli hinein.

²⁷ „Verschrieven“ entspricht in der Bedeutung dem niederdeutschen „verschrewen“, das im Glossar der Kämmerei- und Grutamts-Rechnungen der Stadt Münster für das 16. Jhd. mit „einladen, bestellen“ übersetzt wird, s. Stadt Münster <https://www.stadt-muenster.de>, Grutamts-Rechnungen.

²⁸ Abschied des Kölner Drittelstages 1539: *Inventare Hansischer Archive des sechzehnten Jahrhunderts, Kölner Inventar*, 1531–1591, Bd. 1, S. 319 f.

²⁹ Scholten, *Zur Geschichte der Stadt Cleve*, S. 375.

Unübersehbar ist hier das gemeinsame Agieren der niederrheinländischen Allianz: Nimwegen, Deventer, Wesel, Zwolle, Groningen, Kampen treten geschlossen für die auf die westlichen Maasgebiete beschränkte Schosszahlung an das Brügger Kontor ein und können sich zusammen mit anderen Städten gegen Lübecks Vorschlag einer Ausdehnung auf den Osten durchsetzen. Ein weiterer Beschluss dieses Hansetages ist zu erwähnen: Die Anhebung der Hansetaxe für jede Stadt auf die dreifache Höhe von 1494 (wegen Besendung des Brügger Kontors, Ausrichtung einer Gesandtschaft an den Kaiser und Antwerpens) dürfte bei den „Vororten“ die Bereitschaft gestärkt haben, den Kreis der an den Hansekosten zu beteiligenden kleinen Städte möglichst weit zu ziehen.³⁰

Auf dem nachfolgenden Kölner Drittelstag in Wesel am 11./12. August 1540 wird die neue Hansetaxe angenommen. Kein Wunder, dass angesichts der damit verbundenen Mehrausgaben Wesel wenig später – schon im September – die klevische Städtehanse erstehen lässt und dort finanzielle Beiträge festgelegt werden, die den Anteil ihrer Prinzipalstadt Wesel erheblich senken.

Während des lange währenden Hansetags in Lübeck 1540 kopiert der Nimwegener Stadtsekretär und Delegierte eine Liste des Brügger Hansesekretärs Oloff Roterdes unter dem Titel *„Dyt syn die gemeyne Stede van der duytschen Anzen (Hanse)“*,³¹ die Roterdes³² „aus alten Registern und Recessen der deutschen Hansa“³³ erstellt habe. Da Roterdes und Poeyn Zeitgenossen waren und den gleichen niederländisch-geldrischen Hintergrund besaßen, dürfte Poyns Berufung auf die Brügger Autorität seines Kollegen den Tatsachen entsprechen und hätte andernfalls ja Widerspruch hervorrufen können.

In dieser allgemeinen Liste der deutschen Hansestädte Henrick Poeyns unter der Überschrift *„Dyt syn die gemeyne Stede van der duytschen Anzen (Hanse)“* tauchen in der klevischen Städtegruppe auf: *„Wesell* (als Hauptort groß und fett geschrieben, Bem. d. Verf.), *Duysborch, Ress, Kalker, Orsoy, Dynslak, Embrick (Emmerich), Cleve, Xanten“*, Rees somit immerhin an dritter Stelle.

Die Reihenfolge der in dieser Liste genannten nahezu 90 Städte wirft die Frage nach dem zugrunde liegenden Ordnungsprinzip auf. Die wirtschaftliche Potenz oder der Umfang der Hansebeziehungen der hier auftauchenden Orte dürfte kaum das Auswahlkriterium für die Platzierung gewesen sein. Sonst wäre beispielsweise die Nennung von Emmerich erst im Schlussbereich der klevischen Städte nicht erklärbar.

³⁰ *Inventare Hansischer Archive des sechzehnten Jahrhunderts, Kölner Inventar, 1531–1591*, Bd. 1, S. 323 ff., Hollweg, S. 95.

³¹ *Dyt syn die gemeyne Stede van der duytschen Anzen*, Stadtarchiv Geldern, Urkunden, A 414.83, s. a. Scholten, S. 375 f.

³² Liste der Sekretäre des Hansekontors in Brügge: Olof Roterdes, auch Olav Rotherts, Magister, wohl schon 1530 Sekretär in Brügge, später Stadtsekretär in Deventer, Hansesekretär in Antwerpen: 1530–1543 (Wikipedia, aufgerufen: 18. Juni 2023).

³³ Stadtarchiv Geldern, Urkunden A 414. 83; Scholten, S. 375.

Ebenso wenig kann das Datum der Stadterhebung das Ordnungskriterium sein. Dann würde das wie Rees schon 1228 als Stadt gegründete Xanten nicht an letzter Stelle erscheinen.

Die Setzung Wesels an erste Stelle erklärt sich aus seiner Stellung als „Vorort“. Die Reihenfolge der übrigen klevischen Städte könnte wahrscheinlich auf die Häufigkeit oder das Alter ihrer Hanseaktivitäten am Brügger Kontor zurückgehen, wie es auch für die übrigen von Poeyn nach den Unterlagen des Brügger Kontorsekretärs aufgelisteten Städtegruppen anzunehmen ist.³⁴ Schon die Hinzuziehung von Rees zur Zusammenkunft von Wesel, Duisburg und Emmerich über die Freiheiten am Brügger Kontor am 10. März 1540 lässt ja auf die Nutzung dortiger Privilegien durch die Stadt Rees schließen.

Freilich bedeutete die in Lübeck entstandene Poeynsche Auflistung „*der gemeynen Stede van der duytscher Anzen*“ mit Einschluss von Rees nicht, dass der Hansestag die hier aufgeführten Städte als „*von allerß für ansisch erkandt[e]*“ Hansestädte einstuft. So brachte der Nimwegener Stadtsekretär Poeyn aus Lübeck die Nachricht mit, dass nur die schon 1494 benannten 66 Städte zur Hanse zählten.³⁵ Poeyns Bericht konkretisierte dies auch mit einer schwerwiegenden Feststellung, die einem weitestgehenden Ausschluss der Kaufleute aus kleineren Beistädten gleichkam: „Diejenigen, die nicht in den 66 Städten geboren und daselbst Bürger sind, sondern in zugehörigen kleinen Städten, Dörfern und Flecken wohnen, sollen die Privilegien des Bundes nur dann genießen, wenn sie ihr Bürgerrecht in den 66 Städten nachweisen können.“³⁶ Den Erwerb solcher Bürgerrechte dürften freilich nur recht wohlhabende oder gar reiche Kaufleute in Betracht gezogen haben, sicher aber nicht die allermeisten Angehörigen der Kaufmannschaft kleinerer Städte. Im Hintergrund dieser Grenzziehungen bei der Nutzung hansischer Rechte dürfte auch der schon lange schwelende Konflikt mit England gestanden haben. Zwar gelang es den dortigen, mit der Hanse konkurrierenden Kaufleuten der *merchant adventurers* erst 1552, eine Suspendierung der Rechte deutscher Kaufleute im Londoner Hansekontor (Stalhof) zu erreichen,³⁷ aber ihre Privilegien waren schon vorher nicht unbestritten. Bereits 1517 konnte nur der Einsatz königlicher Truppen die Erstürmung des Stalhofes durch eine aufgeputschte Volksmenge verhindern.³⁸ Ein Stein des Anstoßes in London war die Ausweitung hansischer Privilegien, deren Ausuferung die Lübecker Hansestage aus handelspolitischen Gründen vorbeugen wollten.

³⁴ So taucht etwa bei den preußischen Städten nicht etwa das wirtschaftlich führende Danzig an erster Stelle auf, sondern wird folgende Reihenfolge angegeben: Thorn, Elbing, Danzig, Königsberg. Dyt syn die gemeyne Stede van der duytschen Anzen, Stadtarchiv Geldern, Urkunden A 414, 83.

³⁵ „Volgt die erzellung der Anse Stedt soviel der von allerß für ansisch erkandt worden“. Stadtarchiv Geldern, Urkunden A 414, 75.

³⁶ Scholten, S. 376.

³⁷ Postel, *Der Niedergang der Hanse*, S. 180.

³⁸ Lindner, *Die deutsche Hanse*, S. 153.

3.2 Die Gründung der klevischen Städtehanse

Die Gründung der klevischen Städtehanse wurde am 6. September 1540 im Weseler Rathaus vollzogen. Vorangegangen war diesem Zusammenschluss der in Rees stattfindende klevische Landtag am 6. August 1540 und kurz danach am 11. August der Kölner Dritteltag in Wesel, die beide den erhöhten Taxen des Lübecker Hansetages zugestimmt hatten.³⁹

Emmerich nahm übrigens am eigentlichen Gründungsakt der klevischen Städtehanse am 6. September nicht teil. In einer ersten Gesprächsrunde noch anwesend, betonten ihre Vertreter, dass sie in Hanseangelegenheiten seit alters her eine enge Bindung an die geldrische Hansestadt Zutphen besäßen, „*nicht bei den Clevischen zu verbliven geneigt seien*“ und verließen daraufhin die Tagung.⁴⁰ Wie Jutta Prieur betont, sicher eine herbe Enttäuschung für Wesel, da Emmerich nach Wesel die wirtschaftlich stärkste Stadt im Herzogtum Kleve war und nach seinem Steueranschlag unter den klevischen Städten so stets direkt hinter Wesel rangierte.⁴¹

Auf diesem klevischen Hansetag in Wesel besaßen die Delegierten der sechs sogenannten klevischen Hauptstädte oder „Großen Städte“ eine Vorzugsstellung. 1423 wurden die „Hovetstede“ Kleve, Wesel, Emmerich und Kalkar erstmals erwähnt, in einem längeren Prozess (1446 – Anfang des 16. Jahrhunderts) um Xanten und Rees und 1592 noch einmal um Duisburg erweitert. Seit dem 16. Jahrhundert waren diese Städte die einzigen, die auf den Landtagen des Herzogtums in Erscheinung traten und die ihnen zugeordneten kleineren Städte mit vertraten. Im Falle von Rees war dies 1550 Isselburg.⁴²

Nach ihrer traditionellen Rangordnung nahmen nun neben Wesel und Duisburg die anderen verbliebenen Delegierten der klevischen „Hauptstädte“ in der Reihenfolge Kleve, Kalkar, Xanten und Rees am 6. September 1540 im Weseler Rathaus Platz. Erst danach schlossen sich die Vertreter der übrigen Städte, Dinslaken, Büderich, Sonsbeck, Goch, Uedem, Gennep, Huissen, Holten und Ruhrort an. Der Weseler Bürgermeister fragte daraufhin die erschienenen Stadtvertreter, ob sie bereit seien, unter Wesel wieder in der all(gemeinen) Hanse zu verbleiben und sich nun fortan in sie zu begeben, ihre Privilegien zu nutzen und dafür anteilmäßig zu zahlen.

Die Frage des Bürgermeisters im Originaltext des Rezesses im Stadtarchiv Wesel lautete folgendermaßen: „*wes sy gesynnet, wyder unter den Wesell inn die gemeyne Hannse to verblyven, ouch dairinn sich nu voirtan to begeben, oirer Fryheit innd Privilegien to gebruyken innd sust dairjegen Stuyr innd Hulpe tot den gheenen*“.⁴³

³⁹ Hollweg, S. 95, Prieur, S. 48–63, S. 50, 53.

⁴⁰ Hollweg, S. 96, Prieur, S. 48–63, S. 50 ff.

⁴¹ Prieur, S. 51.

⁴² Flink, *Die klevischen Herzöge und ihre Städte*, S. 80 f., Prieur, in „*zu Allen theilen inß mittel gelegen*“ Katalogteil: I 69 „*Ducatus Clivensis*“, S. 361.

⁴³ Rezess des „Gründungstags“ der klevischen Hansestädte, „Anno 1540 up Manndaich denn 6. September“. Anhangteil zu Prieur, *Die Hansestadt Wesel und ihre klevischen Beistädte*, S. 61–63, 62. (aus:

Danach bedankten sich alle anwesenden Repräsentanten der geladenen Städte und bekundeten ihren Eintritt unter der Führerschaft Wesels in die Hanse und ihre Bereitschaft, sich auch finanziell in der Hanse zu engagieren. Im gleichen Sinne hatten sich bereits die nicht in Wesel anwesenden Städte Zevenaar, Kranenburg, Grieth und Griethausen schriftlich erklärt. Im Originaltext des erwähnten Rezesses heißt es von den städtischen Delegierten, dass sie *„gantz begerlich syn, in die gemeyne Hanse sich nuwelich widder zu begeven, dairinne to verblyven und oirer fryheit to gebroeken ouch willich syn wolden. Dairjegen na eyns jedern Gedrage, Stuyr innd Bylage na Notturfft to doin.“*⁴⁴ Bedenken äußerten allerdings die beiden Vertreter von Orsoy auf der Weseler Tagung mit Verweis auf den klevischen Landesherrn, dessen Zustimmung man einholen müsse. Wenig später teilte der Rat Orsoys dann sein Einverständnis mit.⁴⁵ Mit den genannten und den ebenfalls zu dieser regionalen Vereinigung gehörenden Ortschaften Schermbeck, Isselburg, Kervenheim und dem „unsicheren Emmerich“ umfasste die klevische Städtehanse 24 Orte unterschiedlichen Zuschnitts.⁴⁶

Der Vorbehalt Orsoys wirft übrigens ein Licht auf eine tatsächliche Problemlage, die sich aus den städtischen Abhängigkeiten gegenüber dem Landesherrn ergab. So akzeptierte Herzog Wilhelm V. von Jülich-Kleve-Berg zwar noch vor der Versammlung gegenüber Wesel den Zusammenschluss der Hansestädte in seinem klevischen Herzogtum, bestand aber darauf, dass keine neuen Städte hinzukämen, und ließ sich von Wesel ausdrücklich zusichern, dass seine landesherrlichen Befugnisse nicht angetastet würden.

Dies könnte einer der Gründe gewesen sein, der den Weseler Bürgermeister und die geladenen Stadtvertreter bewog, den „Wiedereintritt“ der klevischen Städte in die Hanse zu betonen und damit ihren älteren Hansecharakter, wie Jutta Prieur festhält. Ein anderer lag sicher darin, hiermit für die allgemeine Anerkennung in der Hanse zu werben. Auch dürfte die schon erwähnte Liste des Nimwegener Stadtsekretärs Poeyn, die vielen der klevischen Beistädte einen älteren Hansecharakter zusprach, in diesem Kreis nicht unbekannt gewesen sein. Behauptungen eines Wiedereintritts in die Hanse waren in ihrer Geschichte durchaus keine Seltenheit und fanden sich schon bei der Aufnahme Wesels, Zwolles und Duisburgs in die Gesamthanse 1407.⁴⁷

3.3 Hansetaxen, Hansetage und Hansebriefe

Schließlich erging der Auftrag der Versammlung an Wesel, Duisburg, Kleve, Kalkar, Xanten und Rees, die Hansetaxen der klevischen Städte festzulegen. Wesel stellte man hier anheim, noch Büderich und Dinslaken hinzuzuziehen.

Verhandlungen der klevischen Hansestädte 1540, Sept. 6 – 1554. April 24, StAW A1/103–104, 1.16).

⁴⁴ Prieur, S. 62.

⁴⁵ Hollweg, S. 96 f.; Prieur, S. 53.

⁴⁶ Prieur, S. 55.

⁴⁷ Prieur, S. 53 f.

Dies geschah dann noch im selben Monat in einer weiteren Sitzung zu Wesel, an der jeweils drei Ratsherren der genannten Städte unter Einschluss von Büderich und Dinslaken teilnahmen. Bei der gemeinschaftlichen Bestimmung der Hansebeiträge wurde nicht etwa die politische Bedeutung, sondern die reale Wirtschaftskraft der jeweiligen Städte zugrunde gelegt.⁴⁸

Wesel veranschlagte man hier mit 46 Goldgulden (Gg). Der Stadt war es damit gelungen, ihre Hansekontribution in Höhe von 90 Gg. nahezu zur Hälfte auf die klevischen Beistädte umzulegen. Insgesamt hatten die klevischen Städte 357 Gg. an die Hanse zu entrichten. Kleve und Duisburg waren hier mit 40, Rees mit 28, Xanten mit 24, Kalkar und Goch mit 20, Büderich mit 14 und Dinslaken beispielsweise mit 10 Gg. vertreten. Rees nahm so mit seinem Beitragsaufkommen unter den Beistädten hinter Duisburg und der Residenzstadt Kleve den dritten Platz ein, noch vor den übrigen in der klevischen Städtehanse vertretenen Hauptstädten Xanten und Kalkar: ein deutlicher Hinweis auf sein Wirtschaftspotenzial und die Bedeutung der regionalen Hanseaktivitäten für die Stadt Rees.⁴⁹

Für vier der wesentlichen acht klevischen Hansetage unter Führung Wesels zwischen 1540 und 1585 stellte Rees viermal den Tagungsort (1567, April 1572, 1576, 1585), Wesel dreimal (1553, 1554, 1557), Xanten einmal (November 1572). Gelegentlich trafen sich klevische Städte auch ohne Wesel, um zu dessen Vorschlägen und Forderungen Position zu beziehen. Viermal geschah das in Kalkar (1557, 1566, 1572, 1579). Auf diesen klevischen Hansetagen, aber auch durch schriftlichen Austausch bezog man hier Stellung zu den Fragen, die auf den Drittel/Quartiertagen⁵⁰ wie auch den zentralen Hansetagen in Lübeck verhandelt wurden. Die Tagungen der klevischen Städtehanse boten Raum, die eigenen Interessen zu artikulieren, teilweise auch gegen Köln – so geschehen auf dem Reeser Hansetag von 1576, wo man, unterstützt von Wesel, die „freie Kaufmannschaft“ im Weinhandel für die klevischen Kaufleute forderte. In einer längeren Entwicklung hatte die Kölner Stapelordnung anderen Städten immer mehr untersagt, Weine in Köln direkt von Anbietern aus dem Oberland zu kaufen, mit der Folge, dass nun höhere Preise bei Kölner Zwischenhändlern bezahlt werden mussten. Angesichts der Machtstellung Kölns verlief die Angelegenheit 1580 jedoch im Sande.⁵¹

Seit 1567 fanden sich auf den klevischen Hansetagen meist nur Delegierte der sogenannten Hauptstädte Wesel, Kleve, Kalkar, Xanten und Rees ein. Nur gelegent-

⁴⁸ Prieur, S. 54.

⁴⁹ Die von Hollweg, Wesel als Hansestadt, angegebenen Zahlen (S. 97) sind eindeutig abzulesen in: Verhandlungen der klevischen Hansestädte..., Anno etc. (15)40 up Donnersdaich na Matthei Aps... in: StAW A1/103–104, 1.16 (Stadtarchiv Wesel).

⁵⁰ Köln war auch nach Einführung der Quartiergliederung auf dem Hansetag 1554 der Zuschnitt seines oben beschriebenen Drittels erhalten geblieben. Die ihm zugeordneten Hansestädte firmierten bei ihm – aus seiner Sicht folgerichtig – weiterhin als „sein“ Drittel. Auch Hollweg spricht von so den Kölner Drittelstagen bis ins 17. Jahrhundert hinein. Hollweg, S. 147.

⁵¹ Hollweg, S. 98 f., S. 112–114.

lich nahmen auch Duisburg und Emmerich teil.⁵² Vor allem mit Kalkar, Rees und Xanten pflegte Wesel dagegen den direkten Austausch, informierte die Städte über die Resultate der Lübecker Hansetage wie auch der Tage des Kölner Drittels/Viertels und holte ihre Stellungnahmen zu strittigen Fragen ein.⁵³

Innerhalb der klevischen Hansetaxe 1557 lag Rees wieder im oberen Bereich. Während für Wesel und Duisburg in diesem Fall keine Angaben vorliegen, folgen ihnen Kleve mit 12 Gg., Rees und Kalkar mit je 10 Gg., Goch mit 9 und Xanten mit 8 Gg.⁵⁴ Freilich war die Bereitschaft der klevischen Städte, ihre Taxe zu zahlen, meist gering ausgeprägt,⁵⁵ so dass erst die scharfe Mahnung Wesels 1561 die säumigen Städte, darunter auch Rees, zu einer Teilzahlung veranlasste.⁵⁶ Diese prinzipiell geringe Zahlungsbereitschaft unter den klevischen Beistädten sollte sich jedoch auch in Zukunft fortsetzen.

Am 19.2.1567 stellte der Drittel/Quartiertag in Emmerich fest, dass Wesel 1562 und 1564 die zugehörigen Städte, „ausgenommen Rees“, bisher vergeblich um Ersatz angegangen sei und an die säumigen Städte ernste Mahnungen zu verschicken seien. Rees scheint sich also im Vergleich zu anderen Städten hier vergleichsweise zahlungstreu verhalten zu haben.⁵⁷ Die Angelegenheit beschäftigte noch den nachfolgenden Drittel/Quartiertag Ende Oktober 1567 in Köln, der wiederum entsprechende Mahnungen verschickte und androhte, sich bei den Bürgern der nicht zahlenden Städte schadlos zu halten. Tatsächlich zog die Stadt Wesel so 1570 bei einem Kranenburger Bürger, der innerhalb ihrer Mauern handelte, einige „Pfennige“ als Hansebeitrag ein.⁵⁸

Wesel stellte Kaufleuten der Beistädte Hansebriefe aus, die sie vorteilhaft in ihren Handelskontakten nutzen konnten und (teilweise?) an den Hansekontoren einreichten. Dies geschah auch schon vor Gründung der Städtehanse 1540, wie im Fall von drei Xantener Bürgern belegt, die um 1537 mit Hansebestätigungen Wesels nach London reisten. Jeder habe „*van der Stadt Wesel eynen brief toe Lunnan (London) mit sich genommen und gebracht, ungefehrlich (ungefähr) Inhaldende, dat men Ime, als einen burger van Xanten, der anze frieheit mede solde genieten (genießen) laten, welker brief aldair In dat Canthoir gelacht (gelegt) und behalden worde.*“ Alle drei hätten dann am Londoner Hansekontor „*alsoe in irer verhandelunge, koepens und verkoepens solicher frieheit genaeten (genossen), als andere koiplude uit anderen anzesteden oere (ihre) verkoipmanschap dair bedrewen (betrieben).*“⁵⁹ In anderen Fällen, so bei Bürgern aus

⁵² Hollweg, S. 99.

⁵³ Prieur, S. 55, Hollweg, S. 109.

⁵⁴ Prieur, S. 55.

⁵⁵ Nur 1540 zahlten die Städte in der klevischen Städtehanse „einigermaßen vollständig“, bis auf Duisburg, das wohl nicht zahlte, Prieur, S. 57.

⁵⁶ Hollweg, S. 131 f.

⁵⁷ *Inventare Hansischer Archive des sechzehnten Jahrhunderts, Kölner Inventar, 1531–1591, Bd. 1, 1531–1571, S. 588.*

⁵⁸ Hollweg, S. 132.

⁵⁹ Dies waren die Xantener Bürger Johann Lubbertz, Huen Doick, Thoenis Kalenbachs Sohn Johan, Hollweg, S. 94 f., 109 f.

Orsoy und Goch, betonte Wesel in seinen Hansezertifikaten 1554 ausdrücklich, dass diese ihre Hansefähigkeit glaubwürdig bezeugt und bewiesen hätten und ersuchte jeden, dem dieser Brief vorgelegt würde, sie aufzunehmen und sie die allgemeinen Stadtprivilegien und -freiheiten genießen zu lassen.⁶⁰

In welchem Raum dies wohl hauptsächlich geschah, verrät eine Mahnung der Stadt Wesel an ihre Beistädte aus dem Jahr 1557: Eine Stadt, die auf den von Wesel einberufenen Hansetreffen nicht vertreten sei, werde künftig die Hansefreiheiten verlieren, mit der Folge, dass deren Bürger in Hansestädten nicht mehr Handel treiben dürften. Besonders werden hier die Hansestädte Köln, Deventer, Nimwegen, Kampen, Zwolle und das Hochstift Münster erwähnt.⁶¹

Damit dürfte dann in etwa auch der Wirtschaftsraum umschrieben sein, in dem die klevischen Beistädte, darunter auch Rees, hauptsächlich Handelskontakte unterhielten. Ohne einen zu erwartenden konkreten Nutzen für diese Handelsverbindungen hätte wohl Rees genauso wenig wie die übrigen bedeutenderen Beistädte in die Hansekasse eingezahlt. Über die Hansebriefe, die im Geschäftsverkehr mit Hansestädten benachbarter Regionen eingesetzt werden konnten, verschmolz die Hanseidentität so mit traditionellen regionalen Raumbeziehungen.

Für die Wirtschaftskraft der Stadt Rees spricht auch ihre Abgabenhöhe nach dem klevischen Steueranschlag von 1548. Rees (ca. 2000 Einwohner 1532) lag so mit 287 ½ Talern sehr weit oben. Nur Wesel (ca. 6750 Einwohner 1532) mit 500 Talern und Emmerich (ca. 3250 Einwohner 1532) mit 374 ½ Talern hatten mehr zu zahlen. Die Hauptstadt Kleve (ca. 2200 Einwohner 1532) wurde mit 250 Talern, Kalkar (ca. 1700 Einwohner 1532) mit 175 Talern und Xanten (ca. 2500 Einwohner 1532) mit 150 Talern veranschlagt, Dinslaken (ca. 500 Einwohner 1532) mit 50 Talern. In der Abstufung der klevischen Steuermatrikel insgesamt nahm Rees, hinter Wesel und Emmerich, meist den dritten Platz ein: in steter Konkurrenz zu Kalkar und Kleve.⁶²

Nimmt man die Häufigkeit der in einer klevischen Stadt stattfindenden Hansetage, die Höhe der Hansetaxe und den Austausch mit Wesel über die in Lübeck oder auf den Kölner Drittel/Quartiertagen verhandelten Hanseangelegenheiten als Maßstab, so ist das Hanse-Engagement von Rees unter den Beistädten als vergleichsweise hoch zu bewerten. Hierfür spricht auch, wie oben schon erwähnt, dass Rees zusammen mit Kalkar 1557 an dritter Stelle der Hansetaxen klevischer Städte (ohne Wesel, Duisburg und das zu Zutphen zählende Emmerich) auftaucht und hier wohl ein Zusammenhang mit einer von Wesel 1557 erstellten Liste der Bürger dieser Städte besteht, die überhaupt Hansefreiheiten gebrauchten. Diese Auflistung, zu der alle Orte der Weseler Städtehanse beizutragen hatten, zählt leider zu den Verlusten des Stadtarchivs Wesel.⁶³

⁶⁰ Hollweg, S. 110.

⁶¹ Prieur, S. 60.

⁶² Flink, 1985, S. 83, 96.

⁶³ Prieur, S. 60.

3.4 Die „weitläufige“ Ausdehnung der Hanse im Kölner Drittel und die Anerkennung in Lübeck

Die Hansezugehörigkeit der Beistädte in den regionalen Städtehanzen blieb nicht unumstritten. 1553 wurde auf dem Hansetag in Lübeck viel darüber diskutiert und besonders die ungewöhnlich große Ausdehnung von Städtehanzen im Kölner Drittel moniert. Köln nahm dies ausdrücklich in seine Einladung zum anschließenden Drittelstag auf: Zum Einbezug kleiner Städte, insbesondere im Kölner Drittel, sei hervorgehoben worden: *„daeselbst van etlichen weitläufig angezogen, als sollten solche kleine benachparte stett [...] im stift Utricht, Munster, in den landen van Gelre, Cleve, Berg und Mark vil sein, dern 5,6,7,8 oder mehe durch eine vurneme benachparte stat in tagleistung vertreten und etwa auch contribution von denselben zu der vurnemen stat erlichterung empfangen mogen werden, nicht un(der) die Anze gehören oder das si zum wenigsten wäre grundliche anzeigung, welcher gestalt si under die Anze gerechnet“* werden solle.

Auf dem Kölner Drittelstag in Wesel vom 12. bis zum 15.02.1554 fanden die Prinzipalstädte mit ihren beigeordneten Ortschaften im Einzelnen Erwähnung: In der Spitzengruppe lagen Münster mit 11, Hamm und Unna mit 12, Wesel mit 21⁶⁴ (*„und andere dorper“*) und Deventer mit 11 beigeordneten Orten. Osnabrück verzeichnete 4, Soest 7, Nimwegen 4, Zutphen 4 und Zwolle 6 Ortschaften. Köln versprach den Teilnehmern des Dritteltages, sich für die hansische Annahme dieser Liste einzusetzen.⁶⁵

Das Thema beschäftigte auch den kommenden Lübecker Hansetag 1554, in dessen Rezess wiederum *„starke Meinungsverschiedenheiten mit Bezug auf die kleinen Städte, Dörfer und Flecken hinsichtlich ihres hansischen Rechts“* hervortraten.⁶⁶

So zeigte sich angesichts der Konflikte um den Erhalt der hansischen Privilegien in England auf dem Lübecker Hansetag 1554 eine starke Tendenz, die Beistädte von der Hanse auszuschließen. Auch führte der König von England schwere Klagen, dass zahlreiche Nichthanzen für Hansen ausgegeben würden und auch das Hansekontor in London verlangte ein Verzeichnis der Hansestädte.⁶⁷

So bekräftigte der Hansetag eher den restriktiven Kurs gegenüber den Beistädten und kleinen Orten mit der Vorschrift, dass ihre Kaufleute nicht nur in einer der 66 Hansestädte geboren sein bzw. das Bürgerrecht besitzen müssten, sondern auch in dieser Stadt *„mit beharrlicher Haufhaltung wonhaftig“* bleiben wollten.⁶⁸

⁶⁴ Rees hinter Kleve an zweiter Stelle, gefolgt von Kalkar, Xanten und Dinslaken, Holten, Büderich, Schermbeck, Ruhrort, Orsoy, Goch, Uedem, Kranenburg, Zevenaar, Isselburg, Gennep, Huissen, Griet, Griethausen u. a. (hier ergänzt in Anm. 2 um Sonsbeck und Kervenheim „und andere dorper“). Der Hinweis Wesels, dass in der Hanse klevische Städte und Flecken seien, die mehrheitlich wenig vermochten und die Hansefreiheit wenig oder nicht genossen hätten, bezog sich freilich nicht auf sämtliche Beistädte.

⁶⁵ *Inventare Hansischer Archive des sechzehnten Jahrhunderts, Kölner Inventar*, 1531–1591, Bd. 1, S. 369.

⁶⁶ *Inventare Hansischer Archive des sechzehnten Jahrhunderts, Kölner Inventar*, 1531–1591, Bd. 1, S. 372f.

⁶⁷ Zit. nach Hollweg, S. 106f.

⁶⁸ Stadtarchiv Geldern, Urkunden, A 414. 77. Hollweg spricht zwar von 72 Hansestädten (Hollweg, S. 107), allerdings weist die Aufzählung der „Anse Stedt“, die von alters her als „Ansich erkandt“ worden

Die Reaktionen im Kölner Hansedrittel/Hansequartier blieben nicht aus. Im Geldrischen hob man so die 66 Städte als „*Hauptstede*“ von den übrigen ab und verwendete eben nicht die Bezeichnung „Hansestädte“ als Unterscheidungsmerkmal, denn den Anspruch, hansisch zu sein, besaßen ja auch die anderen. Gleichzeitig wurde betont, dass auch die „*klainen Stedlein*, Flecken und Dörfer“ im „*Krais der Anßen begriffen*“ seien.⁶⁹

Auch Wesel tat das Seine, um Lübeck Paroli zu bieten, und betonte gegenüber Köln, der nur schwach besuchte Hansetag von 1554 habe nicht die Berechtigung, andere Orte von der Hanse auszuschließen.⁷⁰ Überhaupt machte sich Wesel auf den Kölner Drittel/Quartiertagen zum Anwalt der klevischen Beistädte und nahm auch Kontakt mit westfälischen Hansestädten auf, die ebenfalls kleinere Städte herangezogen hatten, um eine gemeinsame Front zu bilden.⁷¹ Auch andere Städte wie beispielsweise Roermond, Arnheim und Zutphen, die ebenfalls kleinere Orte um sich gesammelt hatten, reihten sich ein.⁷²

Erst 1557 trat eine Wende ein, die insbesondere dem Einsatz von Wesel und Nimwegen zu verdanken war. So konnte Wesel im Dezember auf dem in seinen Mauern stattfindenden klevischen Hansetag als Ergebnis des Lübecker Hansetages (August/September 1557) bekannt geben, dass auch die kleineren Städte die Hanserechte besäßen, was man in Lübeck allerdings zunächst nur vorläufig festgestellt hatte.⁷³ Den Rahmen hierfür bildete die auf dieser Lübecker Tagfahrt beschlossene Umformung der Hanse in eine Konföderation: einen „echten“ Städtebund mit Mitgliederliste, kurzer Verfassung und einem Geschäftsführer (Syndikus).⁷⁴

Die gemeinsamen Bemühungen Wesels und Nimwegens hatten schließlich auch nachhaltig Erfolg. Eine hansische Delegation überreichte der englischen Regierung am 31. Juli 1560 ein Verzeichnis aller Hansestädte, in dem nachfolgend vermerkt wurde, dass diese zusammen mit den ihnen zugeordneten kleineren Orten in den einzelnen Territorien (auch unter Nennung Kleves) „die verbündete Gesellschaft der Deutschen Hanse bilden.“ Wörtlich heißt es hier, dass die 66 Hansestädte mit ihren beigelegenen und untergeordneten Städten, Dörfern, Flecken und Gemeinden („*cum suis adjacentibus et subjectis oppidis, villis, burgis et communitatibus*“) die verbündete Gesellschaft der Deutschen Hanse bilden („*confederatam societam Hansae Teutonicae*

seien, nur 66 aus, Stadtarchiv Geldern, Urkunden, A 414, 75. Jedoch hatte die Formel der „72 Hansestädte“, vom Brügger Kontor 1469 verwendet, lange Zeit fast kanonische Geltung, Dollinger, S. 110.

⁶⁹ Stadtarchiv Geldern, Urkunden, A 414, 75.

⁷⁰ Hollweg, S. 107.

⁷¹ Hollweg, S. 107 f.

⁷² Prieur, S. 57.

⁷³ Hollweg, S. 108, Prieur, S. 60.

⁷⁴ Der Bund wurde auf 10 Jahre geschlossen, 1579 verlängert und hatte prinzipiell bis zum Beginn des 30-jährigen Krieges Bestand. Hammel-Kiesow, *Die Hanse*, S. 111 f., Kümper, *Der Traum vom ehrbaren Kaufmann. Die Deutschen und die Hanse*, S. 331 ff.

constituunt).⁷⁵ Allerdings konnte dieses Verzeichnis mit der Unschärfe der nicht im Einzelnen benannten Beistädte und -orte die englische Seite nicht befriedigen und wurde dem englischen Gesandten unter Protest überreicht.⁷⁶ Jedoch war mit dieser hansischen Festlegung die Legitimation der „*weitleufigen*“ Hanselandschaften im Kölner Drittel/Viertel erreicht.

3.5 Niedergang der Städtehanse

Kleve, Kalkar, Xanten, Uedem, Sonsbeck, Grieth und Kervenheim bestätigten am 20. Mai 1572 Wesel gegenüber ihren Austritt aus der Hanse, der sich bei Kleve, Kalkar, Xanten und Grieth bereits auf dem klevischen Hansetag in Rees am 28. April 1572 abgezeichnet hatte. Huissen, Kranenburg, Gennep und Griethausen gaben die schriftliche Erklärung ab, sie würden zwar gerne in der Hanse bleiben, doch könnten sie „*aus Unvermogen sulche swaren kosten nytt contribuiren*.“ Büderich, Orsoy, Holten, Dinslaken, Schermbeck und Ruhrort entrichteten jedoch weiterhin ihre Beiträge.⁷⁷

Rees und Goch erklärten auf diesem klevischen Hansetag in Rees, in der Hanse verbleiben zu wollen und bestätigten Wesel dies wenige Tage später auch in schriftlicher Form. Rees äußerte sich hier, man wolle „*ohn einige absunderung dabei verbliven mit der vertroistung und bescheidenheit*“, dass es aber aufgrund großer Schäden an Stadttoren, Befestigungen, Deichen, Ländereien und im Hafen, „*wardurch wy vast unvermogen worden syndt*“, „*durch künftige bielagen baiwen unse macht nit beschweret werden mogen*.“⁷⁸

Zum nächstfolgenden klevischen Hansetag in Xanten am 12. November 1572 erschienen Vertreter aus Wesel, Kleve, Duisburg, Xanten und Rees. Kleve und Xanten blieben bei ihrem Austritt und Duisburg gab keine Stellungnahme ab, weil „*under Wesel nit gehörich*“. Nur Wesel und Rees hielten auf dieser Zusammenkunft weiterhin an der Hanse fest.⁷⁹ Faktisch befanden sich damit von den klevischen Hauptstädten nur noch diese beiden Städte in der Städtehanse. Diese Abspaltungen sollte Wesel allerdings nicht davon abhalten, die ausgeschiedenen Städte auch künftig zu Hansetagen einzuladen und mit ihnen in Meinungsaustausch zu treten.⁸⁰

Trotz der allgemein gering ausgeprägten Zahlungsbereitschaft der klevischen Beistädte zeigte sich Rees in dieser Niedergangsphase der Hanse doch eher zum Einlenken bereit als viele andere Städte, so etwa in der Frage der sogenannten Türkenhilfe. Den

⁷⁵ Hollweg, S. 109, Anm. 120. S. 165: *Inventare Hansischer Archive des sechzehnten Jahrhunderts, Kölner Inventar*, 1531–1591, Bd. 1, S. 468.

⁷⁶ *Inventare Hansischer Archive des sechzehnten Jahrhunderts, Kölner Inventar*, 1531–1591, Bd. 1, S. 468.

⁷⁷ Hollweg, S. 134.

⁷⁸ Hollweg, S. 133.

⁷⁹ Hollweg, S. 134, 166: Anm. 171 „Stadtarchiv Wesel Kaps. 103/4, Nr. 1, II, K.J. II. S. 31, Anm. 1.“

⁸⁰ Hollweg, S. 134.

Hintergrund bildete die Forderung Kaiser Maximilians II. auf dem Lübecker Hanse- tag von 1566, ihn mit der stattlichen Summe von 300.000 Goldgulden im Türken- krieg zu unterstützen. Auf dem klevischen Hanse- tag in Rees am 1. Oktober 1567, zu dem Wesel die größeren klevischen Beistädte geladen hatte, lehnten Kleve, Kal- kar und Xanten jedwede finanzielle Unterstützung ab, während Rees erklärte, nach seinen Möglichkeiten „zu *contribuieren und sich von sulchem Werk nicht absundern*“ zu wollen, wenn die anderen Städte ebenfalls zahlten. Im gleichen Sinn hatte sich schon die Stadt Goch schriftlich geäußert, die bei der Reeser Tagung nicht vertreten war. Otto Hollweg schloss 1941 in seinem Buch „Wesel als Hansestadt“ (nach wie vor ein Standardwerk) daraus, dass die beiden Beistädte Rees und Goch „an hansischen Privilegien und Freiheiten“ mehr als die anderen interessiert gewesen seien.⁸¹ Dies spricht indirekt auch für eine größere Bedeutung hansischer Privilegien für die Reeser Wirtschaft innerhalb des Handelsraums zwischen Köln, Nimwegen, IJsselstäd- ten und Münsterland (s. o. die Mahnung der Stadt Wesel an ihre Beistädte 1557). Zu einer finanziellen „Türkenhilfe“ aus dem Kölner Hansedrittel kam es aufgrund einer allgemein ablehnenden Haltung freilich nicht.⁸² Ein Hanse- tag von Wesel und seinen klevischen „Hauptstädten“ in Kalkar 1604 stellte zwar noch Taxen fest, die aber angesichts des wirtschaftlichen Niedergangs im Spanisch-Niederländischen Krieg und der erheblichen Befestigungsausgaben von keiner Stadt gezahlt wurden.⁸³ Folge- richtig war das Ergebnis des letzten klevischen Hanse- tages 1618 ein Hilferuf an den Lübecker Hanse- tag, den klevischen Städten die ausstehenden Zahlungen zu erlassen und ihnen Hilfe zu leisten.⁸⁴

Für die Stadt Rees bleibt allerdings noch in Zeiten wirtschaftlichen Rückgangs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts festzuhalten, dass hier offensichtlich ein stär- keres Interesse an der Nutzung hansischer Privilegien vorhanden war als andernorts und dass sie als einzige der klevischen Hauptstädte an der Seite Wesels in der klevi- schen Städtehanse verblieb.

4 Das Reeser Siedlungs- und Stadtprofil in der Hansezeit

Im Folgenden sollen nun die Konturen der Geschichte von Siedlung und Stadt Rees umrissen werden, die den Hintergrund für die Reeser Hanseaktivitäten bilden.

⁸¹ Hollweg, S. 126, vgl. S. 123 ff.

⁸² Hollweg, S. 126.

⁸³ Hollweg, S. 148, Düffel, *Bilder aus der Vergangenheit der Stadt und Festung Rees, mit einem Nachtrag von Hermann Terlinden*, S. 50 ff.

⁸⁴ Wesel hatte noch 1609 eine Teilzahlung von 240 Talern auf die geforderte Summe von 600 Talern geleistet. Hollweg, S. 151 f.

4.1 Frühe bedeutende Kaufmannssiedlung am Unteren Niederrhein, Schenkungen von Gräfin Ermentrudis/Irmgarda (Irmgardis) und frühe Förderung der Kölner Erzbischöfe

Bereits im 11. Jahrhundert existierte – gefördert von den Kölner Erzbischöfen – eine Kaufmannssiedlung in Rees. Erzbischof Sigewin (1079–89) erwähnte bei der urkundlichen Übertragung der Einkünfte seiner Münzstätte in Rees an das Kapitel des St. Marienstiftes die Reeser Münze bereits als bestehend. Die Existenz einer Reeser Münzstätte schon zu dieser Zeit lässt auf eine frühe erhebliche wirtschaftliche Bedeutung des Ortes schließen. Denn nur dann, wenn Marktgeschäfte in größerem Umfang abgewickelt wurden, lag ein ausreichender Kapitalbedarf vor, der die Errichtung einer Münze rechtfertigte.⁸⁵

Die Kölner Münze wurde nach 1300 in Rees aufgehoben, wie auch der dortige Kölner Zoll, dem König Friedrich „der Schöne“ 1314 zusammen mit dem Xantener Zoll ein Ende setzte und dem Erzbischof nur noch den Zoll in Rheinberg beließ. Erst 1495 sollte Rees wieder Zollstätte unter Herzog Johann II. von Kleve werden, der den Zoll von Büderich hierhin verlegte.⁸⁶

In der Reeser Münze wurden meist kleinere, dünne Silberstücke geschlagen, leichte Denare oder Pfennige, deren geringes Gewicht sich an niederländischen Münzen, vor allem am Utrechter Vorbild, orientierte und sich hiermit von dem Kölner Pfennig abhob: ein deutlicher Hinweis auf enge Reeser Handelsbeziehungen zum niederländischen Raum,⁸⁷ welche die Kölner Erzbischöfe augenscheinlich mit diesen Prägungen zu fördern beabsichtigten.⁸⁸

Die früheste Urkunde im Reeser Stadtarchiv ist das Zollfreiheitsprivileg des Kölner Erzbischofs Arnold von Wied aus dem Jahr 1142.⁸⁹ Es bestätigt in Xanten den Reeser

⁸⁵ Urkunde Sigewins, in: *Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter*, 1. Bd. 313–1099), Nr.1047, S. 135, Flink, *Rees, Xanten, Geldern*, S. 14.

⁸⁶ Rütten, *Rees am Rhein*, S. 68 f., Düffel 1972, S. 22, vgl. hierzu auch in diesem Aufsatz: 4.9. Handelsgebiete und Zölle.

⁸⁷ Dies galt auch für die Münzstätte des Kölner Erzbischofs in Xanten, vgl. Hävernicks, *Die Münzen von Köln*, S. 178, 182.

⁸⁸ Im Inventar des LVR-LandesMuseums Bonn findet sich unter der Inv.-Nr.: 30819 einer dieser leichten Denare Reeser Prägung aus der Regierungszeit Engelberts I. von Köln (1216–1225), dat.: 1217/18, Gewicht: 0,46 gr. Allein die Häufigkeit der in Funden und im Handel auftauchenden Münzen Reeser Prägung verweist auf die Bedeutung dieser Münzstätte und der Reeser Handelsbeziehungen. Während der Chef des Berliner Münzkabinetts J. Menadier 1896 22 ½ leichte Denare von rund 200 Silberlingen eines Prager Münzfunds (1894) der Reeser Münzstätte zuordnete, vertrat Peter Illisch in den 1990er-Jahren jedoch eine andere Position und bezeichnete sie als niederländisch-friesische Prägungen. Menadier, *Der Fund von Prag*, Sp. 2164–2169, 2180–2185, 2295–2203. Illisch, *Der Fund von Prag*, S. 29–34. Hävernicks stützte die Auffassung von Menadier, in: Hävernicks, *Die Münzen von Köln*, S. 179.

⁸⁹ *750 Jahre Stadt Rees* (Kastner), S. 5 f. Das Privileg mit aufgedrucktem Siegel des Erzbischofs befindet sich im Stadtarchiv Rees, *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees. Regesten 1142–1499*, bearb. v. Dieter Kastner, (Inventare nichtstaatlicher Archive 55) Landschaftsverband Rheinland, Köln 2015, Nr. 1: 1142, S. 33 f.

Kaufleuten ihre Abgabefreiheit, wenn sie sich nach Wesel, Xanten, Emmerich, Elten, Doetinchem und Schmithausen (Kleve) begeben und umgekehrt den Kaufleuten dieser Orte ebenfalls den zollfreien Handel in Rees. Die Urkunde führt diese Regelung bereits auf das 11. Jahrhundert zurück: auf die Schenkung des Ortes Rees an den Hl. Petrus (faktisch den Erzbischof von Köln) durch Gräfin Ermentrudis,⁹⁰ was Erzbischof Anno II. 1075 als Schenkung ihrer Propstei Rees (des wohl um 1040 gegründeten St. Marienstifts) mit anderen Eigengütern (die Herrschaft Aspel) bestätigte und Erzbischof Sigewin (zw. 1075–1089) um eine Bestätigung weiterer Schenkungen der Gräfin Irmgarda (bzw. Irmgardis) an das Stift in Rees ergänzte, wo ihre Eltern ruhen würden.⁹¹ Innerhalb dieser Schenkungen war das Marienstift der bedeutendste Teil, gehörten doch hierzu nicht nur Kirche und Immunität mit den Häusern der Kanoniker, sondern auch alle rechtlich bessergestellten Dienstleute mit nur geringer Zinsverpflichtung von 2 Denaren und ihre Besitzungen und damit der bedeutendste Teil der Siedlung Rees. Erzbischof Anno kam in seiner Bestätigung der Bitte der Gräfin nach, ihre Reeser Kanoniker keinem Archidiakon zu unterstellen und ihnen im Übrigen die gleichen Rechte zu gewähren wie den anderen Kanonikern seiner Diözese sowie ihre Dienstleute mit den gleichen Freiheiten und Rechten auszustatten wie die Dienstmänner des erzbischöflichen Hofes.⁹²

Zollfreiheitsprivileg und Münzstätte verweisen auf eine frühe beachtliche Kaufmannssiedlung im 11. Jahrhundert: die damals wohl bedeutendste am Unteren Niederrhein oberhalb Duisburgs. In Rynwick, so ihr Name, wohnten Kaufleute und Handwerker unmittelbar am Rhein. Zusammen mit der Siedlung des Stiftes liegen hier die Anfänge der späteren Stadt Rees.⁹³ Ein von Klaus Flink angestellter Vergleich des Zollfreiheitsprivilegs mit einer ebenfalls von Erzbischof Arnold 1148 erlassenen Urkunde zu einem Reeser Rechtsgeschäft legt nahe, die damaligen Reeser Kaufleute als Ministerialen zu betrachten, die auch im Auftrag ihrer erzbischöflichen Herren in Köln Handel trieben.⁹⁴

Rees weist mit seinen schmalen Gassen, die vom Rhein zum ungewöhnlich lang gestreckten Markt führen, bis heute Elemente eines frühen bedeutenden mittelalterlichen Handelsplatzes auf – nicht etwa die einer neuen planmäßigen Stadanlage im Zuge der Stadtrechtsverleihung.⁹⁵

⁹⁰ *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees*, Nr. 1: 1142, S. 33, vgl. Riedel, *St. Irmgardis*, S. 24; zur Legende: Oediger, *Die ältesten Urkunden des Stiftes Rees und die Gräfin Irmgardis*, S. 5 f., vgl. Nabrings, *Irmgardis von Süchteln* (<https://www.rheinische-geschichte.lvr.de/search?term=Irmgardis%20von%20S%C3%BCchteln>; abgerufen 13.07.2023).

⁹¹ Urkunde Annos II., 1075, in: *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees*, Nr. 1047, S. 135, Urkunde Sigewins Nr. 1188, S. 356, Kastner, 1997, S. 64 f., Flink 1981, S. 13.

⁹² Urkunde Annos II., in: *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees*, Nr. 1047, s. a. Rütten, S. 63; Oediger 1949, S. 9.

⁹³ Kastner 1997, S. 65.

⁹⁴ Flink 1981, S. 15 f.

⁹⁵ *750 Jahre Stadt Rees* (Kastner), S. 8.



Abb. 1: Haus Aspel, ehemaliges Kloster der Töchter vom Heiligen Kreuz mit dem erhaltenen Hügel der Motte von Burg Aspel StA Rees, (Foto Rainer Breuer, Emmerich)

4.2 Das Marienstift

Das St. Marienstift war mit seinen Besitzungen und den Rechtsübertragungen des Landesherrn stark in Reeser Wirtschaftsprozesse eingebunden, so mit den Schenkungen der Einkünfte der dortigen erzbischöflichen Münzstätte und den Einnahmen aus dem schon 1112 vom Kölner Erzbischof an das Marienstift und seinen Dekan übertragenen sogenannten Grutrecht, dem Recht, Bier zu brauen, das seinen Namen der Gewürzbeigabe „Grut“ verdankt⁹⁶. Das Kapitel verpachtete im 13. Jahrhundert die „Grut“ (das Brauhaus) an Ritter Bernhard von Rees, der allerdings drei Jahre lang seine Pacht nicht zahlte, bis das Kapitel 1256 mit rigorosen Mitteln gegen ihn voring.⁹⁷ 1425 verpachteten Dekan und Stiftskapitel die „Grutgerechtigkeit“ für 45 Jahre an die Stadt Rees, eine Übereinkunft, die 1470 für 70 Jahre erneuert wurde. Die Stadt erhob von ihren Bürgern, die Bier brauten, die „Bierakzise“, die Erzbischof

⁹⁶ Kastner 1997, S. 64f., Flink 1985, S. 90.

⁹⁷ Rütten, S. 49.



Abb. 2: Dries Holthuys, *St. Georgsgruppe, St. Mariä Himmelfahrt Rees*
(Foto: Axel Breuer, Plan B, Rees)

Kölner Dom), Chorumgang, Krypta und vor allem mit ihrer kostbaren Innenausstattung einen der ersten Plätze am Unteren Niederrhein ein. Die Stiftsschule vermittelte den Söhnen von Reeser Bürgern Elementarkenntnisse und bildete die Voranstalt zum Universitätsstudium.¹⁰² Die Kanikerstellen wurden im Laufe der Zeit immer mehr von Angehörigen der Reeser Schöffen- und Bürgerfamilien besetzt.¹⁰³

Siegfried von Westerburg der Stadt 1289 verliehen hatte.⁹⁸ Nach dem St. Viktorstift in Xanten war das Reeser St. Marienstift mit seinen 14 Kanonikern eines der reichsten am Niederrhein mit weit verstreuten Pachthöfen in der Region. Um 1500 hatten so 102 Stadthäuser Zinszahlungen an das Stift zu leisten.⁹⁹

1499 vermochte etwa der Priestervikar Herman van Vynen der Stadt Rees 500 Goldgulden zu leihen, mit denen Rees dem klevischen Herzog Johann II., wie es nicht selten geschah, aushelfen konnte.¹⁰⁰

Vor der Stadterhebung 1228 besaß der Propst neben der Rechtsgewalt über seine Kaniker sogar die hohe Gerichtsbarkeit über seine weltlichen Untergebenen, die Gräfin Irmgardis ihm übertragen hatte. Dies war durchaus ungewöhnlich und galt für den Immunitätsbezirk und möglicherweise auch für seine außerhalb angesiedelten Zinsleute.¹⁰¹

Die romanisch-gotische Reeser Stiftskirche nahm mit fünf Schiffen (wie der

⁹⁸ 1540 entstand dann ein Streit zwischen Stadt und Stift um die Grutgerechtigkeit, der durch mehrere Instanzen lief und schließlich 1558 vor das Reichskammergericht gelangte, das 1672, also mehr als ein Jahrhundert später, zugunsten des Stifts entschied. Aus den im Landesarchiv Duisburg vorhandenen Akten „Rees contra Rees“ geht hervor, dass bereits zum Zeitpunkt der Verpachtung 1470 in Rees nicht mehr mit „Grut“, sondern mit Hopfen gebraut wurde, Doll, *Jakob Gresel 1483–1552, Leben und Vermächtnis eines rheinisch-westfälischen Klerikers und Humanisten*, S. 93 f., 98.

⁹⁹ Kastner 1997, S. 78.

¹⁰⁰ *Die Urkunden der Stadt Rees* (Kastner), Urkunde Johanns II., Herzog von Kleve u. Graf von der Mark, Nr. 457, S. 260 f.

¹⁰¹ Rütten, S. 61.

¹⁰² Kastner 1997, S. 78.

¹⁰³ Hövelmann, *Die Kirche am Niederrhein im späten Mittelalter*, S. 44.

4.3 Die Reeser Stadterhebung: Auslöser einer breiten Stadtgründungswelle am Unteren Niederrhein und in den östlichen Niederlanden

Bereits 1188 wird Rees als *oppidum* (Stadt) bezeichnet, was schon für stadträhnliche Strukturen spricht.¹⁰⁴ Am 14. Juli 1228 erhob Erzbischof Heinrich I. von Müllenark (auch: Molenark) Rees unter der Verleihung des Neusser Stadtrechts zur Stadt: die erste mittelalterliche Stadtgründung zwischen Duisburg und Nimwegen überhaupt.¹⁰⁵

Erzbischof Heinrich war der erste Reichsfürst, der von dem Recht der Stadterhebung Gebrauch machte, das der Stauferkaiser Friedrich II. in seinem „Bündnis mit den geistlichen Fürsten“ (1220) den geistlichen Reichsfürsten neben vielen anderen ursprünglich königlichen Rechten wie dem Zoll-, Markt- und Münzrecht zugesprochen hatte. Das war der Preis für deren Unterstützung bei der Königswahl seines Sohnes Heinrich gewesen. Über zwei weitere kaiserliche Urkunden sollten dann 1231 und 1232 diese Privilegien auch an die weltlichen Fürsten des Reiches übertragen werden.¹⁰⁶

Erzbischof Heinrich sicherte mit dieser Stadterhebung den nördlichsten und gefährdetsten Punkt seiner Herrschaft am Unteren Niederrhein: die Grenzsiedlung Rees. Denn an die Stadterhebung war auch das Befestigungsrecht geknüpft und so enthielt die Reeser Stadtrechtsurkunde des Kölner Erzbischofs neben der Übertragung des Neusser Stadtrechts als weiteres Recht nur noch das der Stadtbefestigung. Sicher wird auch das Schicksal seines geistlichen Amtsvorgängers, Erzbischof Engelbert I. von Berg, der 1225 durch einen adligen Mordanschlag den Tod fand, Heinrich I. bewogen haben, für sichere Stützpunkte in seinem Herrschaftsbereich zu sorgen.¹⁰⁷

Da den dem erzbischöflichen Territorium im Norden benachbarten Grafschaften Geldern, Zutphen und Kleve kein reichsfürstlicher Rang zukam, gelang es Heinrich I., ihnen gegenüber in Ausübung seiner reichsfürstlichen Herzogsgewalt bei der Aus-

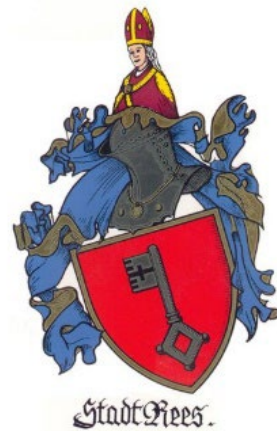


Abb. 3: Das noch heute geführte Reeser Stadtwappen mit dem Schlüssel des hl. Petrus in rotem Feld mit aufgesetztem Stechhelm und dem bekrönenden Erzbischof (Foto: Stadt Rees)

¹⁰⁴ Flink, *Rees, Xanten, Geldern*, S. 16, Anm. 16 (Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, II 1323).

¹⁰⁵ Stadterhebungsurkunde, Stadtarchiv Rees, Heinrich, Erzbischof zu Köln, 14. Juli 1228.

¹⁰⁶ Boockmann, *Stauferzeit und spätes Mittelalter*, S. 166.

¹⁰⁷ Düffel, *Rees als Festung*, S. 303.

bildung seines Städtewesens einen Vorsprung zu erreichen, der erst unter seinen Nachfolgern wieder schrumpfte.¹⁰⁸

Voraussetzung der Stadterhebung war das Zugeständnis des Marienstiftes, dass seine Hörigen nun zum Teil bürgerliche Freiheiten bekamen, was am gleichen Tage ausgesprochen wurde.¹⁰⁹ Die von Felix Rütten als „älteste Bürgerliste der Stadt Rees“ bezeichnete Zeugenreihe in einer Urkunde des Reeser Marienstifts 1228 führt an erster Stelle 16 Ritter bzw. Ministeriale mit ihren Geschlechternamen auf, mit Ritter Bernhard von Rees an der Spitze, gefolgt von 11 Reeser Einwohnern, die zumeist nur mit den Vornamen benannt sind. Da viele weitere Zeugen laut Urkunde in der Aufzählung fehlen, geht Rütten für die Zeit der Stadterhebung von 30 bis 40 Häusern der bürgerlichen Führungsschicht aus und kommt, ergänzt durch die Häuser der Kanoniker und die Behausungen weiterer Einwohner, für das Jahr 1228 auf eine geschätzte Gesamtzahl von 100 bis 200 Wohngebäuden und etwa 500 bis 1000 Einwohner in Rees.¹¹⁰

Der Kölner Erzbischof, der Xanten am 15. Juli 1228, einen Tag später als Rees, die Stadtrechte verlieh und 1233 auch Rheinberg, leitete damit als erster Landesherr östlich der Maas die Stadtgründungswelle am Unteren Niederrhein und in den angrenzenden Niederlanden ein.

Xanten taucht schon im erzbischöflichen Zollfreiheitsprivileg von 1142 als einer der früh entwickelten Handelsorte am Unteren Niederrhein auf, sicher stark gefördert durch seinen Rheinhafen. Manches spricht dafür, dass die Xantener Stadterhebungsurkunde, von einem Reeser Kanoniker verfasst und wortgleich mit dem Reeser Vorgängerprivileg in Rees beurkundet, der dort erschienenen Xantener Delegation schon am 14. Juli überreicht wurde.¹¹¹ Anders als in Rees, wo das Marienstift Hörige in die bürgerliche Freiheit entließ, fehlt eine entsprechende Urkunde in Xanten. Noch Jahre später gab es hier Auseinandersetzungen zwischen dem auch gegenüber dem Erzbischof sehr selbständig agierenden St. Viktorstift, dem erzbischöflichen Schultheißen und den Schöffen und Bürgern: Konflikte, die den weiteren Stadtbildungsprozess beeinträchtigten.¹¹² Während in der Reeser Stadterhebungsurkunde die meisten Kanoniker des Stifts namentlich als Zeugen aufgeführt sind, bezeugt bei der entsprechenden Ausfertigung für Xanten kein einziger Kanoniker des Kapitels die Urkunde, was an einem repräsentativen Festakt der Stadterhebung in der St. Viktorskirche unter Anwesenheit des Erzbischofs zweifeln lässt.

Der mit Erzbischof Heinrich befreundete Graf Gerhard von Geldern und Zutphen und dessen Nachfolger zogen kurze Zeit später mit eigenen Stadterhebungen nach: Goch erhielt 1230 Stadtrecht, Doetinchem führte schon 1228 ein Stadtsiegel und 1231 verfügten die Bürger von Doetinchem bereits über städtische Freiheiten, ein

¹⁰⁸ Matscha, *Heinrich I. von Müllenark*, S. 562f.

¹⁰⁹ Kastner 1997, S. 66; ausführlich hierzu: Rütten, S. 101 f.

¹¹⁰ Rütten, S. 71–74.

¹¹¹ Rütten, S. 81 f., Matscha, S. 448.

¹¹² Kastner, *Stadterhebung, Stadtwerdung und das Privileg für Xanten*, S. 16 ff.

Stadtrecht, Stadtgräben und ein Stadtgericht.¹¹³ 1231 folgte dann die Stadterhebung Harderwijks durch Graf Otto II. von Geldern und Zutphen, der in der Stadturkunde noch den Kölner Erzbischof Heinrich und Bischof Wilbrand von Utrecht mit-erwähnte,¹¹⁴ und sich so durch Erwähnung von geistlichen Reichsfürsten noch einmal rückversicherte. Otto II. gründete 1232 Doesburg, 1233 Lochem, Emmerich und Arnheim, wobei die zwei Letzteren ihr Stadtrecht nach Zutphener Vorbild und mit Erlaubnis Kaiser Friedrichs II. erhielten, der auch Nimwegen 1230 mit Aachener Stadtrecht zur Stadt erhoben hatte. Bei den frühen Stadtgründungen der Grafen von Geldern, die als Allianzpartner mit den Kölner Erzbischöfen verbunden waren, darf man eine stillschweigende Duldung durch die kölnische Herzogsgewalt, deren Machtanspruch sich auf den Raum zwischen Maas und Weser erstreckte, unterstellen.

Die mit den Kölner Erzbischöfen konkurrierenden bzw. verfeindeten Grafen von Kleve, die die antistaufische Haltung Konrads von Hochstaden, Nachfolger Heinrichs von Müllenark, in ihrem Sinne nutzen konnten, folgten mit ihren Stadterhebungen deutlich später: zuerst 1241 mit Wesel und unter Berufung auf eine kaiserliche Erlaubnis,¹¹⁵ dann 1242 mit Kleve und Kalkar, zu dessen langer Vorgeschichte es gehört, dass Erzbischof Heinrich schon 1230 die Anlage einer Stadt (*oppidum*) auf der „*insula kalkere*“ mit Befestigung erlaubt hatte: allerdings nur unter der Bedingung, dass kein Einwohner aus erzbischöflichen Gebieten als Bürger aufgenommen werden dürfe.¹¹⁶ 1254 folgte in der Kette der klevischen Stadtgründungen Grieth, wenig später dann Büderich, Orsoy, Huissen und Dinslaken. Die Gründung von Städten mit ihren Freiheiten, attraktiven Entwicklungsmöglichkeiten und befestigten Schutzzräumen, zog (auch durchaus vermögende) Leute vom flachen Lande ab und war für die jeweiligen Landesherren ein wichtiges Machtmittel für die Konsolidierung und Erweiterung ihrer Territorien.¹¹⁷ Wohl schon zuvor und zwischen 1238 und 1246 anhaltend sahen sich die Lande der Kölner Erzbischöfe am Unteren Niederrhein den gewaltsamen Übergriffen der Klever Grafen ausgesetzt.¹¹⁸

Welche nachhaltige Wirkung das Zollfreiheitsprivileg von 1142 auch in der städtischen Geschichte der damals beteiligten Ortschaften besaß, illustriert noch ein in die Gewohnheiten und Statuten der Stadt von 1473 (oder wenig später) eingefügter Passus zum Akzisetarif der Stadt Rees, in dem die Zollfreiheit in Rees für „*cremer*“ aus Wesel, Emmerich, Xanten, Doetinchem und jetzt auch für Kleve festgestellt wird, während Elten und Schmithausen inzwischen wirtschaftlich bedeutungslos waren.¹¹⁹

¹¹³ Matscha, S. 258 f., 264 (Anm. 187), Kastner 1978, S. 21.

¹¹⁴ Matscha, S. 261.

¹¹⁵ Matscha, S. 245, 255, Anm. 108.

¹¹⁶ Flink 1981, S. 46, Diederich, *Rheinische Städtesiegel*, S. 252.

¹¹⁷ Kastner 1978, S. 21 f.

¹¹⁸ Kastner 1978, S. 20 f.

¹¹⁹ Copialis liber civitas Resensis, Stadtarchiv Rees, Akten III, s. Liesegang, *Niederrheinisches Städtewesen*, S. 608 f., Liesegang, *Recht und Verfassung von Rees*, S. 93. 750 Jahre Stadt Rees, S. 12.

Mit der Stadterhebung war für Rees eine Intensivierung und Ausdehnung seiner Handelsbeziehungen verbunden, sowohl im Territorium seines erzbischöflichen Landesherrn als auch nach Westfalen. So versprachen die Richter und Schöffen Emmerichs 1258 den Reeser Bürgern sowie ihren Freunden und allen anderen aus dem Erzstift Köln, auch im Namen ihres Landesherrn, des Grafen von Geldern und seiner Anhänger, das sichere Geleit zu den Emmericher Jahrmärkten. Erzbischof Konrad von Hochstaden wiederum forderte Kaufleute Dortmunds und anderer Reichsstädte 1241 auf, die drei von ihm viertägig eingerichteten Reeser Jahrmärkte zu besuchen. Durchaus von Interesse ist auch, dass Erzbischof Siegfried von Westerburg es sich nicht nehmen ließ, seinen Zöllnern in Köln und Rees von Burg Aspel aus 1281 zu befehlen, die der Stadt Rees von seinen Vorgängern gewährten Zollvergünstigungen einzuhalten.¹²⁰

4.4 Klevische Einfälle und Reeser Stadtbefestigung

1289 erlaubte Erzbischof Siegfried von Westerburg der Stadt Rees, oder besser gesagt: verpflichtete sie, zum Bau einer Steinmauer zum Schutz vor dem „Anprall der Wasserfluten“. ¹²¹ Die erste Erwähnung einer mittelalterlichen Steinmauer am Unteren Niederrhein! Die zwischen 1290 und 1310/20 erbaute und mit Halbtürmen versehene Mauer an der Rheinfront aus Ziegeln und Natursteinen ist bis heute weitgehend erhalten und bewahrte die Stadt vor Überflutung und Eroberung. Die für die Machtstellung der Kölner Erzbischöfe desaströse Niederlage in der Schlacht bei Worringen 1288, bei der Erzbischof Siegfried in Gefangenschaft geriet, ist bei seinem fortifikatorischen Engagement sicher mitzudenken.

In den Privilegien der neuen Städte Rees, Xanten und Rheinberg taucht so nicht von ungefähr der Mauerbau an erster Stelle auf. Besonders Rees und Xanten, als Enklaven von klevischen Gebieten umgeben, zogen so weiterhin die Begierde der klevischen Grafen auf sich. Die Stadterhebungen beider Orte mit der daran geknüpften Befestigung sind durchaus auch als Antwort auf anhaltende Plünderungen und gewaltsame Übergriffe Graf Dietrichs von Kleve zu werten. 1238 ließ Graf Dietrich den Sitz der kölnischen Verwaltung, Burg Aspel, völlig zerstören, nachdem er sie durch Übergabe, evtl. auch Verrat des Burggrafen, in seine Hand gebracht hatte. Heinrich von Müllenark gelang an der Spitze eines rasch aufgestellten Heeres ein unerwarteter und erfolgreicher Gegenschlag, der zur Unterwerfung des Klever Grafen führte. Auch Reeser Einwohner scheinen zu diesem militärischen Erfolg beigetragen

¹²⁰ *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees* (Kastner), Nr. 6, S. 37, Nr. 11, S. 40, Nr. 14, S. 41 f., s. a. Liesegang 1889: Urkundenanhang des Reeser Stadtarchivs: Erzbischof Konrad an die Bürger Dortmunds, 23. Aug. 1241, Richter und Schöffen von Emmerich an die Stadt Rees, 27. Okt. 1258, Erzbischof Siegfried an seine Zöllner in Köln und Neuss, 5. Febr. 1281, S. 103, 106.

¹²¹ Transsumpt des Kölner Offizials vom 19. September 1289, beurkundet durch Notar Dietrich Heydingh von Kalkar, 26. September 1470, Stadtarchiv Rees, *750 Jahre Stadt Rees*, S. 9.



Abb. 4: Kartenausschnitt: Christian Scrooten (Werkstatt), *Eigentliche Beschreibung des Furstendums Cleve und Landt zu Ravenstein...*, 1590, Sächsisches Staatsarchiv; 12884, Karten, Risse, Bilder; Schr 001, F 021, Nr. 002 (Foto: Veit Veltzke)

zu haben. So findet sich im bedeutenden Privileg von Heinrichs Nachfolger, Erzbischof Konrad von Hochstaden, der die Burg 1243 wiedererrichten ließ, für die Stadt Rees 1241 der ausdrückliche Hinweis, dass die Reeser als Dank für ihre Heeresfolge für immer in Köln und Neuss von jeglichen Zöllen befreit seien (s. a. unter 4.5. Die städtischen Rechte).¹²²

1329 findet einer ihrer begrenzenden Rundtürme, das Rondell, erstmals Erwähnung: eine moderne Befestigung auf der Höhe der Zeit und gleichzeitig Eisbrecher vor der Gewalt des Stroms. Erst im Laufe des 14. Jahrhunderts wird dann die landseitige Fortsetzung der Steinmauer vollendet.¹²³ Der Zollturm wurde noch vor 1300 erbaut, der

¹²² Flink 1981, S. 23, mit Verweis auf REKIII 888 (Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter), *Die Urkunden der Stadt Rees* (Kastner), S. 36 f., Kastner, *Die Territorialpolitik der Grafen von Kleve*, S. 18 f.

¹²³ *Die Urkunden der Stadt Rees* (Kastner), 30: 1329, 15. April, S. 48 f., Kastner 1997, S. 68.

Mühlenturm ab 1470, für den Herzog Johann I. 200 Basaltsteine von der verfallenen Burg Aspel zur Verfügung stellte.¹²⁴

Weitere Fortifikationen schlossen sich im ausgehenden 15. und nachfolgenden 16. Jahrhundert an, darunter die Kasematte im Städtischen Museum Koenraad Bosman, eine imposante, in den Graben zwischen Stadtmauer und Außenwall gesetzte „Streichwehr“, deren Geschütze den Stadtgraben zu „bestreichen“ hatten, sollte der Feind ihn erreichen. Derartige, wenn auch runde „Streichwehren“, empfahl auch Dürer in seiner 1527 erschienenen Befestigungslehre, wie auch die bombensicher überwölbten Geschützstellungen, die stichbogig überfangenen Schießscharten und Rauchabzüge, wie sie sich in der Reeser Kasematte wiederfinden. Auch das bedeutend erweiterte Rondell am Ostring wie auch die 1583 erbaute Bastei am Westring folgen der Befestigungsmanier Albrecht Dürers.¹²⁵

Auch wenn sich kein exaktes Datum für den Bau der „Streichwehr“ unter dem Bosman-Museum in den schriftlichen Quellen findet, so ergibt ein Vergleich der Kartenwerke, die Christian Sgrooten als königlicher Kartograf für Philipp II. von Spanien anfertigte, dass ihre Entstehungszeit etwa zwischen 1567 und 1590 zu datieren ist. Während Sgrootens sogenannter *Brüsseler Atlas* (ca. 1567–1573) Rees noch ohne entsprechende Befestigung zeigt, so weist die Stadt auf der in seiner Kalkarer Werkstatt produzierten Karte von Kleve und Ravenstein nebst Grenzgebieten (1590) bereits ihre voll entwickelte Dürerbefestigung auf, wie es auch Sgrootens sogenannter *Madridener Atlas* (ca. 1573–1592) andeutet.¹²⁶

Die Reeser Wehrbauten zogen auch entsprechendes Fachpersonal an. Zwei Armbrustfabrikanten ließen sich so in Rees 1433 und 1439 nieder. Auch beim Geschützwesen versuchte man, auf der Höhe der Zeit zu sein. 1443 erwarb so ein „*vyrwerker*“, ein Geschützmeister, das Reeser Bürgerrecht.¹²⁷

Im 17. Jahrhundert folgen Bauten der niederländischen Befestigung älterer Manier, im 18. Jahrhundert französische Befestigungen der Vaubanschen Schule.¹²⁸ Lange vor den verheerenden Zerstörungen in der Endphase des Zweiten Weltkrieges besaß Rees mit seinen erhaltenen Wehranlagen aus Mittelalter und Früher Neuzeit ein Alleinstellungsmerkmal unter den Städten des Unteren Niederrheins.¹²⁹ Dies ist trotz des infernalischen Schlussaktes der alliierten Rheinlandoffensive im Frühjahr 1945 bis

¹²⁴ Düffel 1972, S. 49.

¹²⁵ Herzog, *Die Kasematte am Falltor*, S. 103 f.

¹²⁶ Veltzke (Hg.), *Wesel und die Niederrheinlande*, doppelseitiger Kartenvorsatz: Karte der Sgrooten-Werkstatt 1590, *Christian Scrooten (1525–1603); Meister der Kartografie aus dem Land zwischen Rhein und Maas*, Kartenausschnitte mit Rees aus dem Brüsseler und Madridener Atlas, S. 7, 15.

¹²⁷ Rütten, S. 93 f.

¹²⁸ Kastner 1997, S. 80 f., Düffel 1972, S. 61 f., 85.

¹²⁹ Klapheck, *Die Baukunst am Niederrhein*, 1. Bd., S. 88. Ein weiteres Alleinstellungsmerkmal am Niederrhein besitzt auch der allerdings erst Anfang des 18. Jahrhunderts angelegte jüdische Friedhof auf der mittelalterlichen Stadtmauer nahe dem früheren Rheintor, vgl. hierzu: Roos, *Jüdische Friedhöfe in Rees*, S. 1–61.



Abb. 5: Ein Abschnitt der mittelalterlichen Stadtumwehrung vom Mühlenturm bis zum Rondell, StA Rees, (Foto Rainer Breuer, Emmerich)

heute so geblieben.¹³⁰ Ein weiteres, sogar niederrheinweites Alleinstellungsmerkmal ist der zu Anfang des 18. Jahrhunderts angelegte jüdische Friedhof auf der mittelalterlichen Stadtmauer nahe des früheren Rheintors.¹³¹

4.5 Die städtischen Rechte

Die Rechtsausstattung der Stadt Rees durch die Kölner Erzbischöfe ist im Vergleich mit niederrheinischen Nachbarstädten als ausgesprochen gut zu bezeichnen. So ist dem Reeser Stadtgericht, wenn auch mit Einschränkungen, der „Blutbann“, also die hohe Gerichtsbarkeit über Leib und Leben, übertragen.¹³² Unter allen klevischen

¹³⁰ Vgl. Kühlen, *Kriegstote aus Rees im 2. Weltkrieg*, S. 21–42.

¹³¹ Vgl. Roos, S. 1–61.

¹³² Der erzbischöfliche Schultheiß ordnet Hinrichtungen an, wobei die Stadt auch gegen seinen Willen Hinrichtungen vornehmen kann, dann aber für die Kosten aufkommen muss, Rütten, S. 105, Liesegang, *Recht und Verfassung von Rees 1889*, S. 95. Die Wachszinspflicht gegenüber dem Marienstift für die Hörigen blieb nach der Stadterhebung erhalten, wie wohl auch die sogenannte Kurmut: Hiernach „mussten die Wachszinser bei jedem Erbfall das beste Stück ihrer beweglichen Habe dem Herrn nach dessen Wahl überlassen.“ Rütten, S. 101.

Städten hält Rees mit 68 landesherrlichen Privilegien die Spitze noch vor Wesel mit 66, wobei 31 dieser Reeser Urkunden noch unter erzbischöflicher Landesherrschaft bis zur Verpfändung an Kleve 1392 ausgestellt wurden.¹³³

Heinrich von Müllenarks Nachfolger, Erzbischof Konrad von Hochstaden, darf ebenfalls zu den großen Förderern von Rees gerechnet werden. 1240 erklärt er eine vom Reeser Stadtgericht gegen Ritter Bernhard von Rees verhängte schwere Buße nach Reeser Stadtrecht als gültig an, obwohl das Kölner Ministerialengericht deren Rechtmäßigkeit bestritt.¹³⁴

Besonders hervorzuheben ist das große Reeser Privileg des Konrad von Hochstaden vom März 1241, das aufgrund seines Inhalts als „die eigentliche Stadtrechtsurkunde zu werten“ (Flink)¹³⁵ ist. Die Hauptpunkte seien hier kurz erwähnt:

- Die Reeser Bürger haben für ihre gegenwärtigen und zukünftigen Wohngebäude 6 kölnische Denare pro Jahr zu zahlen und sind dafür ab sofort von allen anderen Dienstleistungen und Steuerzahlungen befreit.
- Ihre Heeresfolge wird auf eine Entfernung von 4 Meilen festgelegt.
- Sämtliche, auch zukünftige Einkünfte der Stadtgemeinde haben dem Ausbau der Stadt zu dienen.
- In Rees finden drei jeweils vier Tage dauernde „Freimärkte“ pro Jahr statt: in der Pfingstoktav, am Tag vor Mariä Geburt (8. Sept.) und am Tag vor Michaeli (29. Sept.). Allen Besuchern wird der Schutz des Marktrechtes zugesprochen. Bei entstandenen Schäden auf der Hin- und Rückreise sollen sie hierfür entschädigt werden.
- Für ihre erwiesene Treue zur Kölner Kirche und als Dank für die geleistete Heeresfolge sind die Reeser für immer in Köln und Neuss von sämtlichen Zöllen befreit.

Die letztgenannte Vergünstigung erbrachte für den Reeser Fernhandel einen entscheidenden Vorteil, vor allem für den Verkauf des weithin geschätzten Rheinweins, und behielt ihre Gültigkeit, wenn auch ab 1363 schon eingeschränkt,¹³⁶ bis zur Unterstellung der Stadt unter klevische Herrschaft 1392.¹³⁷ Nur Wesel brachte es später im Herzogtum Kleve auf vier und neben Rees nur noch die Residenzstadt Kleve auf drei Jahrmärkte.¹³⁸ Rees erhielt 1266 noch vor Wesel (1278) und Duisburg (1288) das Akziserecht, also das Privileg, eine Verbrauchssteuer einzuführen. Mitte des 14. Jahrhunderts besaßen dann alle klevischen „Hauptstädte“ das Akziserecht.¹³⁹ Hierzu zählte

¹³³ Flink 1985, S. 77 f.

¹³⁴ Rütten, S. 48 f., *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees* (Kastner), 4: 1240, 4. Juni, S. 36.

¹³⁵ Flink 1981, S. 23, *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees* (Kastner), 5: 1241 März, S. 36 f.

¹³⁶ Siehe Kap. 4.9. Handelsgebiete und Zölle.

¹³⁷ Flink 1981, S. 23.

¹³⁸ Ohne die seit den 1570er-Jahren stattfindenden reinen Vieh- und Pferdemarkte, Flink 1985, S. 91.

¹³⁹ Flink 1985, S. 89.

die Marktakzise, die für alle auf dem Reeser Markt befindlichen Fässer und verkauften Waren die Akzise („Syse“, „Ziese“) war und wohl die einträglichste städtische Steuer darstellte.¹⁴⁰

Wie ab 1281 bezeugt, bestand die Stadtregierung in Rees aus dem Bürgermeister und je 12 Schöffen und Ratsherren, was vor allem den geldrischen Stadtverfassungen (Ratsherren: frühestens in Nimwegen 1282)¹⁴¹ entsprach.¹⁴² Keiner dieser Reeser Entscheidungsträger wurde von der Bürgerschaft gewählt: Man ergänzte sich hier, bis zur Reform des klevischen Herzogs Johann I. 1473 (s. Kap. 4.8), selbst durch Zuwahl aus den eigenen Familien und Kreisen. Im Gegensatz zu den meisten anderen klevischen und geldrischen Städten lassen sich in Rees bis dahin keine Widerstandsregungen gegen diese Art von kommunalem Familienpatriarchat feststellen.¹⁴³

4.6 Zünfte (Gilden)

Ebenfalls in die erzbischöfliche Zeit fallen die vom Reeser Magistrat 1335 erlassenen Regularien zur Qualitätssicherung der Wollproduktion und zu den Tuchmaßen, hier erstmals belegt am Unteren Niederrhein und überdies eine der frühesten Urkunden in deutscher Sprache für diesen Raum. In Städten mit größerer Tuchproduktion fanden sich Lombarden als Geldverleiher in Wesel und Rees bereits 1303, die frühesten Beispiele dieser Art in den Städten des späteren Herzogtums Kleve.¹⁴⁴

Die Entwicklung des Zunftwesens vollzog sich unter dem erzbischöflichen Krummstab in den Städten Rees und Xanten früher als in Emmerich, Kalkar und Wesel.¹⁴⁵ Schon unter der Herrschaft der Kölner Erzbischöfe hatten sich in Rees so die Wollenweber, wie auch die Fischer, Fleischer und Bäcker zu Zünften zusammengeschlossen. Im 15. Jahrhundert folgen die Zunftordnungen der Schröder (Schneider), Schmiede und Schuhmacher, die aber wohl auf ältere Amtsbriefe zurückgehen.

In Rees war im 14. und 15. Jahrhundert eine äußerst breit gefächerte Palette verschiedenster Sparten von Kaufmannschaft und Handwerk vertreten, darunter Baumeister, Waffenmacher, Glasmacher, Pelzer (Kürschner) und auch Goldschmiede. Zu diesem Befund eines vielschichtigen Waren- und Gewerbeangebots passt ebenso, dass Rees drei viertägig stattfindende Jahrmärkte.¹⁴⁶

¹⁴⁰ Kopialbuch der Stadt Rees 1473, die Gewohnheiten und Statuten der Stadt enthaltend, Copialis liber, Bl. 14: Stadtarchiv Rees, *750 Jahre Stadt Rees*, S. 27.

¹⁴¹ Thissen, Benders, *Von der Grafschaft zum Herzogtum*, S. 130.

¹⁴² *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees* (Kastner), S. 13.

¹⁴³ *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees* (Kastner), S. 13, Rütten, S. 93 f., 110.

¹⁴⁴ Flink 1985, S. 92, *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees* (Kastner), Nr. 35: 1335, 13. Mai, S. 51 f., s. a. Einleitung, S. 13.

¹⁴⁵ Liesegang 1897, S. 663.

¹⁴⁶ *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees* (Kastner), S. 13, Rütten, S. 93 f., 110, Liesegang 1897, S. 685.



Abb. 6: Den ab 1470 errichteten Mühlenturm – ein Wahrzeichen der Stadt Rees – bekrönte früher eine Windmühle. Sie malte Getreide für die Bäcker der Stadt und diente als Lohmühle für die Lederfabrikation. Das Sockelgeschoss ist mit Basaltsteinen von Burg Aspel verstärkt (Foto: Bastian Detzkies)

Auch wenn das Woll- und Tuchgewerbe in Rees ausgeprägt war, wurde es doch wie am gesamten Unteren Niederrhein im 14. Jahrhundert von Goch übertroffen. Das in der Auffassung des 13. Jahrhunderts als „ideale Stadt“ angelegte Kalkar besaß seine Stärken in Landwirtschaft, Getreidehandel, Woll- und Tuchgewerbe und stellte wirtschaftlich im 14. Jahrhundert selbst die Residenzstadt Kleve in den Schatten.¹⁴⁷ Seit Beginn des 16. Jahrhunderts war Kalkar am Unteren Niederrhein führend in der Bierherstellung. Insgesamt gesehen nahm freilich Wesel gegen Ende des Mittelalters am Unteren Niederrhein in der wirtschaftlichen Entwicklung den ersten Platz ein. Wesel und auch Emmerich hatten Rees nun wirtschaftlich überholt.¹⁴⁸

Eine führende Alleinstellung besaß Rees innerhalb der klevischen Städte jedoch weiterhin im Fischereigewerbe. Zwar nahm die Fischerei in den meisten Rheinstädten eine wichtige Stellung ein. In Orsoy und Emmerich existierten ebenfalls Fischer-siedlungen wie in Rees. Eine überregionale Bedeutung erlangte allerdings nur die Salmfischerei in Rees.¹⁴⁹ Die Reeser Fischergilde, die „Bruderschaft vom Heiligen Geist“, war eine der einflussreichsten Zünfte der Stadt und unterhielt den Armenhof gleichen Namens in der Reeser Oberstadt.¹⁵⁰ 1391 bekam sie den Amtsbrief, früher als die Fischer der klevischen Städte. Lediglich Orsoy 1438 und Emmerich 1449 folgten hier noch nach.¹⁵¹

4.7 Exkurs: Der besondere Fischfang vor Rees

Die selbstbewussten Reeser Fischer, die vor der Stadt siedelten, scheuten weder den Konflikt mit der städtischen Obrigkeit noch mit hochadligen Herrschaften.

Geradezu legendär wurde 1391 während einer Fehde zwischen dem Kölner Erzbischof und dem Grafen Adolf I. von Kleve-Mark der Überfall der Reeser Fischer auf just denselben und sein Gefolge, als dieser in der Nacht Rees zu Schiff passierte. Willem van Berchen setzt in seiner geldrischen Chronik über die Jahre 1343 bis 1481 – allerdings mit der nicht unwesentlichen Einschränkung „so sagt man“ – noch hinzu, dass Graf Adolf auf dieser Nachtfahrt zu seiner Geliebten, einer Kanonissin im Stift Elten, unterwegs gewesen sei.¹⁵²

Den Hintergrund für diese spektakuläre Aktion bildete eine schon etwa drei Jahre andauernde Fehde zwischen Erzbischof Friedrich III. von Saarwerden und dem Klever Grafen um ihre Besitzansprüche auf Herrschaft und Burg Linn. Graf Adolf wurde dann als Gefangener in der Stadt Rees festgehalten, was die Belagerung der Stadt durch ein klevisches Heer unter Führung der beiden jüngeren Brüder Graf Adolfs

¹⁴⁷ Burkhard, *10.000 Jahre Niederrhein*, S. 48.

¹⁴⁸ *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees* (Kastner), S. 13, Flink 1985, S. 92 f.

¹⁴⁹ Flink 1985, S. 89.

¹⁵⁰ *750 Jahre Stadt Rees*, S. 29.

¹⁵¹ Flink 1985, S. 93.

¹⁵² de Mooy (Hg.), *Die geldrische Chronik des Willem van Berchen*, S. 65.

nach sich zog. An dieser Belagerung nahm auch ein Aufgebot aus Kalkar teil, dem es gelang, in die Stadt Rees einzudringen, dann aber durch bewaffnete Reeser Bürger wieder hinausgetrieben wurde. Dies löste nun eine weitere Fehde aus, diesmal zwischen Rees und Kalkar, wobei beide Parteien das Landgebiet der jeweils anderen Stadt plünderten, Felder verbrannten und Vieh wegführten. Graf Adolf wurde schließlich den Belagerern ausgeliefert.¹⁵³

1392 stand am Ende dieses Konfliktes ein Kompromiss: Erzbischof Friedrich III. erhielt Herrschaft und Burg Linn, auf die der Graf verzichtete. Dafür hatte Friedrich 70.000 Gulden zu zahlen, wovon er lediglich 13.000 bar entrichtete und für die Restschuld dem Grafen die Herrschaft Aspel mit der Stadt Rees als Pfandbesitz überließ. Graf Adolf bekam des Weiteren noch die Hälfte der Stadt Xanten zugesprochen.¹⁵⁴

Graf Adolf besaß den Weitblick, den Reesern zusammen mit seinen beiden Brüdern und seinen zwei Söhnen, darunter sein Nachfolger Graf Adolf II. von Kleve-Mark (seit 1417 der erste Herzog von Kleve), zuvor zu versichern, Stadt und Bürger „weder benachteiligen, noch belästigen, noch behindern zu wollen“.¹⁵⁵ Nachdem der frühere Reeser Gefangene nun zum Herren der Stadt geworden war, kann dies durchaus als eine beruhigende Feststellung für ihre Bewohner gewertet werden. Tatsächlich hielt sich der klevische Regent an seine Zusicherung und erwies sich wie seine Dynastie überhaupt als Förderer der städtischen Entwicklung. Obwohl nur klevischer „Pfandbesitz“, sollte Rees nicht mehr unter die Herrschaft des erzbischöflichen Krummstabes zurückkehren.

Der erfolgreiche Handstreich der Fischer ist nicht völlig überraschend, stellt man in Rechnung, dass die Fischergilde wie die übrigen Gilden Wehrgemeinschaften waren, deren Mitglieder über einen Harnisch mit Brustpanzer, Eisenhut, Eisenkragen und Pike oder eisenbeschlagene Keule verfügen mussten.¹⁵⁶ Wiederkehrende Konflikte der Reeser Fischer mit dem Magistrat veranlassten Herzog Johann III. dann 1530, deren außerstädtische Siedlung auf dem Damm aufzulösen, um zu verhindern, dass sie sich „*bey einandern rotten*“ und zu bewirken, dass sie „*ghein vergaderinge und geset- ten under sich maicken*.“¹⁵⁷

4.8 Blütezeit im 15. Jahrhundert und ein eklatanter Ungehorsam

Das 15. Jahrhundert darf als besondere Blütezeit für Rees bezeichnet werden, sowohl für Handel und Gewerbe als auch hinsichtlich einer repräsentativen Baupolitik, die sich u. a. im neuen Rathaus aus mittelh rheinischem Tuffstein (nicht aus Backstein!)

¹⁵³ *Clevische Chronik*, S. 71 f., s. a. Kastner, 1997, S. 70.

¹⁵⁴ Kunde (Hg.), *Das Stammbuch der Grafen und Herzöge von Kleve*, S. 88.

¹⁵⁵ Die Urkunden des Stadtarchivs Rees (Kastner), S. 71: Nr. 101: 1391, 30. November.

¹⁵⁶ Flink 1985, S. 94.

¹⁵⁷ Flink 1985, S. 94.

mit elegantem Fassadendekor, Hauptturm und Ecktürmchen, in der Erweiterung der Stiftskirche und der neu errichteten Franziskanerkirche ausdrückte. Seit 1443 stand für städtische Bauprojekte ein eigener Stadtbaumeister zur Verfügung.¹⁵⁸ Von großem Vorteil war für Rees, dass auch unter den klevischen Grafen und Herzögen alte Zollfreiheiten in Gebieten der Kölner Erzbischöfe erhalten blieben wie auch die traditionellen Handelsbeziehungen in die Niederlande.¹⁵⁹ So sind in Reeser Urkunden vielfach Heirats- und Geschäftsbeziehungen nach Doetinchem, Doesburg, Zutphen und bis nach Deventer und Kampen erwähnt.¹⁶⁰

Der städtische Wohlstand schlug sich nicht zuletzt in vielen frommen Stiftungen zum Armenwesen nieder: so dem Melatenhof, der „Bruderschaft unserer lieben Frau“ (1429), den Armenhöfen „Zum heiligen Geist“ (1470) und „Zu den 12 Aposteln“ (1480). Die Einwohnerzahl der Stadt stieg in diesem Jahrhundert auf etwa 3000 an.¹⁶¹

Für städtischen Stolz und Wohlstand der Stadt Rees sprechen auch ihre erhaltenen Typare (Siegelstempel), von denen die Stempel des Stadtsiegels und des Schöffensiegels (s. u.) zu den prächtigsten des Rheinlands zählen.¹⁶² Lediglich neun Städte des Rheinlands verfügen heute noch über nur insgesamt 20 Typare.¹⁶³

Bereits der Siegelstempel des zweiten großen Reeser Stadtsiegels (1278–1288) ist von erlesener Qualität und zeigt den hl. Petrus in einer Architekturkulissee des Kölner Doms, die die damaligen modernen gotischen Formen aufnahm. Mit größerer Feinheit als sonst üblich ist der Stempel des Sekretsiegels von 1490¹⁶⁴ gestaltet wie auch der des Schöffensiegels von 1473, der gleich ein regelrechtes ikonografisches Programm in schöner Ausführung bietet: Zwei Engel stützen die Mitra des Erzbischofs im Chormantel und halten die Enden seines Gürtels (Zingulums) oberhalb des Stadt-



Abb. 7: Wilhelm Born, *Das Reeser Rathaus* (Mitte des 15. Jahrhunderts errichtet – 1945 zerstört), 1991, Öl auf Leinwand, Städtischer Kunstbesitz

¹⁵⁸ Rütten, S. 96.

¹⁵⁹ Düffel 1972, S. 47, Rütten, S. 96f.

¹⁶⁰ *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees* (Kastner), S. 14.

¹⁶¹ Düffel 1972, S. 48.

¹⁶² Diederich, S. 100, 315 ff.

¹⁶³ Werner Bornheim gen. Schilling: Zum Geleit, in Diederichs, S. 5.

¹⁶⁴ Umzeichnung bei Rütten, S. 141, 750 Jahre Stadt Rees (Kastner), S. 18: Nr. 36a, b.

wappens.¹⁶⁵ Dieter Kastner nennt den in Rees ansässigen Goldschmied Henrick then Bouhave als Schöpfer beider Siegel. Goldschmiede hatten vor der Ernennung zum Meister ihre Kunst durch die Anfertigung eines Siegels nachzuweisen.¹⁶⁶

Während das Schöffensiegel von 1473 die göttlich gestärkte Herrschaft und apostolische Nachfolge des Erzbischofs betonte, erfolgte im gleichen Jahr eine gewisse „Demokratisierung“ der Stadtverfassung durch Herzog Johann I. Wie in Rees 1473 beseitigten die klevischen Herzöge zwischen 1444 und 1514 in all ihren Städten das Erbschöffentum und machten die Besetzung des Schöffenkollegiums (das frühere eigentliche Machtzentrum), wie auch des Rates und der in Rees und anderen Städten neu eingeführten Geschworenengremien, von Wahlen durch die Bürgerschaft bzw. ihren Wahlmännern abhängig.¹⁶⁷

Naheliegend ist, dass die symbolhafte Berufung auf den Erzbischof als „eigentlichem“ Landesherrn im Reeser Schöffensiegel ein Widerstandszeichen gegen die Machtreduktion der Schöffen und eine Art Gegengewicht zur tatsächlichen klevischen Landesherrschaft darstellte, die sich auch in der starken Stellung des Amtmannes als unmittelbarem Vertreter des Herzogs in der neuen Stadtverfassung ausdrückte. So haftete der Autorität der klevischen Dynastie, die Rees nur als Pfandbesitz übertragen bekommen hatte, immer noch der Charakter der Vorläufigkeit an.¹⁶⁸

Rees mangelte es so auch nicht an städtischem Stolz gegenüber dem Nachfolger Herzogs Johanns I. Johann II. belastete sein Territorium durch kostspielige Kriegszüge und die „standesgemäße“ Versorgung seiner zahlreichen illegitimen Kinder (ca. 63), was ihm im Lande den Beinamen der „*Kindermaker*“ einbrachte. Schon 1481 hatte er sich in Rees unbeliebt gemacht, da er sich anlässlich der Huldigung in Rees weigerte, auf die städtischen Privilegien zu schwören, allerdings wenig später klein beigab und versprach, die Stadt ihre alten, aus kölnischer Zeit datierenden Freiheiten und Privilegien genießen zu lassen wie auch den Rechtsstatus der Stadt Rees als kölnisches Pfand anerkannte. Ab 1497 konfrontierten die Reeser Bürger ihren Herzog dann mit einem anhaltend ungehörlichen Verhalten, das dieser in einem Schreiben an die Stadt am 27. März 1501 schwer rügte: Etliche Reeser Bürger und Stadtgewaltigen hätten einen „*oploep*“ (Auflauf/Aufstand) unternommen. Sie hätten sich unter Mitführung eines „aufgesteckten“ Hutes (im Mittelalter: ein rebellisches Freiheitszeichen) zusammengetrotzt, seien auf mutwillige Weise vor die Stadt gezogen und hätten darüber hinaus die von ihm gegebene Schöffen- und Ratswahl missachtet (missbraucht). Der Herzog habe daher vorerst beabsichtigt, den Reeser Bürgern ihr Wahlrecht zu entziehen, begnüge sich aber nun mit einer Geldstrafe.¹⁶⁹ In Rees hatte man aber vor-

¹⁶⁵ 750 Jahre Stadt Rees, S. 18: 33, Umzeichnung bei Rütten, S. 141.

¹⁶⁶ *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees* (Kastner), S. 13, s. a. Nr. 441. S. 254f.

¹⁶⁷ Flink 1985, S. 86ff.

¹⁶⁸ Noch unter brandenburgischer Herrschaft schloss die Verteidigung des Magistrats bis 1635 den Kölner Erzbischof als obersten Landesherrn ein. Düffel 1972, S. 43.

¹⁶⁹ 750 Jahre Stadt Rees, S. 15, *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees* (Kastner), S. 21, 26, *Stadtarchiv Rees, Urkunde Herzog Johanns II. 27. März 1501*, s. a. *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees* (Kastner),



Abb. 8: Zweites Großes Stadtsiegel und Schöffensiegel von Rees, Städtisches Museum Koenraad Bosman (Foto: Axel Breuer, Plan B, Rees)

sorglich schon vorher mit einem Schreiben vom 23. März 1501 reagiert und die vereinbarte Buße gegenüber dem Herzog in Höhe von 400 rheinischen Goldgulden zusammengebracht.¹⁷⁰ Vom gleichen Tag datiert ein Revers, in dem die Reeser Bürgerschaft demütig ihr Unrecht eingestand und bekannte, dass die neuen Wahlen „stets in Gegenwart und unter Aufsicht des herzoglichen Amtmanns“¹⁷¹ stattzufinden hätten. Erich Liesegang ist somit zuzustimmen, dass hierin wohl der Kern des Vergehens bestanden hat.¹⁷²

Tatsächlich gelang es den Reesern, die Wahl der Schöffen und Räte ohne Beisein des herzoglichen Vertreters durchzuführen und so jahrelang mit einer vom Landesherrn nicht autorisierten Stadtverwaltung zu regieren. Die herrschaftliche Stellung Johanns II. 1501 freilich schon erschüttert, hatte er doch im gleichen Jahr den Landständen nach all seinen Eskapaden die Kontrolle der Landesverwaltung durch ihre Räte zugestehen müssen.¹⁷³

Die anhaltende Finanznot des Herzogs, in der Rees auch nach dem Vorkommnis von 1497 „seiner fürstlichen Gnaden“ behilflich sein konnte, dürfte das Ihrige dafür getan haben, dass die Reaktion des Herzogs so spät erfolgte und nach den Maßstäben der Zeit relativ milde ausfiel.

Nr. 350, 351, S. 222 f., Düffel 1972, S. 48 f.

¹⁷⁰ Liesegang 1897, S. 701.

¹⁷¹ Liesegang 1897, S. 702, hier auch Hinweis auf die Provenienz: heute Landesarchiv Nordrhein-Westfalen (Abt. Rheinland (Duisburg), Kleve-Mark Nr. 1739.

¹⁷² Liesegang 1897, S. 702 f.

¹⁷³ Hövelmann, *Johann II.*, S. 375.

4.9 Handelsgebiete und Zölle

Unter den zuletzt sieben klevischen Hauptstädten führte Rees den Namen *Resa uber*: das fruchtbare Rees. Auch wenn es sich bei den Beinamen dieser Städte um wohlklingende Gelehrtenbezeichnungen erst des 17. Jahrhunderts handelte,¹⁷⁴ so waren sie deshalb nicht unzutreffend. Tatsächlich besaß Rees mit der Reeser Feldmark und dem Reeser Bruch besonders fruchtbare Böden. Die bevorzugten Handelsgebiete der Stadt lagen im territorialen Bereich der Kölner Erzbischöfe (darunter auch Köln und Neuss), im Stift Münster und in niederländischen Nachbarregionen (Overijssel, Gelderland).¹⁷⁵

Rees war Umschlagplatz für Waren, die über den Rhein hierherkamen. Die Routen Reeser Händler und Schiffer führten rheinaufwärts bis Köln und rheinabwärts über Arnheim und Nimwegen bis zur Rheinmündung.¹⁷⁶ Ein entscheidender Handelsvorteil war hier die schon 1241 von Erzbischof Konrad von Hochstaden festgestellte Zollfreiheit für Reeser Händler in Köln und Neuss (s. Kap. 4.3), die sich für Reeser Händler besonders beim Luxusprodukt des Rheinweins auszahlte. 1363 grenzte Adolf von der Mark für die Bürger der Stadt Rees als Elekt-Erzbischof zu Köln diese Zusage insofern ein, als die Zollfreiheit für Weine nur noch für den Verkauf in Rees und teilweise noch in den Nachbarorten galt. Waren, die von Reesern weiter rheinabwärts transportiert wurden, waren nun zollpflichtig.¹⁷⁷

Die Klever Herzöge setzten im 15. Jahrhundert diesen Kurs fort, so Herzog Adolf I., der Reeser Kaufleuten, die den Rhein befuhren, 1424 nur den halben Zoll in Orsoy und Büderich abverlangte, während seine Nachfolger Johann I. und Johann II. (1493) den Reesern hier die komplette Zollfreiheit attestierten, letzterer nachweislich gegen eine beträchtliche Leihsumme (200 Goldgulden), bis zu deren Rückerstattung die Zollfreiheit auch am Zoll in Lobith galt und an allen drei Stationen auch für den Landverkehr und selbst dann, wenn Reeser Waren auf fremden Schiffen oder Karren transportiert wurden.¹⁷⁸

Förderlich auf den Reeser Handel dürfte sich auch die Wiedereinrichtung des Reeser Zolls 1495 ausgewirkt haben. Für die Verlegung des Zolls hatte Rees an Herzog Johann II. zwar eine erhebliche Summe vorgestreckt, die die Stadt aber 1497 durch eine Beteiligung an den Zolleinnahmen refinanzieren konnte. Fremde Kaufleute, die mit ihren Schiffen in Rees anlegten, hatten nur die Hälfte des Zolls zu entrichten, während nicht ansässige Händler, die auf dem Landweg eintrafen, den Zoll in Gänze

¹⁷⁴ Flink 1985, S. 81.

¹⁷⁵ Düffel 1972, S. 47.

¹⁷⁶ Kastner 1997, S. 67.

¹⁷⁷ Allerdings nur in kleineren Mengen: Adolf Elekt-Erzbischof zu Köln usw., an die Schöffen, Räte und Stadtbürger zu Rees, Brühl (Brule), den 12. Dezember 1363, in: *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees* (Kastner), Nr. 66, S. 61.

¹⁷⁸ Urkunde Adolfs, Herzog von Kleve und Graf von der Mark, 19. Juni 1424, Urkunde Herzog Johanns II. von Kleve, v. 19. Mai 1493, in: *Die Urkunden der Stadt Rees* (Kastner), Nr. 174, S. 132, Nr. 423, S. 249.

zu tragen hatten.¹⁷⁹ 1499 versetzte der ewig finanzklamme Herzog Johann II. unter anderem Teile seiner Einnahmen durch die einträgliche Bierakzise in der fruchtbaren Rheinauenlandschaft „Hetter“ an die Stadt Rees.¹⁸⁰

Im Handel mit den Niederlanden spielten landwirtschaftliche Produkte eine starke Rolle. Im bis ins Mittelalter zurückreichenden „Historischen Bericht von der Stadt Rees“ aus der Feder des preußischen Steuerbeamten Küster in Wesel (1721)¹⁸¹ wurde festgehalten, dass der Handel mit „Holland“ gute Gewinne eingebracht habe, da man die Fahrten dorthin doppelt habe nutzen können, d. h. einheimisches Getreide abgesetzt und niederländische Waren eingekauft habe. Mit Nimwegen stand Rees nach Liesegang am „Ausgang des Mittelalters“ nach einer Urkunde von 1566 „in einem Bundesverhältnis“.¹⁸²

Auch der Handelsverkehr ins Münsterland sei, besonders durch den Verkauf von Gerste und Malz, bedeutend gewesen.¹⁸³ Da dieser Verkehr über Land stattfand, erbrachte der Karrenzoll für Rees, wie auch für Emmerich, beträchtliche Erlöse. Besonders Malz wurde im 16. und 17. Jahrhundert in großen Mengen ins münsterländische Westfalen ausgeführt.¹⁸⁴

Auch was die Einfuhr aus den Niederlanden betrifft, sind die Statuten der Stadt Rees (1473) aufschlussreich. Hier wurden u. a. die Taxen der Marktakzise für eingeführte Fass-Waren festgestellt, darunter auch das von den Niederlanden eingebrachte Handelsgut wie Heringe, Heringsschmalz, Salz und Butter. Auch das Öl, wie die Feigen und Rosinen¹⁸⁵ könnten aus den Niederlanden geliefert worden sein.

4.10 Deichbau und Rheinschifffahrt

Die klevischen Landesherrn förderten gezielt die wirtschaftliche Entwicklung ihres Herrschaftsgebietes, auch durch Landgewinnung mit der Anlage von Banndeichen und Einpolderungen.¹⁸⁶ Bis in das 14. Jahrhundert reichen Teile der Deichordnung der Stadt Rees zurück, eine der ältesten des Niederrheins, auch wenn sie nur in einer Abschrift von 1473 vorliegt. Das Amt des Deichgrafen in Rees versah immer der jeweilige Bürgermeister.¹⁸⁷

¹⁷⁹ Urkunde Johannis II., Herzog v. Kleve und Graf v. d. Mark, 13. Juni 1497, in: *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees*, (Kastner), 1142–1499, Nr. 450, S. 257, s. a. Nr. 441. S. 254f.

¹⁸⁰ Urkunde Johannis II., Herzog von Kleve und Graf v. d. Mark, 5. Febr. 1499, in: *Die Urkunden des Stadtarchivs Rees*, (Kastner), Nr. 457, S. 260f.

¹⁸¹ Abschrift des Berichts in den Reeser Rathausakten (Acta specialia 1, 112, 4), Düffel 1972, Anm. 32, S. 141.

¹⁸² Liesegang 1897, S. 608.

¹⁸³ Düffel 1972, S. 72.

¹⁸⁴ Liesegang 1897, S. 608.

¹⁸⁵ Copialis liber 1473, *750 Jahre Stadt Rees*, S. 27, Rütten, S. 69f.

¹⁸⁶ Kastner 1997, S. 70, 72.

¹⁸⁷ Copialis liber 1473, Bl. 24, Stadtarchiv Rees, *750 Jahre Stadt Rees*, S. 30.

In der Rheinschifffahrt besaß Rees eine starke Stellung. So kam der Betrieb eines Marktschiffes der Stadt Wesel nach Nimwegen erst in Schwung, als der Rat in Wesel, nachdem ein Weseler daran gescheitert war, beschloss, zwei Reeser „Feren“ 1559 die Führung des Marktschiffes anzuvertrauen. Voraussetzung war für beide Reeser Schiffer der Weseler Bürgerstatus. Da die beiden das Marktschiff auf eigene Kosten bauten und unterhielten, bekamen sie das Bürgerrecht geschenkt, mussten aber sicherheits halber eine Kautio n hinterlegen, damit sie Kaufleute und Passagiere zufriedenstellten und regelmäßig verkehrten. Die Kooperation scheint nicht ohne Erfolg gewesen zu sein. Noch 1567 taucht einer der beiden Reeser Schiffsleute als Marktschiffer zwischen Wesel und Nimwegen auf. In Nimwegen fanden Weseler Kaufleute dann ein breites und qualitätsvolles Angebot brabantischer und holländischer Waren. Der Handelsplatz Nimwegen wurde so über Antwerpen mit Zucker, Öl, Seidenwaren, französischen Weinen und anderen Luxuswaren versorgt.¹⁸⁸

Leisteten Reeser Schiffer im geschilderten Fall Unterstützung für den Nimwegen-Handel Weseler Kaufleute, in dem sicher auch Hanseprivilegien eine Rolle spielten, so sind hier auch eigenständige Unternehmungen von Reeser Schiffern nicht auszuschließen. Die wirtschaftliche und kulturelle Verflechtung mit dem niederländischen Raum ist seit dem 11. Jahrhundert ein Kontinuum der Reeser Geschichte, das durch die Hansebeziehungen weiter verstärkt wurde.

4.11 „Devotio moderna“ und Humanismus in Rees

Das Herzogtum Kleve bildete, unterstützt von seiner Dynastie, einen ausgesprochenen Verdichtungsraum der sogenannten Devotio moderna (neuen Frömmigkeit), ausgehend von Geert Groote und seinen gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Deventer ins Leben gerufenen Bruder- und Schwesternschaften „vom gemeinsamen Leben“. Auch in Rees existierte mit St. Ursula (gegründet vor 1436) einer dieser Schwesternkonvente.¹⁸⁹

Mit ihrer individuellen Mystik und freien Zusammenschlüssen bildeten diese Gemeinschaften ein Kernstück der vorreformatorischen katholischen Reform. Diese von niederländischen Hansestädten ausgehende geistige Bewegung einer neuen Innerlichkeit wirkte weit in den Hanseraum hinein¹⁹⁰ und prägte hier auch die Kunst. Spiritualität und hansischer Wagemut waren eben keine Gegensätze, sondern standen in einer Wechselbeziehung.

¹⁸⁸ Münker, *Die Weseler Schifffahrt*, S. 19–25.

¹⁸⁹ Veltzke, *Die „Neue Frömmigkeit“ am Niederrhein*, S. 128. Der Konvent der Schwestern des gemeinsamen Lebens in Rees wurde später zu einem Konvent der Franziskaner-Tertiarinnen umgestaltet: Kelzenberg, *Heilandfrömmigkeit*, S. 269; zum Kloster der Franziskanerinnen s. a.: Belting, *Das Franziskanerinnen-Kloster zu Rees*, S. 6–15.

¹⁹⁰ Römer, *Die Hanse und die niederländische Städtewelt*, S. 128, 130.

Bis heute hat sich in der Reeser St. Marienkirche eine St. Georgsgruppe von der Hand des Klever Bildhauers und Bildschnitzers Dries Holthuys erhalten, der wohl in der Werkstatt des Arnt von Kalkar/van Zwolle ausgebildet wurde. Die Bezüge zu dessen St. Georgsaltar in St. Nicolai in Kalkar sind unübersehbar.¹⁹¹ Arnt von Kalkar/Zwolle und auch Dries Holthuys können als Meister der „beseelten“ Skulpturen gelten, die auf Innerlichkeit und Individualismus der *Devotio moderna* eine künstlerische Antwort gaben. Der seit 1491 in der Zwoller Werkstatt Meister Arnts arbeitende Holzschnitzer Jan van Halderen wohnte wohl in Rees und war am Hochaltar in St. Nicolai in Kalkar beteiligt.¹⁹²

In den Vereinigten Herzogtümern Jülich-Kleve-Berg besaß der Gelehrte und Rat Konrad Heresbach als Erzieher des Jungherzogs Wilhelm, des späteren Wilhelm V., allein schon durch die anhaltend enge persönliche Beziehung zu ihm große Bedeutung für die Vermittlung der Ideen von katholischer Reform und humanistischem Menschenbild. Als vertrauter Anhänger des Erasmus von Rotterdam versuchte Heresbach, dessen Ideen einer „*via media*“ – eines vermittelnden Weges zwischen den sich ausbildenden Konfessionen – in die Tat umzusetzen. Ähnlich wie Erasmus war auch Heresbach schon in jungen Jahren mit der *Devotio moderna* bekannt geworden, mit einigen ihrer Anhänger aus Deventer an der Domschule in Münster.¹⁹³

Auch Rees und sein Umland sind mit der Biographie Konrad Heresbachs verbunden. So gehörte Heresbach zu den Propsten des Reeser Marienstifts, dessen Kanoniker als Räte der Landesregierung oder als gelehrte Herren nicht selten auswärts lebten. 1529 erhielt er die Reeser Propstei als Pfründe von Herzog Johann III. von Jülich-Kleve-Berg, gab dieses geistliche Amt aber bereits 1536 wieder auf, um die Ehe eingehen zu können.¹⁹⁴ Humanistischer Einfluss im Kapitel des Marienstifts lässt sich zu jener Zeit nicht nur an der Person Heresbachs festmachen, sondern ebenso an seinem Scholaster Jakob Gresel und an seinem Dekan, dem aus Livland stammenden Jasar von Aldenbochum, der wie Heresbach gute Beziehungen zum Hof in Kleve unterhielt.¹⁹⁵

Heresbachs Frau Mechtelt van Duenen brachte nun das idyllisch gelegene Gut Lorward in Mehr, nahe bei Rees, heute Teil der Stadt Rees, in die Ehe, wo Heresbach bis zu seinem Tode 1576 weitgehend lebte. Hier fand er den Ruhe- und Kontrapunkt zu seinen politischen Geschäften in herzoglichen Diensten und entstand eine Vielzahl seiner Schriften, die schließlich 13 Bände füllen sollten.

In seinem wohl bekanntesten Werk „Vier Bücher über die Landwirtschaft“ (1570) schildert Heresbach das vertraute Miteinander mit seiner zweiten Frau Mechtelt von Loe auf Gut Lorward als ländliche Idylle: „Abends arbeite ich nicht. Lieber sehe

¹⁹¹ de Werd, *Zum Werk von Dries Holthuys*, S. 43f.; Lemmen, *St. Georgsgruppen am Niederrhein*, S. 67.

¹⁹² de Werd, *Die St. Nicolaikirche zu Kalkar*, S. 15.

¹⁹³ Doll, S. 79, s. a. Schäfer, *Stiftsschule*, S. 7.

¹⁹⁴ Wolters, *Konrad von Heresbach*, S. 88, 251–253.

¹⁹⁵ Doll, S. 79, s. a. Schäfer, S. 7.

ich die Herden heimkehren oder spaziere mit Frau und Freunden am Rhein durch Wiesen und Gärten. Sitzen wir am Winterabend bei der Lampe, so liest einer der Diener aus der Bibel oder sonst einem guten Buch vor.“¹⁹⁶ – „Was mich persönlich anbelangt“, so heißt es weiter, „kann ich ohne Übertreibung sagen, dass ich mir täglich zu bestimmten Stunden für den Gottesdienst Zeit nehme. Meine Prediger sind die Propheten und Apostel, die Kirchenväter Basilius, Johannes Chrysostomus, Gregor von Nazianz, Kyrill, Ambrosius, Cyprian, Augustinus und andere vorzügliche Prediger, und ich glaube, ich höre sie mit größerem Nutzen als [...] ein paar Schwätzer und die vielen Prediger in den Kirchen. Auch meine Frau liest fleißig in der Bibel und studiert täglich einige Psalmen in der Übersetzung. Wenn sie etwas nicht versteht, erkläre ich es ihr auf ihre Bitte hin.“¹⁹⁷

Das auf Gut Lorward entstandene Opus Heresbachs über die Landwirtschaft darf für den deutschsprachigen Raum als erste umfassende Darstellung der hier heimischen Landkultur eines herrschaftlichen Gutsbetriebes gelten.¹⁹⁸ Das breit angelegte Werk spannt den Bogen u. a. von Acker- und Gartenbau, Viehzucht und Jagdpraktiken über die Zweckmäßigkeit der verschiedenen Gutsbauten bis zu Details der Mühlen-technik und des Bierbrauens. Seine Erfahrungen als Gutsherr in Mehr sind hier auf vielfältige Weise eingeflossen.

Heresbach, dessen religiöser Standort zwischen Reformkatholizismus und Lutherum zu positionieren ist, prägte die Kirchen- und Toleranzpolitik der Herzöge Johann III. und Wilhelm V. entscheidend und trug so wesentlich dazu bei, dass dem Herzogtum Exzesse der Hexenverfolgung erspart blieben. In der Kreuzkapelle (heute: Heresbachkapelle) in der Willibrordikirche Wesels fand er seine letzte Ruhestätte, Seite an Seite mit seinen der Stadt überlassenen und in der Kreuzkapelle positionierten Büchern.¹⁹⁹

Heresbachs Gut Lorward in Mehr partizipierte als Entstehungsort und zum Teil auch als wirtschaftliches Betätigungsfeld an diesem schriftstellerischen Werk.

5 Das Fallbeispiel „von Reesen“:

Eine Familie aus Rees und ihre hansischen Fernhandelskaufleute

Das spätere ritterliche Geschlecht „von Rees“ stellte seit dem 11. Jahrhundert erst-rangige Amts- und Lehensträger für die weltlichen Besitzungen der Kölner Erzbischöfe in der Reeser Region und benachbarten Gebieten. Bis zur Stadterhebung nahmen seine Angehörigen als Schultheißen auch richterliche Befugnisse wahr, waren danach auch Funktionsträger für die faktischen klevischen Landesherren und bildeten als Reeser Schöffenfamilie bis in das 16. Jahrhundert hinein einen bedeutsamen

¹⁹⁶ Wolters, S. 140.

¹⁹⁷ Konrad Heresbach. *Vier Bücher über Landwirtschaft*, S. 6b.

¹⁹⁸ Schütte, *Landgebäude, Landleben und Landwirtschaft*, S. 70 f.

¹⁹⁹ Veltzke, *Konrad Heresbach und das Gelehrten Glück*, S. 203, 214–226.

Faktor der Stadtgeschichte.²⁰⁰ Abkömmlinge dieses Geschlechts finden sich seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert als Bürger und Kaufleute im Baltikum (Riga, Reval), seit dem 14. Jahrhundert im Preußenland (Danzig, Elbing, Thorn) und in Köln, Soest und Lübeck.

Spätestens um 1500 ist von der Existenz einer Art Familienhandelsgesellschaft der von Reesen auszugehen, die ihre Angehörigen für weitgespannte europäische Fernhandelsgeschäfte strategisch gut positionierte.²⁰¹ Für den Aufstieg dieser später bedeutenden hansischen Fernkaufleute dürften Handelskontakte bzw. der Hansehandel der prosperierenden Stadt Rees das Sprungbrett gewesen sein, möglicherweise auch über Beziehungen niederländischer Städte in den Ostseeraum.

Nachfolgend seien nun einige Schlaglichter auf ausgewählte Personen, Handelswaren und Handelsnetze der von Reesen geworfen.

Ein Gerlach Rese taucht bereits von 1286 bis 1298 als Bürger in Riga auf, dessen Familie 1624 zur dortigen Ritterbank gehörte.²⁰² Über die Risiken des frühen Handels in Nordosteuropa anlässlich der Fahrt einer Kogge Gerlachs, beladen mit Pottasche,²⁰³ über Wisby (1286) und der unrechtmäßigen Aneignung seines Rosses bei einem Pferdetransport deutscher Kaufleute von Smolensk nach Witebsk durch den dortigen Fürsten (um 1298), informiert das Hansische Urkundenbuch eindrucksvoll.²⁰⁴

Seit 1364 sind Angehörige der von Reesen als Bürger Danzigs nachgewiesen und seit etwa 1400 als Ratsherren und Kaufleute in Elbing. Ein Johann alias Henrich dieses Geschlechts wird 1390 Bürger in Danzig und kauft ein preußisches Schiff durch seinen Agenten in Edinburgh, den Danziger Hans v. Walde. Im preußischen Familienzweig sind im 16. Jahrhundert Handelsbeziehungen bis nach Polen (Weinhandel) und in die Niederlande (Roggenlieferung nach Groningen) belegt.

Jacob von Reesen (1485–1542), Kaufmann, Schöffe, Ratsherr und Richter in Danzig, unterstützte seinen Schwiegervater und Bürgermeister Eberhard Ferber, den „König von Danzig“ aus der mächtigsten Patrizierfamilie der Stadt,²⁰⁵ gegen den sogenannten Danziger Aufruhr 1525/26 militärisch. Die Ehe mit der Ferbertochter Barbara (1519) dürfte sich für Jacob von Reesen auch ökonomisch ausgezahlt haben.²⁰⁶ Auch die Ferbers kamen ursprünglich vom Niederrhein, aus der Tuch-

²⁰⁰ 750 Jahre Stadt Rees, S. 5, Rütten, S. 48 ff., anders Flink 1981, S. 19.

²⁰¹ Brand, *Untersuchungen zu Albrecht Dürers „Bildnis eines jungen Mannes“*, S. 64, 76.

²⁰² Tafel „Von Rehßen, Rhesen, van Reezen, Rees, Refse, Reze, Rex, Rheiden“ (handschriftlich), in: Genealogische Tafeln zu Familien aus Danzig sowie aus Westpreußen und Hinterpommern, hg. v. Verein für Familienforschung in Ost- und Westpreußen (VFFOW). Der VFFOW stellte hier die Tafeln im Internet bereit, die zw. 1988–1993 von Dorothea Weichbrodt, geb. von Tiedemann, unter dem Titel „Patrizier, Bürger, Einwohner der Freien und Hansestadt Danzig in Stamm- und Namenstafeln vom 14.–18. Jahrhundert“ in fünf Bänden veröffentlicht wurden.

²⁰³ Pottasche war ein geschätztes Färbemittel, besonders für die Tuchherstellung.

²⁰⁴ *Hansisches Urkundenbuch* (HUB) I, 1876, Nr. 1028, 1300.

²⁰⁵ Bogucka, *Das alte Danzig*, S. 17, 61.

²⁰⁶ Tafel „Von Rehßen“.

macherstadt Kalkar, wobei schon der Familienname die frühere Profession des Färbers verrät.²⁰⁷

1458 wird unter den Begründern der Lübecker Leonhardsbruderschaft ein Hinrik van Reyse genannt und 1482 der Leonhardsbruder Hinrik van Reyse.²⁰⁸ Heinrich (Hinrik) van Rees d. Ä. (verst. 1504) erwähnt das Lübecker Bruderbuch der Krämerkompanie 1486 als ihr Mitglied. 1490 kaufte er in Reval Pelze an und führte sie nach Bergen op Zoom aus. 1497 verlor er allerdings seine in Reval und Riga angekauften Waren durch einen Sturm vor Kolberg, dem seine Transportschiffe zum Opfer fielen.²⁰⁹

Sein Bruder Bernhard (Berend, Bernd) d. Ä. (verst. 1506) verlegte spätestens in den 1480er-Jahren den Wohnort nach Danzig und wickelte wohl zusammen mit Heinrich im Familienkonsortium einen Warenaustausch großen Stils zwischen Lübeck und Danzig ab (aus Lübeck: u. a. Alaun, Schwefel, Rosinen, Sehnengarn; aus Danzig: u. a. litauisches Garn, Bauholz, Bernstein).²¹⁰ Auch der lukrative Wachshandel fiel in den Geschäftsbereich der Danziger von Reesen.²¹¹ Ein dritter Bruder, Gerdt von Reesen, lebte in Kampen.²¹² Möglicherweise war auch er in das Handelsnetzwerk der von Reesen eingebunden. So hatte besonders Kampen den niederländischen Ostseehandel in Schwung gebracht. 1497 passierten allein 69 Kampener Schiffe die Meerengen um Jütland herum in Richtung Ostsee.²¹³

Doch zurück zu Bernhard von Reesen: Bernhard bekam vom Rat der Stadt Danzig eine Kapelle in der Danziger Pfarrkirche St. Marien als Andachtsraum und Erbbegräbnis für seine Familie zur Verfügung gestellt. Diese Kapelle ist die erste im Chorumgang, links des Hochaltars (heute Kapelle „St. Johannis Enthauptung“). Mit dieser Ehrung waren besondere finanzielle Verpflichtungen verbunden, die für den bedeutenden Wohlstand des Danziger Familienzweigs sprechen. Voraussetzung war eine reiche Stiftung, aus der die dort die Messe lesenden Geistlichen zu bezahlen waren.²¹⁴

Die beiden Familienzweige der von Reesen in Danzig und Lübeck spielten in den intensiven Handelsbeziehungen Danzigs zu Portugal eine bedeutende Rolle. Hier war die portugiesische Faktorei in Antwerpen als Zwischenstation eingeschaltet. Seit der Entdeckung des Seeweges nach Indien durch Vasco da Gama (1497/98) lag das

²⁰⁷ Kaldewei (Hg.), *Die Stadt im Mittelalter*, S. 158 ff.

²⁰⁸ Fink, *Die Lübecker Leonhardsbruderschaft*, S. 325, 339: zit. nach Brand, S. 76.

²⁰⁹ *Hansisches Urkundenbuch*, Bd. 11 (1486–1500), zit. nach: Brand, S. 76.

²¹⁰ Stark, *Lübeck und Danzig*, S. 149, 245 f., zit. nach Brand, S. 76.

²¹¹ Stark, S. 121 (zit. nach Brand), S. 77.

²¹² Alle drei werden erwähnt in Stenzel Bornbachs „Genealogiae, Stam/Register und Abkünffte etzlicher vornehmen Geschlechter und Familien in der Kön. Stadt Danzig“ (2. Hälfte 16. Jhdt.), hier auch der Hinweis: „Die Herkunft der von Reesen soll sein aus Westphalen auss der Stadt Resse genant.“, zit. nach Brand, S. 63 f., 76; zu Gerdt von Reesen verweist Brand auf eine Mitteilung des Gemeindecarchivs Kampen, dass „Ghert van Rees ende sijn wijf Geertruit“ als Angehörige der dortigen 1456 gegründeten Bruderschaft St. Kuneramemories aufgeführt seien. Auszuschließen ist wohl ein Dorf gleichen Namens östlich von Danzig, vgl. Tafel „Von Rehse“.

²¹³ Dollinger, S. 330.

²¹⁴ Brand, S. 64, 77.

Hauptmonopol des europäischen Gewürzhandels in portugiesischer Hand. Danzig lieferte Getreide und das für den expandierenden Schiffbau dringend benötigte Bauholz Richtung Portugal und brachte Zucker, Pfeffer und andere Luxuswaren in den heimischen Hafen zurück. Bernd d. Ä. lieferte auf diese Weise wohl über Antwerpen 1498 und 1499 Tuche, Rosinen, Feigen und Pfeffer nach Danzig.

Ein Lübecker Heinrich von Reesen – wohl ein Sohn von Heinrich d. Ä. – erwarb an der Universität Rostock 1509/10 den Grad eines Magisters und kaufte 1508 in Antwerpen Zucker und andere Waren.²¹⁵ Hier deutet sich der Stellenwert einer Bildung auf der Höhe der Zeit an, der bei der Abwicklung von Geschäften und der Beziehungspflege im europäischen Maßstab von Vorteil war. Die Universität zu Rostock war die führende Hochschule der Ostseeregionen und Skandinaviens und seit Ende des 15. Jahrhunderts stark humanistisch ausgerichtet.²¹⁶

In der nächsten Generation – mit den Söhnen des Danzigers Bernhards d. Ä., Bernhard (1491–1521) und Heinrich (1497–1532) – setzen sich diese Tendenzen fort. Der junge Bernhard unterzeichnete einen Beschwerdebrief Danziger Bürger (direkt neben dem Namen des Bürgermeisters), den die Danziger Vertreter auf dem Lübecker Hanse tag 1518 einreichten, und vertrat die Familieninteressen am Hansekontor in Antwerpen. Zu seinen Aufgaben dürfte nicht zum wenigsten die Kontaktpflege zu portugiesischen Handelsherren gehört haben, zu deren Spitze Rodrigo Fernandez d'Almada gehörte. Almada war 1517 Sekretär der portugiesischen Vertretung (Faktorei) in Antwerpen und 1526 der „Faktor“ selbst.

Der vielseitig gebildete Almada unterhielt Beziehungen zu führenden Humanisten wie Erasmus von Rotterdam und ein freundschaftliches Verhältnis zu Albrecht Dürer, der ihn im Frühjahr 1521 in Antwerpen porträtierte,²¹⁷ wie auch den 30-jährigen Bernhard von Reesen (heute: Gemäldegalerie Alte Meister Dresden).²¹⁸ Eine nicht weniger beeindruckende Zeichnung Dürers aus dem gleichen Jahr zeigt möglicherweise ebenfalls Bernhard von Reesen (British Museum London).²¹⁹ Erna Brand vermutete, dass Almada den Kontakt Dürers zu Bernhard herstellte.



Abb. 9: Albrecht Dürer, *Bernhard von Reesen*, s. Anm. 218

²¹⁵ Brand, S. 64, 76.

²¹⁶ Schmitz, *Rostock*, Halbseite 1006.

²¹⁷ Brand, S. 65 f., 79.

²¹⁸ Albrecht Dürer, *Bernhard von Reesen*, 1521, Öl auf Eichenholz, 46,5 × 31,5 cm, Gemäldegalerie Alte Meister (SKD) Dresden, Online-Collection.

²¹⁹ Albrecht Dürer, *Portrait of a young man, possibly Bernhard von Reesen*, 1521, drawn, paper, 378 mm × 271 mm, Homepage: The British Museum London (Collection).

Noch im Oktober des gleichen Jahres verstarb Bernhard von Reesen in Antwerpen. Auch wenn der in etwa zeitgenössische Danziger Chronist Stenzel Bornbach diese Todesangabe mit dem Zusatz „*tempore pestis*“ versieht, ist die Pest als Todesursache angesichts sonst nicht nachgewiesener Pestfälle in Antwerpen und Danzig zweifelhaft.²²⁰

An die Stelle Bernhards in Antwerpen trat offensichtlich dessen jüngerer Bruder Heinrich, der vorerst die Erfolgskurve der familiären Geschäfte weiter fortsetzte. Stenzel Bornbach bezeichnet ihn als „*des Königes von Portugal Handeler, der grosse Ding getrieben hatt.*“ Die Familie hatte den jungen Mann wohl schon auf eine künftige Verwendung in Antwerpen hin zur Ausbildung nach Frankreich geschickt. Französisch war burgundische Hofsprache sowie die Geschäftssprache in Brabant mit den portugiesischen Verhandlungspartnern. 1528 bittet der schon erwähnte Almada – nun als Faktor des Königs von Portugal – in einem Brief über die Lieferung von Mastbäumen an den Danziger Rat, den Auftrag von Heinrich von Reesen ausführen zu lassen. Ein deutlicher Beleg für Heinrichs besondere Vertrauensstellung im Portugalhandel.

Im gleichen Jahr kann Heinrich es sich leisten, ein eigenes großes Handelsschiff bauen zu lassen, den „Michel von Danzig“: ein sogenanntes Kraweel, mit einer Kiel-länge, so lang wie die Krämergasse, wie Stenzel Bornbach zu berichten weiß. Wohl zwei Jahre später ließ der nach Danzig gereiste Gesandte des portugiesischen Königs Damiao de Góis (lat. de Goes) den „Michel von Danzig“ mit Waren für Lissabon beladen. Stenzel Bornbach erwähnt ein großes Geschäft über die Lieferung von Pfeffer und Getreide. De Góis war seit 1523 als Gesandter und Geschäftsmann seines Königs in Antwerpen präsent, studierte ab 1534 in Padua und entwickelte sich unter Anleitung seines Freundes Erasmus von Rotterdam zu einem beachteten Humanisten und Historiker. Wie in den Beziehungen seines Landsmanns Almadas zu Bernhard und Heinrich werden sich auch die Kontakte bei de Góis und Heinrich nicht nur auf rein wirtschaftliche Aspekte beschränkt haben. Ein gemeinsamer humanistischer Bildungshintergrund dürfte hier verbindend gewirkt haben.

Freilich war Heinrich von Reesen mit der großen Fahrt seines Kraweels in Richtung Portugal kein Glück beschieden. Auf dem Seeweg über den Sund, den man in Danzig bevorzugte, um den Lübecker Stapel zu umgehen, eignete sich der dänische König den „Michel von Danzig“ samt seiner Ladung an und leistete später nach Protesten Danzigs nur ungenügend Entschädigung.²²¹

Heinrich selbst wurde etwa zu dieser Zeit in Dordrecht festgesetzt, eine Antwort auf die vorausgegangene Beschlagnahme eines Dordrechter Schiffs in Danzig. Wohl erst die Bemühungen um seine Freisetzung bei Kaiser Karl V. führten 1531 zu seiner Entlassung. Die Beteiligung Heinrichs im gleichen Jahr an der Versicherung eines Lübecker Handelsschiffes,²²² das auf dem Meer zugrunde ging, brachte ihn zusätzlich

²²⁰ Brand, S. 64, 66.

²²¹ Brand, S. 67 f., 80 f.

²²² Hofmeister, *Eine hansische Seeversicherung*, S. 169 ff., zit. nach Brand, S. 81, s. a. Brand, S. 69.

in Bedrängnis. Nach diesen Schicksalsschlägen verstarb Heinrich von Reesen 1532 in Antwerpen und wurde dort in der Hauptkirche beigesetzt, ungewöhnlich für einen Fremden und sicher auch ein Ausdruck der Wertschätzung, die ihm hier entgegengebracht wurde.²²³

Heinrich, der wie sein Bruder Bernhard kinderlos stirbt, folgt der Bruder Wilhelm (nach Stenzel Bornbach) 1534 in den Tod.²²⁴ Dessen Söhne Heinrich und Wilhelm führen dann die Handelsvertretung der Familie in Antwerpen weiter fort. Von einem Sohn des Letzteren, dem Danziger Kaufmann Heinrich von Reesen, ist 1567 eine Roggenlieferung nach Groningen belegt.²²⁵

Der wirtschaftliche Abstieg ihres Vorfahren Heinrich begann mit dem Verlust des großen Kraweels, gebaut, um Transportkosten auf fremden Schiffen zu vermeiden. Die Aussicht auf den großen Gewinn im Portugalgeschäft ließ ihn die sonst übliche Vorsicht der Hansekaufleute vergessen, die ihre Waren meist nicht auf eigenen Schiffen transportierten und die Warenmengen auf mehrere Schiffe aufteilten, um Totalverluste zu vermeiden.²²⁶

So spiegelt die Geschichte der Fernhändlerdynastie der von Reesen in Danzig und Lübeck in der Schwellenzeit zwischen ausgehendem Mittelalter und Früher Neuzeit die großen Themen der Hansezeit wider: Handelspakete und -konkurrenzen, weitgespannte Handels- und Kulturkontakte, neues Weltbild und Humanismus, Mut zu neuen Wegen und Risikobereitschaft unter unsicheren Rahmenbedingungen.

6 Fazit

Rees frühe bedeutende Kaufmannssiedlung und älteste mittelalterliche Stadt am Unteren Niederrhein nördlich von Duisburg, war bis in das Spätmittelalter hinein in diesem Raum wirtschaftlich führend. Schon zu dieser Zeit ist eine Beteiligung an der Kaufmannshanse naheliegend, deren Handelsverbindungen die Ansiedlung von Vertretern der Reeser Schöffen- und Ministerialenfamilie von Reesen im Ostseeraum gefolgt sein dürfte. Hieraus entwickelte sich eine Fernhändlerdynastie der Hanse, die mit Hilfe ihres familiären Netzwerkes den Ost-West-Handel im großen Stil betrieb.

Unter allen Städten des Herzogtums Kleve lassen sich im 15. Jahrhundert nur Wesel, Duisburg, Kleve und Rees als Handelspartner im hansischen Ostseeraum nachweisen. Rees dürfte mit der Handelszulassung eines seiner Bürger im nordöstlichen Ostseeraum 1486 als hansezugehörig betrachtet worden sein.

Schon lange vor Gründung der klevischen Städtehanse 1540 taucht für diese Stadt die Bezeichnung als Hansestadt auf:

²²³ Brand, S. 70.

²²⁴ Brand, S. 64.

²²⁵ Tafel „*Von Rehse*n“.

²²⁶ Brand, S. 80.

- in der Allianz *niederrhein*ländischer Städte (in den Regionen Kleve, Geldern, Overijssel) gegen die Kölner Handelspolitik während der 1460er-Jahre,
- in der auf Auswertungen älterer Hansedokumente durch den Brügger Hansesekretär Roterdes zurückgehenden Liste der Hansestädte (1540) des Nimwegener Stadtsekretärs Poeyn. Dieser setzt Wesel als „Vorort“ an den Anfang. Rees folgt hier Wesel und Duisburg an dritter Stelle,
- in einem von Rees an Wesel gerichteten Schreiben vom 3. Mai 1540, das diesem die Vertretungsvollmacht auf dem Lübecker Hansestag am 23. Mai 1540 überträgt.
- Ebenso lässt eine Besprechung von Wesel, Duisburg, Emmerich und Rees am 10. März 1540 über Hansefreiheiten am Kontor in Brügge in Vorbereitung des kommenden Lübecker Hansestages auf die Nutzung der Hanseprivilegien an diesem Kontor durch Rees schließen und damit auf seine Geltung als Hansestadt am dortigen Kontor.

Hier zeichnet sich als neue Entwicklung ein Hansebewusstsein in städtischen „Hanselandschaften“ ab, das als solidarisierendes, verbindendes Element zwischen den Territorien am Unteren Niederrhein und den östlichen Niederlanden (den sogenannten „*Niederrhein*landen“) wirkte. Vertreter aus diesem Raum auf den Lübecker Hansestagen ab 1540 hatten jetzt den Status von Delegierten ihrer Städtereigionen. Diese wiederum partizipierten über Drittel-/Quartiertage und die Tage der regionalen Städtehanse an der Hansekommunikation.

Klar erwiesen ist die Zugehörigkeit und bedeutende Stellung der Stadt Rees innerhalb der von Wesel 1540 gegründeten klevischen Städtehanse, deren Ortschaften 1557/60 im Namen der Hanse legitimiert werden:

- Auf dem Lübecker Hansestag 1557 wurde den unter ihren „Vororten“ organisierten kleineren Städten, wenn auch nur vorläufig, das Hanserecht zugesprochen. 1560 geschah dies ohne diese Einschränkung: Eine hansische Delegation überreichte der englischen Regierung ein Verzeichnis aller Hansestädte, in dem nachfolgend vermerkt wurde, dass diese zusammen mit den ihnen zugeordneten kleineren Orten in den einzelnen Territorien (darunter auch Kleve) „die verbündete Gesellschaft der Deutschen Hanse bilden.“
- In dieser klevischen Städtehanse war Rees mit einer der höchsten Hansestaxen vertreten, wie auch als eine der privilegierten, sogenannten „Hauptstädte“ besonders stark in allgemeine Hanseangelegenheiten eingebunden. Rees verblieb schließlich als einzige dieser Städte neben Wesel am längsten in diesem regionalen Hanseverbund.

Im Gesamtergebnis ist Rees so nicht nur die Hansezugehörigkeit als eine der bedeutendsten Städte in der klevischen Städtehanse zuzusprechen, sondern auch eine deutlich ältere Beteiligung an Hanseaktivitäten.

7 Quellen- und Literaturverzeichnis

7.1 Archivquellen

- Landesarchiv Nordrhein-Westfalen (Abt. Rheinland (Duisburg), Kleve-Mark, Nr. 1739.
 StA Nimwegen, Bunde X (Rec. 1557).
 Stadtarchiv Geldern, Urkunden, A 414, 75.
 Stadtarchiv Geldern, Urkunden, A 414, 83.
 Stadtarchiv Rees: Kopialbuch der Stadt Rees (Copialis liber) 1473.
 Stadtarchiv Rees, Akten III.
 Stadtarchiv Wesel: StAW A1, 103/104, I. 6a.
 Stadtarchiv Wesel: StAW A1, 103/104, I. 16.

7.2 Edierte Quellen

- Clevische Chronik nach der Originalhandschrift des Gert van der Schuren, hrsg. v. Robert Scholten, Cleve 1884.
 Diederichs, Toni: Rheinische Städteseigel, hrsg. v. Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz e.V., Neuss 1984.
 Hansisches Urkundenbuch, Bd. 1 (975-1300), bearb. v. Konstantin Höhlbaum. Halle 1876.
 Hansisches Urkundenbuch, Bd. 9 (1486-1500), bearb. v. Walther Stein, München, Leipzig 1916.
 Hansisches Urkundenbuch, Bd. 9, 1463-1470, bearb. v. Walther Stein. Leipzig 1903.
 Heresbach, Konrad: Vier Bücher über Landwirtschaft. Bd. 1: Vom Landbau, hg. v. Wilhelm Abel. Übersetzung und kritischer Quellennachweis von Helmut Dreitzel, Meisenheim 1970.
 Inventare Hansischer Archive des sechzehnten Jahrhunderts, hg. v. Verein für hansische Geschichte, Kölner Inventare, Bd. 1: 1531-1571, bearb. v. Konstantin Höhlbaum unter Mitarbeit von Hermann Keussen, Leipzig 1896.
 Kunde, Anne Katrin (Hg.), Das Stammbuch der Grafen und Herzöge von Kleve, Museum Kurhaus Kleve 2017.
 Mooy, A. J. de (Hg.): Die geldrische Chronik des Willem van Berchen über die Jahre 1343 bis 1481, nach der Hamburger Handschrift, übersetzt von Paul Heßler, Geldern 2007.
 Niederländische Akten und Urkunden. Geschichte der Hanse und zur deutschen Seegeschichte, hg. v. Verein für hansische Geschichte, bearb. v. Rudolf Höpke, Bd. 1: 1531-1557, München, Leipzig 1913.
 Oediger, Friedrich Wilhelm: Die ältesten Urkunden des Stiftes Rees und die Gräfin Irmgardis, in: Annalen d. Hist. Vereins f. d. Niederrhein, Heft 148 (1949), S. 5-31.
 Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, 1. Bd. 313-1099, bearb. v. Friedrich Wilhelm Oediger, Bonn 1954-1961 (Nachdruck Düss. 1978).
 Die Urkunden des Stadtarchivs Rees. Regesten 1142-1499, bearb. v. Dieter Kastner, (Inventare nicht-staatlicher Archive 55) Landschaftsverband Rheinland, Köln 2015.
 „Von Rehsen, Rhesen, van Reeszen, Rees, Reße, Reze, Rex, Rheiden“ (handschriftlich), in: Genealogische Tafeln zu Familien aus Danzig sowie aus Westpreußen und Hinterpommern, hg. v. Verein für Familienforschung in Ost- und Westpreußen (VFFOW).

7.3 Fachliteratur

- 750 Jahre Stadt Rees. Ausstellung der Stadt Rees und der Archivberatungsstelle des Landschaftsverbandes Rheinland: 11.-18. Mai 1978, Katalog, bearb. v. Dieter Kastner, Rees 1978.

- Belting, Heinz: Das Franziskanerinnen-Kloster zu Rees. Erinnerung an den von 1436 bis 1811 bestanden Nonnenkonvent, in: Reeser Geschichtsfreund, Nr. 3/2009, S. 6-15.
- Bogucka, Maria: Das alte Danzig, Alltagsleben vom 15. bis 17. Jahrhundert, München 1987.
- Boockmann, Hartmut: Stauferzeit und spätes Mittelalter. Deutschland 1125-1517, (= Das Reich und die Deutschen 7), Berlin 1987.
- Brand, Erna: Untersuchungen zu Albrecht Dürers „Bildnis eines jungen Mannes“, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Jahrbuch 1970/71, S. 59-83.
- Burkhard, Wolfgang: 10000 Jahre Niederrhein, Kurzgefasste Geschichte der Region Duisburg – Wesel – Kleve. Kleve 1994.
- Doll, Eberhard: Jakob Gresel 1483-1552, Leben und Vermächtnis eines rheinisch-westfälischen Klerikers und Humanisten. Bramsche 1997.
- Dollinger, Philippe: Die Hanse, neu bearb. von Volker Henn, Nils Jörn, 6. vollständig überarbeitete und aktualisierte Aufl., Stuttgart 2012.
- Dösseler, Emil: Der Niederrhein und der deutsche Ostseeraum zur Hansezeit. Neue Quellenbeiträge zur Geschichte der niederrheinischen Auswanderung in die Ostseestädte und des niederrheinischen Ostseehandels vom 14. bis 16. Jahrhundert, in: Quellen und Forschungen zur Geschichte des Niederrheins, Bd. 1. 1940, S.1-212.
- Düffel, Jakob: Rees als Festung. Ein Beitrag zum 700jährigen Stadtjubiläum am 14. Juli 1928, in: Geschichtliche Landeskunde, Mitteilungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn, Jg. 1928, S.302-312.
- Düffel, Jakob: Bilder aus der Vergangenheit der Stadt und Festung Rees, mit einem Nachtrag von Hermann Terlingen, Kleve 1972.
- Flink, Klaus: Rees, Xanten, Geldern. Formen der städtischen und territorialen Entwicklung am Niederrhein I. (= Schriftenreihe des Kreises Kleve 2), Kleve 1981.
- Flink, Klaus: Die klevischen Herzöge und ihre Städte 1394-1592, in: Städtisches Museum Haus Koekoek, Kleve, Stadtmuseum Düsseldorf (Hg.), Land im Mittelpunkt der Mächte. Die Herzogtümer Jülich-Kleve-Berg, 3. überarb. Aufl. 1985, S. 75-98.
- Hammel-Kiesow, Rolf: Die Hanse, 5. Aufl., München 2014.
- Hävernich, Walter: Die Münzen von Köln. Die königlichen und erzbischöflichen Prägungen der Münzstätte Köln, sowie die Prägungen der Münzstätten des Erzstifts Köln, Köln 1935.
- Herzog, Harald: Die Kasematte am Falltor, in: Städtisches Museum Koenraad Bosman. Museum für Kunst und Stadtgeschichte, hrsg. von der Stadt Rees, Rees am Rhein 1997, S. 99-109.
- Hollweg, Otto: Wesel als Hansestadt 1407-1669. Ein Beitrag zur siebenhundertjährigen Wiederkehr seiner Erhebung zur Stadt, Wesel 1941 (Reprint Historische Vereinigung Wesel 1991).
- Hövelmann, Gregor: Die Kirche am Niederrhein im späten Mittelalter. Von der Mitte des 13. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts, in: Ders. (Hg.), Niederrheinische Kirchengeschichte in Zusammenarbeit mit Kurt Abels und Paul Dyckmans, Kevelaer 1965.
- Hövelmann, Gregor: Johann II., in: Städtisches Museum Haus Koekoek, Kleve, Stadtmuseum Düsseldorf (Hg.), Land im Mittelpunkt der Mächte. Die Herzogtümer Jülich-Kleve-Berg, 3. überarb. Aufl. 1985, S. 375.
- Illich, P.: Der Fund von Prag, in: Folia Numismatica: Supplementum da Acta Musei Moraviae 78/79 (1993/94) 8/9, S. 29-34.
- Jahnke, Carsten: Hansisch oder nicht-hansisch“ Die kleinen und großen Hansestädte, in: Juhan Kreem, Jürgen Sarnowsky, „Hansisch“ oder „nicht-hansisch“. Das Beispiel der kleinen Städte und Livlands in der Hanse. Wismar 2019.
- Kaldewei, Gerhard (Hg.): Die Stadt im Mittelalter. Kalkar und der Niederrhein, Bielefeld 1994.
- Kastner, Dieter: Die Territorialpolitik der Grafen von Kleve (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein insbesondere das alte Erzbistum Köln), Düsseldorf 1972.
- Kastner, Dieter: Stadterhebung, Stadtwerdung und das Privileg für Xanten vom 15. Juli 1228, in: Studien zur Geschichte der Stadt Xanten 1228-1978. Festschrift zum 750jährigen Stadtjubiläum, hg. von der Stadt Xanten, Köln 1978, S. 9-46.

- Kastner, Dieter: Rees. Geschichte der Stadt im Überblick, in: Städtisches Museum Koenraad Bosmann. Museum für Kunst und Stadtgeschichte, hg. v. d. Stadt Rees, Rees 1997, S. 63-98.
- Kelzenberg, Kathrin: Heilandfrömmigkeit im Nordwesten des Reiches. Die Herzogtümer Brabant, Geldern, Jülich und Kleve im späten Mittelalter, Heidelberg 2022.
- Klapheck, Richard: Die Baukunst am Niederrhein. Bd. 1. Düsseldorf 1916.
- Kuhlen, Klaus: Kriegstote aus Rees im 2. Weltkrieg. Bombenopfer in der Endphase des Zweiten Weltkriegs, in: Reeser Geschichtsfreund (Reeser Geschichtsfreund Ressa e.V.) Nr. 6/2003, S. 21-42.
- Kümper, Hiram: Der Traum vom ehrbaren Kaufmann. Die Deutschen und die Hanse, 2. Aufl., Berlin 2021.
- Liesegang, Erich: Recht und Verfassung von Rees. Ein Beitrag zur Städtegeschichte des Niederrheins, Berlin 1889.
- Liesegang, Erich: Niederrheinisches Städtewesen, vornehmlich im Mittelalter. Untersuchungen zur Verfassungsgeschichte der Clevischen Städte, Breslau 1897.
- Lindner, Theodor: Die deutsche Hanse. Ihre Geschichte und Bedeutung, Leipzig 1899.
- Matscha, Michael: Heinrich I. von Mülленark Erzbischof von Köln (1225-1238). Studien zur Kölner Kirchengeschichte, hrsg. v. Historischen Archiv des Erzbistums Köln, Siegburg 1992.
- Menadier, J.: Der Fund von Prag, in: Berliner Münzblätter 18 (1896), Sp. 2164-2169, 2180-2185, 2295-2203.
- Münker, Herbert: Die Weseler Schifffahrt vornehmlich zur Zeit des spanisch-niederländischen Krieges, Ein Beitrag zur Verkehrsgeschichte des Niederrheins, Wesel 1908.
- Nabrings, Ariel: Irmgardis von Süchteln. Volksheilige, Internetportal Rheinische Geschichte.
- Postel, Rainer: Der Niedergang der Hanse, in: Jörgen Bracker, Volker Henn, Rainer Postel (Hg.), Die Hanse-Lebenswirklichkeit und Mythos; Textband zur Hamburger Hanse-Ausstellung 1989, 4. Aufl., S.165-193.
- Prieur, Jutta: Die Hansestadt Wesel und ihre klevischen Beistädte, in: Werner Arand, Jutta Prieur, (Hg.): „zu Allen theilen Inß mittel gelegen“. Wesel und die Hanse an Rhein, IJssel und Lippe, Wesel 1991, S. 48-63.
- Puhle, Matthias: Organisationsmerkmale der Hanse, in: Die Hanse- Lebenswirklichkeit und Mythos; Textband zur Hamburger Hanse-Ausstellung von 1987, hg. v. Jörgen Bracker, Volker Henn u. Rainer Postel, 4. Aufl. Lübeck 2006, S. 196-201.
- Raddatz, Carlies Maria: Hanseatica des Stadtarchivs Wesel 1237-1669, (= Repertorien der Stadt Wesel 5), Wesel 1990.
- Raddatz, Carlies Maria: „zu Allen theilen Inß mittel gelegen.“ Wesels Stellung in der Organisation des Kölner Drittels und seine Bedeutung als Tagungsort, in: Werner Arand, Jutta Prieur (Hg.), „zu Allen theilen Inß mittel gelegen.“ Wesel und die Hanse an Rhein, IJssel und Lippe, Wesel 1991, S. 33-47.
- Riedel, Margret: St. Irmgardis. Herrscherin und Heilige vom Niederrhein, hg. Kulturwerk Niederrhein e.V. Wesel-Diersfordt 1985.
- Römer, Christoph: Die Hanse und die niederländische Städtewelt, in: Hanse in Europa. Brücke zwischen den Märkten 12.-17. Jahrhundert, hrsg. v. Kölnischen Stadtmuseum (Ausstellungskatalog) Köln, S. 121-136.
- Roos, Dieter: Jüdische Friedhöfe in Rees, Emmerich 1996.
- Salomon, Almuth: Die Beziehungen zwischen Köln und Westfalen im Rahmen der Hanse, in: Peter Berghaus, Siegfried Kessemeier (Hg.), Köln Westfalen 1180-1980, Landesgeschichte zwischen Rhein und Weser, Bd. 1 (Beiträge), S. 281-288.
- Schäfer, Bernd: Stiftsschule, in: Von der Stiftsschule zum Schulzentrum. Streifzug durch die Geschichte, Rees 2010.
- Schmitz, Jos.: „Rostock“, in: Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., 8. Bd. Freiburg 1936.
- Scholten, Robert: Zur Geschichte der Stadt Cleve, aus archivalischen Quellen, Cleve 1905 (Nachdruck Kleve 1980).
- Seier, Maria: Die Hanse auf dem Weg zum Städtebund. Hansische Reorganisationsbestrebungen an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, in: Hansische Geschichtsblätter 130 (2012), S.93-125.
- Selzer, Stephan: Die mittelalterliche Hanse, Darmstadt 2010.

- Stein, Walther: Die Hansestädte, in: *Hansische Geschichtsblätter* 19 (1913), S. 233-294 u. S. 519-560.
- Thissen, Bert; Benders, Jeroen: Von der Grafschaft zum Herzogtum 1288-ca.1343, in: Dolly Verhoeven (Hg.): *Grafschaft und Herzogtum Geldern 1025 bis 1543* (= Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Geldern und Umgegend 117), Geldern 2023, S.99-141.
- Veltzke, Veit: Die „Neue Frömmigkeit“ am Niederrhein, in: Ders. (Hg.), *Wesel und die Niederrheinlande*. Wesel 2018, S. 123- 162 (= Veltzke 2018a).
- Veltzke, Veit: Konrad Heresbach und das Gelehrtenenglück oder die Liebe zu Mechtelt und den Büchern, in: Ders. (Hg.), *Wesel und die Niederrheinlande*. Wesel 2018, S. 203-230 (= Veltzke 2018b).
- Werd, Guido de: *Die St. Nicolaikirche zu Kalkar*, 3. verbesserte Aufl., München, Berlin 1990.
- Werd, Guido de: Zum Werk von Dries Holthuys, in: *Der Bildhauer und seine künstlerischen Beziehungen zu einigen Zeitgenossen Dries Holthuys. Ein Meister des Mittelalters aus Kleve*, Ausstellungskatalog Museum Kurhaus Kleve, Kleve 2002.
- Wolters, Albrecht: *Konrad von Heresbach und der Clevische Hof zu seiner Zeit, nach neuen Quellen geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte des Reformationszeitalters und seines Humanismus*, Elberfeld 1867.

Autorinnen und Autoren

Pia Awater, MA

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik, Abteilung Niederlandistik der Universität Duisburg-Essen

E-Mail: pia.awater@uni-due.de

Dr. David de Boer

Universitair Docent für Politikgeschichte an der Radboud Universiteit Nijmegen

E-Mail: david.deboer@ru.nl

Max Dahlmer, MA

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Niederlandestudien der Universität Münster

E-Mail: max.dahlmer@uni-muenster.de

Prof. Dr. Ralf-Peter Fuchs

Professor i. R. für Landes- und Regionalgeschichte der Rhein-Maas-Region am Historischen Institut der Universität Duisburg-Essen

E-Mail: ralf-peter.fuchs@uni-due.de

Prof. Dr. Derya Gür-Şeker

Professorin für Kommunikation und Gesellschaft mit Schwerpunkt Soziale Medien an der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg

E-Mail: derya.guer-seker@h-brs.de

Prof. Dr. Gaby Herchert

Professorin i.R. am Institut für Germanistik, Mediävistik der Universität Duisburg-Essen

E-Mail: gaby.herchert@uni-due.de

PD Dr. Simone Loleit

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik, Mediävistik der Universität Duisburg-Essen

E-Mail: simone.loleit@uni-due.de

Prof. Dr. Judith Purkarthofer

Juniorprofessorin für Germanistische Linguistik mit Schwerpunkt Sprachliche Integration am Institut für Germanistik, Linguistik der Universität Duisburg-Essen

E-Mail: judith.purkarthofer@uni-due.de

Dr. Liane Schüller

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik, Literaturwissenschaft/-didaktik der Universität Duisburg-Essen

E-Mail: liane.schueller@uni-due.de

Karen Wallrich, MA

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik, Abteilung Niederlandistik der Universität Duisburg-Essen

E-Mail: karen.wallrich@uni-due.de

Feridun Zaimoglu

Schriftsteller, Drehbuchautor und Journalist